

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde in Wien

Unter ständiger Mitarbeit von

Hanns Koren, Franz Lipp, Oskar Moser und **Josef Ringler**

geleitet von

Leopold Schmidt

**Neue Serie
Band XVI**

**Gesamtserie
Band 65**

WIEN 1962

IM SELBSTVERLAG DES VEREINES FÜR VOLKSKUNDE

**Gedruckt
mit Unterstützung
des
Bundesministeriums für Unterricht
der
Burgenländischen Landesregierung
der
Niederösterreichischen Landesregierung
der
Steiermärkischen Landesregierung
des
Magistrates der Stadt Wien
und des
Notringes der wissenschaftlichen Verbände Österreichs**

Abhandlungen und Mitteilungen

Leopold Schmidt, Bienenhaltung und Bienenaufwecken zu Petri Stuhlfeier. Aus der Arbeit am Atlas der burgenländischen Volkskunde	1
Franz Thiel, Alte Dorfgestalten im niederösterreichischen Weinlande	18
Hubert Köhler, Der Ringstecken, ein altes Hirtengerät in der Obersteiermark	32
Karl Haiding, Wie der Prügelkrapfen gebacken wird (Mit 3 Abb.)	35
Karl Fiala, Ein volkstümliches Rezeptbuch aus Seekirchen	38
Maria Kundegraber, Sagenhafte Geschichten aus Lackenhof am Ötscher	65
Friedrich Johann Fischer, Der Abdecker. Seine Bedeutung als Träger magischer Vorstellungen im Zeitalter des Barocks	71
Leopold Schmidt, „Post sex“. Zu einem Bild der Wolfgangslgende in Niederösterreich (Mit 1 Abb.)	96
Franz Hutter, Das Tauschen-Kreuz nächst Kolla-Priel bei Melk (Mit 1 Abb.)	100
Leopold Schmidt, Die mitteleuropäischen Volkskundemuseen und ihre Aufgaben in der Mitte des 20. Jahrhunderts	129
Helene Grün n, Das Museum Neunkirchen. Spiegelbild einer Kulturlandschaft (Mit 16 Abb.)	147
Karl Ilg, Probleme und Aufgaben der Arbeitervolkskunde in Österreich	158
Hermann Goya, Horaz und die Zuckertüte	169
Anton Mitmannsgruber, Ein Donnerkeil im niederösterreichischen Mostviertel	177
Felix Karlinger, Inkubationsbrauchtum sardischer Wallfahrtskirchen	201
Hermann Steininger, Das Erhardiopfer in Wartberg im Mürztal, Steiermark (Mit 10 Abb.)	210
Maria Kundegraber, Die Wallfahrten der Gottscheer (Mit 1 Karte und 7 Abb.)	233
Nachrichten aus dem Archiv der österreichischen Volkskunde	
15. Klaus Beitzl, Ein volkskundlicher Dokumentationsversuch in Vorarlberg vor vierzig Jahren	102

Chronik der Volkskunde

Karl L u g m a y e r 70 Jahre	39
Salzburger Museum Carolino Augusteum, Ausstellungen	39
Planung eines österreichischen Freilichtmuseums	40
Das Brüder-Grimm-Museum in Kassel	40
Auszeichnung für Leopoldine Thaller	41
Verein und Museum in den Jahren 1961/62	106
Das neue Volkskundemuseum in Udine (Kundegraber)	110
Österreichisches Museum für Volkskunde:	
Ausstellung Volkstümliche Perlmutterarbeiten	110
Österreichische Volkskunstaussstellung in Oslo	178
Das Salzburger Volkskundemuseum im Hellbrunner Monatsschlößl	178
Ein Kärntner Freilichtmuseum in Maria Saal	179
Volkskunde an den österreichischen Hochschulen:	
Universität Graz: Habilitation Oskar Moser	41
Universität Wien: Promotio sub auspiciis praesidentis: Georg Reitter	111
Auszeichnung: Anna G a m e r i t h	111
Österreich und die Volkskunde Japans	111
Ein Volkskunde-Vorhaben des Europa-Rates	112
Auszeichnung: Leopold S c h m i d t	179
Märchentagung in Innsbruck	179
Tagung des Österreichischen Fachverbandes für Volkskunde (Dietmar Assmann)	179
Rudolf K r i s s 60 Jahre alt (Schmidt)	261
3. Europäische Volkskunde-Konferenz in Brüssel 1962 (Kl. Beitzl)	263
Volkskunde beim Österreichischen Historikertag in Eisenstadt 1962 (Schmidt)	266
4. Internationale Arbeitstagung der Commission du Dictionnaire encyclopédique des populations de l'Europe in Marburg an der Lahn (Kl. Beitzl)	267
Nachrufe:	
Werner L y n g e † (Schmidt)	41
Boris O r e l † (Kundegraber)	41
Richard W e i ß † (Schmidt)	180
Heinrich J u n g w i r t h (Schmidt)	182
Franz O t t m a n n (Schmidt)	184
Elmar v o n S c h w a r t z † (Schmidt)	184
Zur Erinnerung an Richard W e i ß (Richard Beitzl)	268

Literatur der Volkskunde

Ake Hultkrantz, General Ethnological Concepts (Schmidt) . . .	43
Alpes orientales (III) Hg. Robert Wildhaber (Schmidt)	44
Archivalische Vorarbeiten zur Österreichischen Kunsttopographie (Schmidt)	44
Klaus Beitzl, Die Umgangsriesen (Kretzenbacher)	45
Roland Rainer, Anonymes Bauen / Nordburgenland (Schmidt)	48
Franz Kirnbauer und Karl Leopold Schubert, Der gemeine alte Eisenerztische Berck-Reimen (Schmidt)	49
Josef Lahensteiner, Oberpinzgau; Mitterpinzgau; Unterpinzgau (Schmidt)	50
Joachim Schwebel, Volksglaube und Volksbrauch im Hannover- schen Wendland (Haiding)	51
Will-Erich Peuckert, Deutsche Sagen I. Niederdeutschland (Schmidt)	53
Elli Zenker-Starzacher, Märchen aus nah und fern (Haiding)	55
Franz Braumann, Der verzauberte Schimmel (Schmidt)	57
Albert Burckhardt, Rügen — Binz — Göhren — Putbus (Schmidt)	57
Paul Hugger, Amden (Beitzl)	57
Laienmaler, Ausstellung im Gewerbemuseum Basel (Schmidt)	59
Müveltseg es hagamany. Studia ethnologica Hungariae et centralis ac orientalis Europae (Schmidt)	59
Jahresberichte des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege 1958—1961 (Schmidt)	60
Die Märchen der Weltliteratur, neue Bände (Schmidt)	
Bertha Kößler-Ilg, Indianermärchen aus den Kordilleren	114
Felix Karlinger, Inselmärchen des Mittelmeeres	115
Angelika Merkelbach-Pinck, Lothringer Volksmärchen	115
Alfred Cammann, Westpreußische Märchen (Schmidt)	116
Lutz Röhrich, Erzählungen des späten Mittelalters und ihr Weiterleben in Literatur und Volksdichtung bis zur Gegenwart, I (Schmidt)	116
Max Lüthi, Volksmärchen und Volkssage (Schmidt)	117
Harry Trommer, Das Geschenk des Trolls (Schmidt)	119
Käthe Altwallstädt, Die blaue Rose. Märchen aus Polen (Schmidt)	120
C. Narciss, Lügenmärchen aus alter und neuer Zeit (Schmidt) .	120
Hubert Kaut, Alt-Wiener Spielzeugschachtel. Wiener Kinderspiel- zeug (Kundegraber)	121
Reimmichls Volkskalender für das Jahr 1962 (Schmidt)	122

Der Vordernberger Bergreim. Hg. Franz Kirnbauer und Ludwig Müllner (Schmidt)	122
Walter Dreizner und Fritz Fischer, Usedom (Schmidt)	122
Wastl Fanderl, Annamirl, Zuckaschnürl, Altbairisches Liederbuch (Karlinger)	123
Edmund Schneeweis, Serbokroatische Volkskunde, I. Teil. Volksglaube und Volksbrauch (Kundegraber)	124
Arnoldo Ciarocchi und Ermanno Mori, Le tavolette votive italiane (Rudolf Kriss)	125
R. Hansham, Burgenland (Wildhaber)	185
Hans Commenda, Alois Greil (Schmidt)	186
Beiträge zur Kultur- und Kunstgeschichte Tirols. Hg. von Nikolaus Grass (Schmidt)	187
Maria Grass-Cornet, Bildhafte Feiern im Osterfestkreis (Schmidt)	188
Otto Wimmer, Handbuch der Namen und Heiligen mit einer Geschichte des christlichen Kalenders (Schindler)	189
Kiem Pauli, Sammlungen Oberbayrischer Volkslieder (Karlinger)	189
Wolfgang Stammer, Wort und Bild (Schmidt)	190
Max Lüthi, Märchen (Schmidt)	192
Gerhard Matern, Zur Vorgeschichte und Geschichte der Fronleichnamtsfeier besonders in Spanien (Schmidt)	193
Charles Maillier, Le culte de Saint Martin en Pays Drouais (Beitl)	194
Stany Gauthier, Meubles et ensembles auvergnats (Klaus Beitl)	194
Walter Fostier, Folklore vivant (Klaus Beitl)	195
Jahresberichte des Bundesrealgymnasiums und -Gymnasiums für Slowenen in Klagenfurt (Kundegraber)	196
Rudolf Kriss und Hubert Kriss-Heinrich, Volksglaube im Bereich des Islams, Bd. II (Schmidt)	272
Robert Löbl, Burgenland (Schmidt)	273
Barbara Pflaum und Theodor F. Meyseis, Via sacra. Die Pilgerstraße nach Mariazell (Schmidt)	274
Else Giordani, Die Linzer Hafner-Offizin (Schmidt)	274
Max Bauböck, Die Anfänge der Kränzl-Druckerei in Ried (Schmidt)	275
Erich Nußbaumer, Vom Markt zur Stadt. Festschrift der Stadt Spittal zum Kärntner Gedenkjahr 1960 (Schmidt)	275
Bertl Petrei, Jahrtausende ziehen mit uns. Der Roman der Vierberger (Schmidt)	277
Bernhard Capesius, Die Landler in Siebenbürgen (Schmidt)	277

Hans G ü t h l e i n, J. M. R i t z, Franz Prinz Wittgenstein, Das Feuchtwanger Heimatmuseum (Schmidt)	278
Irmgard H a m p p, Beschwörung — Segen — Gebet, Untersuchungen zum Zauberspruch aus dem Gebiet der Volksheilkunde (Grabner)	278
Leopold S c h m i d t, Das deutsche Volksschauspiel. Ein Handbuch (Kretzenbacher)	281
Will-Erich P e u c k e r t, Deutsche Sagen, Bd. II, Oberdeutschland (Schmidt)	283
Kurt R a n k e, Schleswig-Holsteinische Volksmärchen, Bd. III (Schmidt)	284
Georg S c h r e i b e r, Der Bergbau in Geschichte, Ethos und Sakral- kultur (Schmidt)	285
Festschrift für Georg S c h r e i b e r, Gesammelte Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens (Schmidt)	286
Hans K ü n k e l, Auf den kargen Hügeln der Neumark (Schmidt)	287
Erich P h l e p s, Siebenbürgen, Lande des Segens (Klier)	288
Emil S i g e r u s und Hans W ü h r, Siebenbürgisch-sächsische Leinen- stickereien (Kundegraber)	288
Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde an der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Neue Bände (Schmidt):	
Bd. 4/II: Wolfgang S t e i n i t z, Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten, Bd. II	289
Bd. 20: Waldemar L i u n g m a n, Die schwedischen Volksmärchen	290
Bd. 25: Wolfgang J a c o b e i t, Schafhaltung und Schäfer in Zentraleuropa bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts	291
Bd. 28: Reinhard P e e s c h, Die Fischerkommünen auf Rügen und Hiddensee	291
Horst S t r o h b a c h und Rudolph S t r a u ß, Das Limbacher Land (Schmidt)	292
Jaromir J e c h, Tschechische Volksmärchen (Schmidt)	292
Béla K r i s z t i n k o v i c h, Habaner Fayencen (Mais)	293
Schwedische Volkskunde. Festschrift für Sigfrid S v e n s s o n (Schmidt)	294
The Frank C. B r o w n Collection of North Carolina Folklore. Bd. V. Hg. von Wayland D. H a n d (Schmidt)	295

*

Anzeigen

Einlauf 1959—1961 / Österreichische Landes- und Heimatkunden	61
Einlauf 1959—1962 / Sage	126
Einlauf 1959—1962 / Gerät und Möbel	197
Einlauf 1961—1962 / Wallfahrtsvolkskunde	296

Bienenhaltung und Bienenaufwecken zu Petri Stuhlfeier

Aus der Arbeit am Atlas der burgenländischen Volkskunde

Von Leopold Schmidt

Das Burgenland war und ist ein gutes Bienenland. Fast im ganzen Lande wurde und wird die Bienenzucht gepflegt, zum Teil war man schon früh organisatorisch darum bemüht¹⁾. Volkkundlich hat man sich erst spät darum gekümmert, und dann fast nur die alten Bienenwohnungen festgestellt²⁾. Das Brauchtum der Imker blieb unbeachtet. Es war schon viel, daß man gelegentlich bei der Aufzeichnung der einzelnen Terminbräuche im Jahreslauf auch auf einen Bientag einging. So konnte Johann Kodatsch vor mehr als dreißig Jahren in seinem recht stoffreichen Überblick über die Jahresbräuche im Burgenland feststellen: „Am 22. Februar, am Tage Petri Stuhlfeier, geht der Bienenvater nach altem Brauch zu den Bienen. Er erweckt die in festen Brocken aneinander sitzenden Bienen aus ihrem ‚Winterschlaf‘, klopft an die Körbe und hält eine Ansprache, daß es bereits ‚auswärts‘ gehe, daß sie also die härteste Zeit überstanden haben“³⁾. Das war immerhin ein Anhaltspunkt, denn diese Art des „Bienenweckens“ zu Petri Stuhlfeier ist ein auch weiterhin bekannter Brauch, der vor allem aus den angrenzenden Bundesländern Niederösterreich und Steiermark geläufig war und sich daher flächig verfolgen zu lassen schien.

Andererseits war damit aber das Hauptgewicht auf den Terminbrauch gelenkt, im Gegensatz zu anderen Landschaften, wo man sich der Bienenvolkskunde stärker von der Sachkultur, vor allem

¹⁾ Bienenvater. Zeitschrift des Österreichischen Imkerbundes. Jänner 1956 (Burgenland-Nummer).

²⁾ Schmidt, Volkskunde des Burgenlandes (in: Burgenland-Landeskunde, Wien 1951), S. 628.

Jozsef Csaba, A vendek népi mehesz kedeseiröl (Sur l'apiculture populaire des Vendes) (Ethnographia Nepelet, Bd. LIX, Budapest 1948, S. 125—128).

³⁾ Johann Kodatsch, Sitten und Bräuche im Burgenland (Mitteilungen des Burgenländischen Heimat- und Naturschutzvereines, Bd. IV, Eisenstadt 1930, Nr. 1—3, S. 47).

von der traditionellen Gestaltung der alten Bienenwohnungen her annahm⁴⁾. Die Betonung des Termins hatte umgekehrt den Vorteil, bei einer weiteren Erkundung gleich die eventuell anders bestimmte Geltung des Tages mit feststellen zu können. Tatsächlich ergab sich durch eine kleine Veröffentlichung von Adalbert Riedl 1952 über die Bedeutung des Petri-Stuhlfeier-Tages als Pferdetag in Krobotek die Veranlassung, den Termin nunmehr auch von dieser Seite her ins Auge zu fassen⁵⁾. Die Befragung, die beide Terminbestimmungen erfassen sollte, wurde 1953 in die „Umfrage über die Brauchgestalten und Glaubenszüge im Spätwinter“ aufgenommen, und zwar als Frage: „22. Februar, Petri Stuhlfeier: Wird der Tag besonders gefeiert? Gilt er als Ruhetag der Pferde? Gibt es einen Brauch, die Bienen an diesem (oder einem anderen) Tag aufzuwecken?“ Der Erfolg dieser Umfrage war erstaunlich groß. In nicht weniger als 116 Orten bemühte man sich um positive Antworten, die zum Teil beträchtlich über den Fragestoff hinausgingen. Es ergaben sich wie in mehreren ähnlichen Fällen Mitteilungen über Sachverhalte, von denen bisher nichts bekannt gewesen war. Das mehr oder minder zunftartige Festbrauchtum der Bienezüchter vor allem des mittleren Burgenlandes trat dabei zutage, so daß unsere Kenntnis vom internen Volksleben im Lande mit einem Mal beträchtlich erweitert erschien. Zur Ergänzung zeichnete Dr. Norbert Riedl 1955 wieder bei Heimatvertriebenen aus Westungarn, vor allem vom Heideboden, entsprechende Angaben auf, so daß sich das Verbreitungsbild dieser Erscheinungen auch noch nach dem Osten hin ausweitete. Aus allen diesen Angaben ließ sich 1955 durch Dr. Riedl eine anschauliche Karte, III/20, erstellen, die späterhin durch die Eintragung der besonderen Bedeutung von Neckenmarkt noch erweitert werden konnte. Anschlüsse nach dem Westen hin wurden nicht angestrebt, da bei einer so dichten Verbreitung die Aufarbeitung der parallelen Erscheinungen vor allem in der Oststeiermark doch der steirischen Volkskunde vorbehalten bleiben muß. Umgekehrt wäre ja auch der Anschluß nach dem Osten über die westungarischen Grenzsiedlungen hinaus wichtig, doch muß dieser wieder von der ungarischen Volkskunde geleistet werden, da in den Jahren der Atlas-Bearbeitung eine auch nur annähernd zureichende Befragung des Gebietes von uns aus nicht möglich war.

⁴⁾ Bruno Schier, Die historische Bienenkunde im Dienste der Volksforschung (Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 54, Stuttgart 1958, S. 131 ff.).

⁵⁾ Adalbert Riedl, Ein seltener Brauch im Burgenland (Volk und Heimat, Bd. V, 1952, Nr. 6, S. 11).

I.

Ortsweise Antworten nach Bezirken angeordnet.

Bezirk Neusiedl

Nickelsdorf:

Vor einigen Jahren wurde der Brauch als Bienenfest in zwei Familien noch begangen. Und zwar wurde eine hl. Messe bestellt, man fand sich in der Kirche ein und am Abend wurde eine kleine Tafel gegeben.

Pamhagen:

Hier wird am 22. Februar regelmäßig eine hl. Messe für die Imker des Dorfes gelesen. Sonstige Bräuche sind nicht bekannt.

St. Andrä:

Seit Jahren wird am 22. Februar eine Messe für die Imker gelesen. Der Brauch angeblich vom Lehrer eingeführt.

Weiden am See:

Früher war es Brauch, daß die Imker ein Kalb kauften und es beim Bienenvater verzehrten. Den Wein dazu brachten die Imker mit, und der Schmaus dauerte oft bis in die Früh. Auch wurde an diesem Tag ein Requiem für die verstorbenen Imker gelesen.

Winden am See:

Der Bienenvater weckt am 22. Februar die Bienen auf.

Zurndorf:

Die Imker versammeln sich am 22. Februar im Gasthaus.

Bezirk Eisenstadt

Hornstein:

Die Bienen werden am 22. Februar durch Klopfen geweckt.

Müllendorf:

Petri Stuhlfeier wurde als Patron der Bienen verehrt.

Stotzing:

Der Brauch des Bienenweckens am 22. Februar war einst bekannt. An diesem Tage trafen sich die Bienenzüchter Stotzings (und auch teilweise der Nachbargemeinden) zu einem geselligen Beisammensein im Wirtshaus.

Wimpassing:

Petri Stuhlfeier wird als Patron der Bienen verehrt. Früher wurde an diesem Tag um guten Ertrag gebetet. War ein Imker todkrank, so mußte an den Bienenkorb geklopft werden, damit die Bienen nicht fortziehen.

Zillingthal:

Das Bienenwecken war einmal bekannt, aber seitdem es keine Bienen mehr gibt, ist es in Vergessenheit geraten. Sonst nichts bekannt.

Bezirk Mattersburg

Baumgarten:

Früher fand am 22. Februar das Wecken der Bienen statt. Nachschau, Reinigen der Stöcke, bzw. Vorbereitung und Fütterung der Bienen. Petri Stuhlfeier gilt als Patron der Bienen. Früher waren im Ort über sechs Bienenväter, heute (1953) kaum drei Anfänger.

Marz:

Die Bienen werden am 22. Februar aufgeweckt.

Sigleß:

Als Patronin der Imker wird am 18. Jänner die hl. Priska verehrt. Meistens ließen sich die Bienenzüchter an diesem Tage eine Messe lesen.

Bezirk Oberpullendorf

Bubendorf:

Noch nach dem ersten Weltkrieg versäumte selten ein Imker an diesem Tag den Gottesdienst. Nach der Heimkehr von der Kirche wurde an die Bienenstöcke geklopft, um die Bienen zu wecken. Die jetzigen Imker verwenden keine Bienenkörbe mehr und wecken an die Tag die Bienen nicht mehr.

Deutsch-Gerisdorf:

Die Imker klopfen am 22. Februar an die Bienenstöcke. Hernach gibt es meist ein gemütliches Treffen.

Dörfel:

Am 22. Februar wird ein „Bienenamt“ (Messe) gehalten.

Deutschkreuz:

Früher fand am 22. Februar ein „Bienenamt“ statt.

Draßmarkt:

Im allgemeinen ist der 22. Februar kein besonderer Tag. Von einem der Bienenväter wird in der Kirche ein Amt „gezahlt“, an dem die Imker teilnehmen.

Frankenau:

Der 22. Februar ist ein wichtiger Tag für die Imker. Nunmehr ist die Zeit gekommen, daß die Bienen zum ersten Reinigungsflug ausfliegen. Man beklopft die Stöcke und weiß Bescheid, was noch lebt, bzw. verendet ist.

Glashütten:

Durch Klopfen werden am 22. Februar die Bienen aufgeweckt.

Hammerreich:

Vor 1900 wurde Petri Stuhlfeier gefeiert.

Die Bienen(stöcke) werden an diesem Tag gereinigt, wenn das Wetter günstig ist.

Haschendorf:

Hier weiß man, daß am 22. Februar in Neckenmarkt ein „Bienenamt“ für die Imker stattfindet.

Hochstraß:

Das Aufwecken der Bienen richtet sich nach der Witterung.

Horitschon:

Früher wurde am 22. Februar ein hl. Amt von den Imkern bestellt. Heute besteht dieser Brauch, wie man weiß, noch in Neckenmarkt.

Karl:

Es ist üblich, die Bienen aufzuwecken.

Kleinwarasdorf:

Noch vor etwa 25 Jahren (also um 1928) kamen an diesem Tag (22. Februar) die Imker in einem Gasthaus zusammen, meistens zu geselligem Beisammensein und anschließendem Tanz.

An diesem Tag ließen die Imker auch eine Messe lesen, um für ihre Bienen Gottes Segen zu erleben.

- Klostermarienber**g:
Am 22. Februar klopf't der Bienenvater an die Wand des Bienenkorb'es.
- Kobersdorf**:
Petri Stuhlfeier hat früher als Patron der Bienenzüchter gegolten.
- Langental**:
Die alten Imker gingen am 22. Februar in das Bienenhaus und beteten.
- Lackenbach**:
Am 22. Februar lassen die Imker eine hl. Messe lesen und nehmen selbst daran teil. Nachher gehen sie zum Bienenhaus, klopf'en an und wecken die Bienen.
- Landsee**:
Als es im Dorf noch viele Bienenzüchter gab, wurde am 22. Februar ein „Bienenamt“ gelesen. Seit ungefähr sechzig Jahren (also etwa seit 1890) ist dieser Brauch ausgestorben.
- Langeck**:
Es ist Brauch, am 22. Februar die Bienen aufzuwecken.
- Lutzmannsburg**:
Früher war der Brauch bekannt, am 22. Februar die Bienen aufzuwecken, heute nicht mehr.
- Mannersdorf a. d. Rabnitz**:
Der „Beinlvoda“ (Imker) weckt die Bienen mit den Worten: „Bein! stehts auf, heint is Petri Stuhlfeier!“ — und klopf't dabei an jeden Bienenstock.
- Neckenmarkt**:
Der Imkerverband erscheint am 22. Februar geschlossen mit Abzeichen zur hl. Messe, die für diesen Zweck gelesen wird.
- Neudorf bei Landsee**:
Es ist Brauch, am 22. Februar die Bienen aufzuwecken.
- Neutal**:
Es ist Brauch, an diesem Tag an die Beute zu klopf'en, mit den Worten: „Petri Stuhlfeier ist, erwacht!“
An diesem Tag wurde von den Imkern eine hl. Messe gezahlt und dieselbe von den Imkern besucht. Leider ist dies seit einigen Jahren nicht mehr gebräuchlich.
- Mitterpullendorf**:
Das „Bienen-Aufwecken“ am 22. Februar ist bekannt.
- Oberpullendorf**:
Hier werden die Bienen bereits am 2. Februar aufgeweckt.
- Oberpetersdorf**:
Die Bienen wurden am 22. Februar aufgeweckt.
- Oberrabnitz**:
Es ist Brauch, die Bienen am 22. Februar aufzuwecken.
- Pilgersdorf**:
Es ist Brauch, am 22. Februar die Bienen aufzuwecken.
- Piringsdorf**:
Am 22. Februar gehen die Imker des Dorfes gemeinsam zur heiligen Messe, die auf ihre Meinung aufgeopfert wird. Vor der Messe gehen sie zu dem Bienenhaus und klopf'en an, um die Bienen aufzuwecken.

Ritzing:

Manche Imker klopfen am 22. Februar an den Stock, um durch ein durch das Klopfen bewirktes kurzes Aufbrausen im Stock zu hören, ob das Volk gut überwintert hat und lebt. Somit begann das Volk die Reinigungsausflüge.

Schwendgraben:

Am 22. Februar wurde eine hl. Messe von den Bienenvätern gestiftet.

Steinbach:

„Bienenwecken“ am 22. Februar ist bekannt. Der Imker pflegt an diesem Tage die Bienenstöcke aufzusuchen und durch dreimaliges Anklopfen zu wecken. Der Zweck des Anklopfens ist der, daß man sieht, ob die Bienen „lebendig“ sind.

Tschurndorf:

Hier soll es vor achtzig Jahren (also etwa um 1873) vorgekommen sein, daß man am 22. Februar die Bienen aufgeweckt hat.

Unterpetersdorf:

Am 22. Februar gehen die Imker zum „Bienenamt“ nach Neckenmarkt. Nachher gemütliches Beisammensein aller Imker der Umgebung in einem Gasthof. Beim Bienenamt in der Kirche gehen die Imker mit brennender Kerze um den Altar zur Opferung und opfern die brennende Kerze.

Weppersdorf:

Der 22. Februar wird mit einer Imkerversammlung gefeiert.

Bezirk Oberwart

Badersdorf:

In früheren Zeiten wurden am 22. Februar die Bienenvölker von den toten Bienen gesäubert.

Buchschachen:

In früheren Zeiten wurde der Brauch des Bienenaufweckens am 22. Februar geübt. Heute wird er nicht mehr gehalten.

Dreihütten:

Am 22. Februar ist das „Bienenaufwecken“. Die Bienenstöcke werden gerüttelt, um den Bienen anzudeuten, daß es bald Frühling sei.

Drumling:

Am 22. Februar werden die Bienenstöcke berührt.

Dürnbach:

Früher war es üblich, am 22. Februar die Bienen aufzuwecken.

Edlitz im Burgenland:

Der Brauch, die Bienen aufzuwecken, ist bekannt; jedoch ist es üblich, daß die Imker an diesem Tag bei jedem Bienenstock nachsehen, ob alles in Ordnung ist.

Eisenzicken:

Die Überlieferung zum Brauch des Bienenaufweckens am 22. Februar ist bekannt, doch wird der Brauch nicht ausgeübt.

Glashütten bei Schlaining:

Das Bienenwecken zu Petri Stuhlfeier ist bekannt, jedoch selten geübt.

Grafenschachen:

Am 22. Februar weckt man die Bienen auf. Man klopft beim Stock an und spricht „Bienen stehts auf.“

- Harmisch:**
Es ist Brauch, die Bienen am 22. Februar aufzuwecken. Die Bienenstöcke werden ausgeputzt.
- Hochart:**
Der Brauch, die Bienen am 22. Februar aufzuwecken, ist bekannt. Es wird jedoch nur davon gesprochen. „Man soll es tun“, heißt es.
- Kemetten:**
Noch um das Jahr 1925 bestand der Brauch, an Bienenstöcken zu klopfen, um sich von der Lebensfähigkeit der Bienen zu überzeugen.
- Kleinpetersdorf:**
Am 22. Februar werden die Bienenstöcke geöffnet und gereinigt.
- Kohfidisch:**
Das Volk sagt am 22. Februar: „Heute werden die Bienen gerissen.“
- Kroisegg:**
Am 22. Februar kommen nur Fütterungen vor.
- Mariasdorf:**
Vereinzelt war es früher üblich, die Bienen am 22. Februar von ihrem Winterschlaf aufzuwecken, durch dreimaliges Anklopfen an den Bienenkasten.
- Miedlingsdorf:**
Am 22. Februar sollen die Bienen ihren ersten Ausflug halten.
- Mischendorf:**
Die Bienenkörbe (Strohkörbe) wurden am 22. Februar gereinigt, tote Bienen daraus entfernt.
- Neustift bei Schlaining: — Bergwerk Sulzriegel:**
Es ist Brauch, am 22. Februar die Bienen aufzuwecken.
- Oberdorf:**
Es ist Brauch, am 22. Februar die Bienen aufzuwecken.
- Podgoria:**
Am 22. Februar geht jeder Bienenzüchter zum Bienenhaus und klopft bei jedem Volk an: Wecken der Völker. Die Völker müssen noch das halbe Futter haben, dann brauchen sie keine Frühjahrsfütterung. Es soll an diesem Tag schön sein, da an ihm der Reinigungsflug der Bienen stattfindet.
- Rechnitz:**
Am 22. Februar läßt man die Bienen zum Reinigungsflug heraus.
- Rettenbach:**
Früher war es bekannt, daß man am 22. Februar die Bienen aufweckte. Heute aber nimmer.
- Rotenturm an der Pinka:**
Am 22. Februar wurde in früherer Zeit bei jedem Wetter bei den Bienen zum ersten Mal nachgesehen, ob sie Futter brauchten, und auch ausgeputzt.
- Schreibersdorf:**
Am 22. Februar wurden einst die Bienen durch Klopfen an das Bienenhaus geweckt.
- Stadt Schlaining:**
Zu Petri Stuhlfeier werden die Bienen gereinigt.

Stuben:

Am 22. Februar werden die Bienen aufgeweckt.

Unterschützen:

Am 22. Februar werden die Bienen aufgeweckt.

Welgersdorf:

Die Bienen werden am 22. Februar durch Klopfen mit einem großen Schlüssel geweckt.

Woppendorf:

Vor etwa vierzig Jahren (also 1913) hat es den Brauch noch gegeben, die Bienen am 22. Februar aufzuwecken.

Bezirk Güssing

Bocksdorf:

Früher hieß es: „An Petri Stuhlfeier werden die Bienenvölker gekehrt.“

Deutsch-Bieling:

Man kennt den Brauch, die Bienen aufzuwecken, doch nur aus Büchern.

Deutsch-Ehrendorf:

Es ist Brauch, die Bienen am 22. Februar aufzuwecken.

Deutsch-Tschantschendorf:

Der Brauch, am 22. Februar bei den Bienen Nachschau zu halten, ist noch bekannt.

Eberau:

Am 22. Februar werden die Bienenstöcke gehoben; die Bienen sollen ausgeputzt werden.

Eisenhüttl:

Am 22. Februar wird der Bienenstand vom Imker aufgesucht und gereinigt.

Gamischdorf:

Bei halbwegs schönem Wetter wird am 22. Februar der Bienenstand geöffnet und gereinigt.

Inzenhof:

Am 22. Februar werden die Bienen aufgeweckt. Man klopft mit dem Finger an die Beuten.

Kleinmürbisch:

Am 22. Februar wird Bienennachschau gehalten, ohne Brauchgestaltung.

Kukmirn:

Einst war es üblich, am 22. Februar den Honig aus dem Bienenkorb herauszunehmen, wodurch die Bienen aufgeweckt wurden.

Luising:

Es war früher bekannt, die Bienen am 22. Februar aufzuwecken. Die Bienenstöcke wurden ausgekehrt.

Neuberg:

Es ist Brauch, die Bienen am 22. Februar aufzuwecken und die Bienenstöcke zu reinigen.

Neudauberg:

Die Bienenstöcke wurden früher am 22. Februar von den toten Bienen gereinigt und der überflüssige Honig wurde herausgenommen.

- Neusiedl bei Güssing:**
Wenn die Bienen im Korb sind, werden sie am 22. Februar gereinigt, dabei wird der noch vorhandene überschüssige Honig entzogen.
- Neustift bei Güssing:**
Es ist Brauch, am 22. Februar die Bienen aufzuwecken.
- Oberbildein:**
„Zu Petri Stuhl
putzt man die Bienen wuhl (wohl)“.
- Ollersdorf:**
Die Bienenstöcke (Strohkörbe) werden am 22. Februar vom Bodenbrett aufgehoben und diese gereinigt.
- Punitz:**
Die Bienenstöcke werden am 22. Februar geputzt.
- Rehgraben:**
Der Imker weckt am 22. Februar seine Bienen aus dem Winterschlaf auf.
- Reinersdorf:**
Es ist Brauch, die Bienen am 22. Februar aufzuwecken.
- Rohr bei Güssing:**
Die Bienen werden am 22. Februar in einen frischen Korb gegeben.
- Stegersbach:**
Am 22. Februar ist erster Bienenausflug.
- Steinfurt:**
Der 22. Februar wird nicht besonders gefeiert, nur die Bienenstöcke werden ohne besonderen Brauch geöffnet und gereinigt.
- Tobay:**
Am 22. Februar werden die Bienen mit Honig betreut. Man will so insbesondere den jungen Bienen helfen und sie aufwecken.
- Urbersdorf:**
Die Bienenstöcke werden am 22. Februar gereinigt.

Bezirk Jennersdorf

- Bonisdorf:**
Am 22. Februar wird den Bienen der überflüssige Honig genommen.
- Heiligenkreuz im Lafnitztal:**
Früher war es üblich, die Bienen am 22. Februar aufzuwecken.
- Henndorf:**
Man soll am 22. Februar die Bienenstöcke öffnen und nachschauen, ob die Bienen genügend Futter haben.
- Königsdorf:**
Am 22. Februar werden die Bienenkörbe vom Brett gehoben und gereinigt. Bienenstöcke müssen auch gereinigt werden, weil die Bienen an diesem Tage das erste Lebenszeichen geben.
- Krobotek:**
Es ist Brauch, am 22. Februar die Bienen aufzuwecken.
- Mogersdorf:**
Es ist Brauch, die Bienen am 22. Februar aufzuwecken. Bei günstiger Witterung werden die Bienen auch schon zu Pauli Bekehrung (25. Jänner) zum Reinigungsflug geweckt.

Neumarkt an der Raab:

Die Bienen werden am 22. Februar aufgeweckt. Dabei sagt man:
„Biene wach auf, Biene wach auf,
der ‚Belenzitag‘ ist draußen!“

Oberdrosen:

Es ist Brauch, die Bienen am 22. Februar aufzuwecken. Es wird nachgesehen, ob die Völker gut überwinterten. Haben sie noch viel Honig, so wird welcher entnommen.

Rohrbrunn:

Es gab in den Zwanzigerjahren (um 1920) noch den Brauch, am 22. Februar die Bienenstöcke von Unrat (Mist) zu reinigen und die Bienen aufzuwecken. Heute wird dieser Brauch nicht mehr gepflegt.

Rudersdorf:

Am 22. Februar wird den Bienen der Honig genommen.

Rax-Bergen:

Am 22. Februar sollen die Bienen zu fliegen beginnen — der Bienenvater weckt sie auf.

Windisch-Minihof:

Der Bienenstock wird am 19. März, dem Josefitag, aufgemacht.

Westungarn

Harkau:

Am 22. Februar war Bienenvätertag. Die Bienen wurden an diesem Tag durch dreimaliges Klopfen geweckt. Dazu wurde auch etwas gesagt, was aber dem Gewährsmann unbekannt ist.

St. Peter am Heideboden:

Am 22. Februar war „Bienenamt“.

Zanegg:

Am 22. Februar war „Bienenamt“. Die Bienen wurden durch Klopfen geweckt. Wenn der 22. Februar noch in den Fasching fiel, dann war an dem Tag oft auch Ball.

II.

Das Aufwecken der Bienen erfolgt bei uns also fast ausnahmslos an dem Tag „Petri Stuhlfeier“, im Kirchenkalender eigentlich „Cathedra Petri“ genannt, einem Tag, der im Volksbrauch weithin als eine Art von Frühlingsanfang gilt⁶⁾. Besonders innerhalb der Viehwirtschaft gilt dieser Termin, gewissermaßen als Tag des Wiedererstehens aller möglicher Lebensformen, die im Winter notgedrungen ruhen mußten. Die Ansetzung des Tages ist vielfach als Interpretatio christiana heidnisch-römischen Festbrauches angesehen worden. Es handelt sich um die der „Parentalia“, des

⁶⁾ Paul Sartori, Art. Petri Stuhlfeier (Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. VI, Sp. 1531 ff.).

Richard Beitzl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde, 2. Aufl., Stuttgart 1955. S. 603.

römischen Toten- und Seelenfestes einerseits⁷⁾ und um die der direkt anschließenden „Caristia“, eines sehr volkstümlichen fröhlichen Festes⁸⁾. Die Kirche hat ihr Fest vom 4. Jahrhundert an in Geltung gebracht, wobei es nicht ganz sicher scheint, ob es sich nicht ursprünglich um die Feier des Totenfestes des hl. Petrus gehandelt haben mag, die man eben mit dem altrömischen Totenfest zusammenfallen lassen wollte⁹⁾. Späterhin verstand man „Cathedra Petri“ jedenfalls als Fest der Einsetzung des Heiligen als Bischof, und zwar zunächst in Antiochia und späterhin in Rom. Daraus ergaben sich zwei Festtage, von denen der eine am 18. Jänner, der andere eben am 22. Februar angesetzt wurde. Die übliche Regelung ist erst 1558 durch Papst Paul IV. verfügt worden. Der ältere Termin schimmert gelegentlich noch durch, so vermutlich in Sigleß, wo man am 18. Jänner eine hl. Priska als Patronin der Imker verehrte. Es handelt sich offenbar um ein Mißverstehen des Kalenders: Am 18. Jänner stand wohl in einem lokalen Festverzeichnis „prisca cathedra Petri“, das alte Fest Petri Stuhlfeier, und daraus las man eine eigene Heilige Prisca, von der weiter nichts bekannt ist¹⁰⁾. Das ähnelt der Sanctifikation der Wochentage in der Ostkirche¹¹⁾.

Es bleibt aber auch in unserem Zusammenhang von Wichtigkeit, daß das Fest schon früh als fröhliches Gemeinschaftsfest mit entsprechendem Mahl abgehalten wurde. Beachtenswert klingt die Ermahnung der zweiten Synode von Tours vom Jahre 567 aus: „Sunt etiam, qui in festivitate cathedrae domini Petri apostoli cibos mortuis offerunt et post missas redeunt ad domos proprias

7) Gustav Gugitz, Das Jahr und seine Feste im Volksbrauch Österreichs. Bd. I, Wien 1949. S. 100.

8) Sartori, wie Anmerkung 6, Sp. 1531.

9) Sartori, ebenso, Sp. 1532 (nach Archiv für Religionswissenschaft, Bd. 20, 1921, S. 385 ff.).

10) Die Heiligenlegende führt Priska als römische Märtyrerin, die vom hl. Petrus getauft worden sein und im Alter von dreizehn Jahren unter Kaiser Claudius das Martyrium erlitten haben soll. Vgl. Ludwig Donin, Leben und Thaten der Heiligen Gottes. Bd. I, Wien 1853. S. 117.

Die Legende ausführlicher bei Henricus Fabritius, Auszug Bewerter Historien Der Fürnembsten Heiligen Gottes usw., Köln 1599. S. 49. Ihre Attribute sind Adler, Löwe und Schwert. Vgl. Dietrich H. Kerler, Die Patronate der Heiligen. Ulm 1905. S. 5.

11) vgl. Georg Schreiber, Die Wochentage im Erlebnis der Ostkirche und des christlichen Abendlandes (= Wissenschaftliche Abhandlungen der Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, Bd. 11) Köln 1959.

ad gentiliū revertuntur errores“¹²⁾. Das Fest wurde also als Totenfest begangen, und man widmete Festspeisen nicht nur den Toten, sondern noch weit mehr den Lebenden. Das entspricht dem merkwürdigen Synkretismus gallo-römischer Art im merowingischen Frankenreich, der weit nach dem Osten hin ausgestrahlt hat¹³⁾. Als fränkisches Brauchtum ist solches Festessen am Tag Petri Stuhlfeier vermutlich schon früh auch in die später bayerisch-österreichischen Lande eingedrungen.

Die Frühlingsbräuche dagegen, die sich an den Tag heften, sind wohl eher germanischer Herkunft. Auffällig ist, wie stark dabei der Frühlingsbeginn für alles fliegende Getier betont wird. Am bekanntesten sind die entsprechenden Bräuche aus Westfalen, die als „Sonnenvogel-Aufwecken“ unter den verschiedensten Begründungen abgehalten werden¹⁴⁾. Meist sind es Kinder, die mit einem Holzhammer an die Pfosten der Häuser klopfen und Brauchlieder dabei absingen, die alle auf das Ausfliegen der „Sünne-Vugel“ bezugnehmen. Man meint mit diesen „Vögeln“ Schmetterlinge und Käfer, und glaubt vielfach, es handle sich um das Austreiben von Ungeziefer. Dagegen spricht freilich, daß man gelegentlich die „Sunnevögel“ oder „Süllvögel“ in der Form eines Brauchspielzeuges darstellt. So fertigen die Kinder in Brilon einen derartigen papierernen Vogel und identifizieren ihn mit dem Hahn des hl. Petrus, werfen ihn schließlich auch in den Brunnen, über dem die Statue des Heiligen steht¹⁵⁾. Dazu paßt gut, daß sich auch in anderen Landschaften dieser Tag als Frühlingsanfang für alles fliegende Getier erweist. Man betreibt beispielsweise in Mecklenburg die Reinigung der Hühnerställe und der Taubenkobel, womit wiederum das Aus- und Auffliegen dieser gefiederten Haustiere verbunden ist. Man könnte auch in diesem Zusammenhang auf das antike Totenfest zurückgreifen und alle diese geflügelten Geschöpfe als die typischen Seelentiere auffassen. Gustav G u g i t z hat erfolgreich versucht, diese Interpretation durchzuführen¹⁶⁾. Aber das Aufwecken aller geflügelten Tiere einerseits und der Hahn als Attribut-Tier des Tagespatrones

¹²⁾ Ulrich J a h n, Die deutschen Opfergebräuche bei Ackerbau und Viehzucht (= Germanistische Abhandlungen, Bd. III) Breslau 1884. S. 116).

¹³⁾ Andreas Ludwig Veit, Antik-sakrales Brauchtum im merowingischen Gallien (Volk und Volkstum. Jahrbuch für Volkskunde, Bd. I, München 1936, S. 121 ff.).

¹⁴⁾ Paul Sartori, Westfälische Volkskunde. Leipzig 1922. S. 143 ff.

¹⁵⁾ E. Fuhrmann und A. Schneider, Kirche und Volkstum im deutschen Raum. Zusammengestellt zur pädagogischen Auswertung im volkskundlichen Unterricht, Paderborn 1936. S. 106 f.

¹⁶⁾ G u g i t z, Das Jahr, wie Anmerkung 7, Bd. I, S. 100.

andererseits lassen sich doch nicht so ohne weiteres mit diesen altertümlichen Toten-Seelen-Vorstellungen übereinstimmen. Die Möglichkeit einer gewissen Zusammengehörigkeit aller dieser Vorstellungen soll keineswegs geleugnet werden. An direkten Beweisen dafür scheint es aber noch zu fehlen.

Das „Aufwecken“ der Bienen gehört zweifellos in diesen ganzen Zusammenhang, stellt aber doch eine bedeutsame Spezialisierung dar. Man kann es auch kaum mit dem erwähnten Totenfestbrauch in Beziehung setzen, wie dies Gugitz mit Heranziehung des Beleges aus dem oberen Ybbstal versucht hat. Die Aufzeichnung von Eduard Stepan aus Göstling an der Ybbs im Jahr 1920 scheint mir nämlich dafür nicht aussagekräftig genug zu sein. Stepan teilt folgendes mit: „Zu Petri Stuhlfeier werden die Bienen durch Anklopfen an die Bienenstöcke aufgeweckt und muß ihnen gesagt werden, wer im Hause gestorben, sonst sterben die Völker ab, auch kommen sie selbst und fragen sich an“¹⁷⁾. Keine andere Mitteilung über den Brauch des Bienenaufweckens spricht davon, daß mit dem Anklopfen an die Stöcke die Ansage eines Todesfalles verbunden war. Dieses Ansagen erfolgt im Gegenteil nach vielen Zeugnissen überall gleich nach dem Todesfall selbst¹⁸⁾. Es dürfte sich daher bei Stepan um die Kontamination zweier Notizen handeln, die keinen Anspruch auf eine weiterführende Interpretation besitzt. Man muß also die Bienenaufwecken getrennt von derartigen Glaubensmeinungen zu überblicken versuchen.

Mit der Aufzeichnung Stepans ist eine der frühesten Aufschreibungen des Brauches in unserem Gebiet gegeben. Zu der Nachricht aus dem westlichen Niederösterreich trat späterhin eine weitere aus dem südöstlichen, nämlich aus Kirchau¹⁹⁾. Dann schloß sich die Mitteilung Hans Rohrer's für Steiermark an: „Da (zu Petri Stuhlfeier) gingen die Vorfahren zum Stande, klopfen an die Körbe und riefen ‚Beinl, auf, St. Peter ist im Lande, und zogen das Kranawettstäudel, das seit dem Herbste vor dem Flugloche steckte und den Mäusen den Eintritt verwehrte, weg‘. Zu Stuhl-

¹⁷⁾ Eduard Stepan, Heimatkunde der Gemeinde Göstling in der Ybbs. Wien 1920. S. 229.
Danach Edmund Frieß (Unsere Heimat N.-Ö., Bd. I, Wien 1932, S. 84) und Gugitz, wie oben Anmerkung 7.

¹⁸⁾ Für das Burgenland vgl. Kodatsch, wie oben Anmerkung 3, S. 47.

¹⁹⁾ Leopold Teufelsbauer, Das Jahresbrauchtum in Österreich. Bd. I Niederösterreich. Wien 1935. S. 38.

²⁰⁾ Hans Rohrer, Volkskundliches von der Bienenzucht in Steiermark (Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, Bd. IV, Bühl 1930, S. 67).

feier muß man die Bienen auslassen, die Roß' und die alten Weiber ausjagen: lautet der Volksspruch²⁰⁾." Nach dem Westen hin wird von dieser Geltung des Termins nichts berichtet. In der Schweiz scheint zumindest stellenweise der 24. Februar, der Tag des hl. Mathias die gleiche Geltung genossen zu haben. So ließ man in Welsch-Freiburg an diesem Tag die Bienen zum ersten Mal ausfliegen²¹⁾. Nach dem Norden zu hat wohl der Protestantismus zum Teil die alte Geltung des Tages Petri Stuhlfeier zum Verschwinden gebracht. Es gab aber immerhin noch Reste davon. So in Löbernitz in Anhalt, wo man an diesem Tag Hühnerstall, Taubenboden und Bienenstöcke reinigte: sie sollten dann von Ungeziefer frei bleiben²²⁾. Und in Mecklenburg interpretierte man „Petri Stuhlfeier“ mit „Petri Staulfege“ und meinte, wenn das Wetter irgend darnach sei, müsse man die Bienenstöcke reinigen, das heißt, mit einem Flederwisch den Schmutz von dem Bodenbrette unter dem Bienenkorbe wegfegen²³⁾.

Das ist nun auch der Brauch der Bienenzüchter, wie er ganz allgemein für diese Vorfrühlingstage geübt wird. Heinrich Fraberger hat eindringlich geschildert, was da zu tun ist: „Der ärgste Winter ist überstanden. In der letzten Nacht ist es auf einmal warm geworden. Ein wohliger Lufthauch geht einem entgegen. Der Bienenzüchter weiß schon: ‚Heute werden die Bienen zum ersten Male fliegen‘. Gleich in der Früh treibt es ihm zum Bienenstande. Er schaut. Auf den Bodenbrettern liegen die alten Winterleichen. Nur ruhig herauskrücken! Gleich gut besichtigen²⁴⁾“. Und dann kommen genauere Anweisungen, wie die Reinigung vorzunehmen ist, und wie sich der dadurch vorbereitete erste Ausflug der Bienen abspielt. Es handelt sich also um eine bienenwirtschaftlich durchaus klare Notwendigkeit, den wirklichen Anfang des Bienenjahres. Er wird nur in unseren Landschaften direkt an den alten Heiligentermin gebunden, wogegen die moderne Praxis sich offensichtlich nur mehr nach dem Wetter richtet.

Eventuell gibt es auch einen Zusammenhang zwischen Wetter und Termin in dem Sinn, daß sich in einer breiten von Norden

²¹⁾ Melchior Soeder, Bienen und Bienenhalten in der Schweiz (= Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Bd. 34), Basel 1952. S. 203.

²²⁾ Alfred Wirth, Anhaltische Volkskunde. Dessau 1932. S. 221.

²³⁾ Karl Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg. Bd. II, Wien 1880. S. 253, Nr. 1317.

²⁴⁾ Heinrich Fraberger, Beim Volksbienenzüchter (= Deutsche Hausbücherei, Bd. 91) Wien 1923. S. 22 f.

nach Süden verlaufenden Zone im östlichen Mitteleuropa der 22. Februar als der witterungsmäßig günstigste Tag erwiesen hat und dementsprechend beibehalten wurde. Es ist immerhin auffällig, daß die Landschaften des westlichen Mitteleuropa und die westeuropäischen darüber hinaus den Termin in diesem Sinn nicht kennen.

Für unseren Anteil an dieser Zone hat die Beibehaltung des Termins jedenfalls noch viel mehr als den einfachen Brauch des Bienenaufweckens ergeben. Es ist daraus ein Festtag der Bienenzüchter geworden, die in zunftartiger Geschlossenheit den Tag als ihren Festtag begehen, und zwar mit geistlichem und weltlichem Festbrauchtum. Im ganzen nördlichen und im mittleren Burgenland muß der Tag noch vor wenigen Jahrzehnten ein echter volksmäßiger Festtag gewesen sein, als Standestag ähnlich wie der Vinzenzitag als Festtag der Holzhauer, mit gestiftetem Gottesdienst einerseits und weltlichem Festmahl anderseits. Für die Aufzeichner stand meist die Stiftung einer Messe, die mitunter auch als „Bienenamt“ bezeichnet wird, im Vordergrund. Manchmal, wie in Weiden am See, sprach man auch von einem Requiem für die im Lauf des vergangenen Jahres verstorbenen Imker. Solche eigens gestiftete Messen kannte man im Bezirk Neusiedl in Nickelsdorf, Pamhagen, St. Andrä und Weiden am See. Im Bezirk Mattersburg kannte man eine solche Messe in Sigleß, aber eben, wie schon erwähnt, am 18. Jänner, dem Tag der angeblichen hl. Priska. Die meisten Nennungen finden sich im Bezirk Oberpullendorf, und zwar aus den Orten Bubendorf, Dörfel, Deutschkreutz, Draßmarkt, Haschendorf, Horitschon, Kleinwarasdorf, Lackenbach, Landsee, Neckenmarkt, Neutal, Piringsdorf, Schwendgraben und Unterpetersdorf. Neckenmarkt stellte einen gewissen Mittelpunkt dar. Auf das dortige „Bienenamt“ mit seinem Kerzenopfer beziehen sich die Nachrichten aus Haschendorf, Horitschon und Unterpetersdorf. Da spiegeln sich also vermutlich alte Zusammengehörigkeitsverhältnisse, die Bienenzüchter dieser Orte gehörten offenbar einer größeren Neckenmarkter Imkervereinigung an.

Die Nachrichten über ein gemeinsames Festmahl am gleichen Tag oder am Abend des gleichen Tages sind bedeutend weniger zahlreich. Vermutlich haben die Aufzeichner davon weniger Kenntnis gehabt oder die Angelegenheit als Wirtshausbesuch keiner Erwähnung für wert gehalten. Immerhin haben wir Belege im Bezirk Neusiedl aus Nickelsdorf und Zurndorf; aus dem Bezirk Eisenstadt aus Stotzing; aus dem Bezirk Oberpullendorf aus Deutsch-Gerisdorf, Kleinwarasdorf und Weppers-

dorf. An die große Feier in Neckenmarkt schloß sich selbstverständlich auch ein „gemütliches Beisammensein“, also die vereinsmäßige Fassung des alten Gemeinschaftsmahles. Man darf sich bei dieser Gelegenheit wohl daran erinnern, daß Petri Stuhlfeier schon früh im Rufe solcher Mahl-Freudigkeit stand. Vielleicht gehören die kalendarischen Bezeichnungen „festum Petri epularum“, zu deutsch „St. Peters Zech“ auch hierher²⁵⁾. Es sind nur keine allgemeinen Festmahle geblieben, sondern ausgesprochene Veranstaltungen kleinerer Kreise ständisch-zünftischer Art, in diesem Fall geradezu das jahresmäßige Festmahl der Imker, für den speziellen Bereich gleichzeitig auch eine Art von Neujahrs-Festmahl, zur Eröffnung des Bienenjahres.

Auffälligerweise gibt es Festmesse und Festmahl der Bienenzüchter bei uns nur in den nördlichen Landesbezirken, mit der Südgrenze des Bezirkes Oberpullendorf hören die Belege völlig auf. Das Bienenaufwecken an sich ist den Bienenzüchtern der drei südlichen Bezirke ebenfalls vertraut, die Belege sind sogar zahlreich und dicht. Aber von irgendeiner Gemeinschaftsveranstaltung wird nichts mehr berichtet. Es ist also vermutlich dieses Gemeinschaftsbrauchtum herrschaftlich gestützt gewesen, wohl auch kirchlicherseits gefördert, aber eben nur im Norden, wogegen im Süden anscheinend kein ähnliches Interesse dafür bestand.

*

Petri Stuhlfeier war, wie durch unsere Umfrage miterhoben wurde, auch ein Feiertag für die P f e r d e. Adalbert Riedl hatte 1952 in Krobotek aufzeichnen können, daß dort, im Bezirk Jennersdorf, die Pferde an diesem Tag nicht eingespannt wurden. „Der Bauer Franz Leiner, Krobotek Nr. 35, erzählt, daß sein Vater an diesem Tage das Ruhelassen der Pferde so einhielt, daß er sie nicht einmal bei einem Unglücksfall einspannte und das ist in dieser Gemeinde von besonderer Bedeutung, denn weit und breit ist kein Arzt und in der Gemeinde sind wenig Pferde. Dieser Brauch wird auch heute noch gehalten. Angeblich sollen die Pferde auch besser gefüttert werden“²⁶⁾. Die Nachprüfung durch die Atlas-Umfrage hat ergeben, daß der Brauch im Lande noch mehrfach bekannt ist. Im Norden ist davon freilich nicht die Rede. Erst im Bezirk Mattersburg wußten die Orte Baumgarten und Marz davon, im ganzen Bezirk Oberpullendorf merkwürdigerweise nur

²⁵⁾ Gugitz, wie Anmerkung 7, Bd. I, S. 100.

²⁶⁾ Riedl, wie Anmerkung 5.

der eine Ort Mitterpullendorf. Auch im Bezirk Oberwart kannte nur die Gemeinde Kroisegg den Brauch. Nach dem Süden hin vermehren sich die Zeugnisse. Im Bezirk Güssing wissen die Orte Großmürbisch und Rehgraben davon zu berichten, und im Bezirk Jennersdorf schließlich die Orte Krobotek, Maria Bild, Mogersdorf, Rax-Bergen und Rax-Dorf. Im weiteren Bereich sind es meist andere Vorfrühlingstage, an denen man die Pferde ruhen ließ, mitunter erst Frühlingstermine, beispielsweise der Georgstag²⁷⁾.

²⁷⁾ Paul Sartori, Sitte und Brauch. Bd. III, Leipzig 1914. S. 169.

Alte Dorfgestalten im niederösterreichischen Weinlande

Von Franz Thiel

Die Technik wirkte wie eine Revolution im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben unserer Landgemeinden; sie riß die alten Einrichtungen nieder und baute etwas ganz Neues auf. Die alte bescheidene Hausindustrie, das genügsame Kleingewerbe, das zumftmäßig betriebene patriarchalische Handwerk, der Hausierhandel und verschiedene alte Berufe, die sich oft recht kümmerlich ihr Brot verdienten, gehören heute der Vergangenheit an und unsere hastende und vorwärtsstrebende Zeit hat dies alles vergessen. Wer kennt heute einen Hausweber oder einen Handwebstuhl? Dieses Gewerbe war einmal in jedem Dorfe zu finden und die Mistelbacher Weberzunft gehört zu den ältesten unserer Heimat. Andere kleine Leute, die im wirtschaftlichen Vorleben einmal wichtig waren, sind sang- und klanglos verschwunden; nirgends findet sich eine Aufzeichnung von dem Leben und Schaffen dieser Menschen, die als „kleine Leute“ in der Dorfgemeinschaft gar nicht beachtet wurden; sie standen immer recht weit im Hintergrund, traten niemals besonders hervor, arbeiteten um einen geringen Lohn und schlugen sich so recht und schlecht durch das Leben durch; irdische Reichtümer konnten sie nicht ansammeln, weil ihr Verdienst oft nicht hinreichte, um die täglichen Bedürfnisse zu decken.

Bei einem Dorffeste, am Kirtag und bei einem Jahrmarkt fehlte nie der *Gottscheeberer* mit seinem Glücksspiel „Hoch und Nieder“ und mit seinem Korb voll Zuckerln, die er in kleinen Schachteln sauber verpackt hatte. In einem kleinen Sack verwahrte er die 100 Lose, die er zuvor ordentlich durcheinander schüttelte und dem Spieler hinhielt; der sagte zuvor z. B. „hoch“ und zog ein Los heraus; hatte es die Zahl von 50 bis 100, so hatte er gewonnen und der *Gottscheeberer* gab ihm eine Schachtel von Zuckerln. Zog er aber ein Los mit der 1 bis 50, so hatte der Spieler verloren und er konnte sein Glück noch einmal versuchen. Der *Gottscheeberer* stand auf einem verkehrsreichen Platz und ermunterte die Vorbeigehenden zu einem Spiel, doch vermied er

das Geschrei und die überlaute Propaganda; er stammte aus der deutschen Sprachinsel Gottschee in Krain, wo die armen Bewohner dieser Karstlandschaft gezwungen waren, sich um einen Nebenwerb umzusehen. Es waren ruhige, nüchterne und sparsame Männer, die keinen Kreuzer unnötig ausgaben, weil daheim Weib und Kind mit Sehnsucht auf den Vater warteten, daß er mit einem bescheidenen Spargroschen heimkehrte. Den Lebensunterhalt erbettelten sie sich; ruhte er sich im Straßengraben oder vor einem Haustor aus, dann erzählte er den Kindern, die vor ihm standen, Geschichten aus seiner Jugendzeit oder aus seiner fernen Heimat.

Eine ähnliche Gestalt war der **Bosniak** mit seinem Korb voll Gebrauchsgegenständen: Ohr- und Fingerringe, Spiegel, Haarkämme, Knöpfe, Schuhriemen, Kinderspielsachen u. dergl., der langsam und bedächtig durch die Dörfer hausieren ging; er war ein Dalmatiner oder stammte gar aus Bosnien und trug auch die Landestracht, durch die er sofort auffiel: Opanken an den Füßen, enganliegende blaue Hosen, braunen Rock, der aber nie zugeknöpft wurde, und auf dem Kopf einen Fez, dessen Quaste weit herabhing. Die Kinder fürchteten einen Bosniaken, dessen dunkelbraune Gesichtsfarbe den Südländer verriet und der sehr wortkarg war. Sein Jähzorn und sein trotziger Gesichtsausdruck flößte uns wenig Zutrauen ein und wir gingen ihm gerne aus dem Weg; mancher war aber recht hilfsbereit und zeigte uns verschiedene Kunststücke aus seiner südlichen Heimat, die unser reges Interesse erweckten. Sein Verdienst war oft so gering, daß ihm mildtätige Familien das Essen umsonst gaben, wofür er sich vielmals bedankte. Den offenen Korb trug er im Dorfe an einem breiten Lederriemen auf der Vorderseite des Körpers, so daß er beide Hände frei hatte. Die Schmucksachen glänzten im hellen Sonnenschein und lockten die Jugend, besonders die Mädchen zum Kaufe an. Nach dem ersten Weltkrieg blieben die Gottscheeberer und die Bosniaken aus, weil sie einem anderen Staate angehörten, der ihnen die Ausreise verweigerte.

Sehr selten zeigte sich der **Schaukastenträger**, der in einer Holzkiste ein Bergwerk, eine Krippe, eine Stadt oder eine Landschaft hatte, die er den Kindern zur Ansicht bot; warf man in eine Spalte ein Geldstück, so bewegten sich die Figuren und in das Bild kam Leben; dies währte aber nur kurze Zeit, dann blieb alles stehen. Der Mann deckte mit einem Tuch den Schaukasten zu und wanderte still weiter.

Gern gesehen waren im Weinlande bei den Bäuerinnen die **Leinenhändler** aus Schlesien und Nordmähren, Sternberg, Deutsch-Liebau und Oskau mit ihren ausgezeichneten Erzeugnis-

sen, die einen besonderen Ruf hatten. Ihre selbstgewebte und mit Wasser gebleichte „Hausleinwand“ fand in unseren Dörfern starken Absatz. Sie brachten mit einem Fuhrwerk und später mit der Eisenbahn eine größere Menge, die sie bei einem Bekannten einlagerten; davon nahmen sie soviel, als sie tragen konnten, in einem großen blauen Tragtuch mit und gingen hausieren. Die schwere Last — „Pinkel“ genannt — nahmen sie auf den Rücken, banden die Enden des Tuches über der Brust zu einem Knoten zusammen, in den sie den Meterstab steckten, auf den sie beide Hände legten, und schritten langsam in leicht gebückter Haltung dahin. Sie machten keine Reklame, priesen nicht mit überschwenglichen Reden ihre Ware, sondern waren still und ruhig, weil sie überall ihre Stammkunden hatten, die oft schon auf die Leinwand warteten. Da sie festgesetzte Preise hatten, entfiel das Handeln und Feilschen. Diese Hausierer waren wirklich arme Leute, denen der Dichter G. Hauptmann in seinem Schauspiel „Die Weber“ ein schönes Denkmal gesetzt hat. Sie freuten sich, wenn sie ein Glas Wein, ein Stück Brot oder gar ein Geselchtes bekamen, denn diese Dinge sahen sie wohl in ihrer Heimat, doch konnten sie so etwas nicht kaufen. Die Einführung des mechanischen Webstuhles in den Fabriken brachte viele um Brot und Verdienst, doch konnten sich einige Hausweber halten. Nach dem ersten Weltkrieg blieben sie aus. Da ich selbst aus Nordmähren stamme, fragten mich oft Bäuerinnen aus und um Poysdorf, wann denn wieder die Leinenhändler kommen werden, die so gute Waren brachten. Dasselbe galt von den Spitzenhändlerinnen aus dem Erzgebirge. Früher brauchten die Mädchen, wenn sie ihre Ausstattung nähten, viele Spitzen, die nirgends so schön und sauber hergestellt wurden wie im Erzgebirge. Diese Frauen waren recht gesprächig und erzählten unseren Leuten viel vom Leben und Treiben in ihrer Heimat, wo die Not und das Elend immer sehr groß waren.

Aus der Gegend von Lundenburg und Dürnholz in Südmähren brachten tschechische Frauen — „Plutzerweiber“ geheißen — die schwarzen irdenen Wasserplutzer, die ihre Männer daheim auf der Drehscheibe herstellten und in einem Ofen brannten; unsere Bauern nahmen in diesen „Plutzern“, die sie noch mit einem feuchten Fetzen einschlugen, das Trinkwasser mit auf das Feld. Sie waren einfach und schmucklos, daher auch billig. Schönere Erzeugnisse hatten die ehemaligen Habaner von St. Johann und Groß-Schützen; diese waren teurer. Diese Hausiererinnen hatten ein gutes Mundwerk und mischten deutsche sowie slawische Wörter durcheinander, daß man oft lachen mußte. Da sie in ihrer Nationaltracht auftraten und im allgemeinen recht

gutmütig waren, sah man sie in unseren Gemeinden nicht ungern.

Anders waren die Nikolsburger Pinkeljuden, die gewöhnlich an einem Montag Hohenau mit ihrem Besuch beehrten; sie hatten Kleiderstoffe in einem Pinkel auf dem Rücken und auch auf dem Arme. Weil sie so zudringlich und keck waren, sperren die Bewohner schnell Tür und Tor zu, wenn man sie erblickte. Sie polterten und lärmten, klopfen an die Fenster und gingen dann, die Bewohner verwünschend, um ein Häusel weiter. Traten sie in ein Haus, so warfen sie den Pinkel auf den Tisch, lobten und priesen die Ware, schrien und „redeten mit die Hände“, feilschten, handelten und machten einen Krawall, daß die Kinder davonliefen. Doch gaben sie endlich den Stoff um den halben Ausrufpreis her und verließen schmunzelnd die Stube, welche die Mutter sofort lüftete, weil mit den Juden ein recht übler Geruch in die Wohnung kam. Draußen auf der Straße machten sich die Kinder lustig über den Hausierer und riefen laut: „Schide, schide, machelee — beißen dich die Flöh' —, beißen dich die Widerwanzen — Schidee, du mußt wiedertanzen.“ Darauf erwiderten nur die Juden: „Du Christenhund kannst mich um . . .“. Freitag und Samstag kamen sie nie, weil sie viel auf ihren Glauben hielten, deshalb aßen sie nie in einem Haus eine angebotene Speise und tranken keinen Wein. Nach dem Jahre 1918 blieben sie ganz aus.

Eine lustige Gesellschaft waren die Zigeuner, welche mit ihrer ganzen Habe und den Hunden in einem schmutzigen Plachewagen hausten, der von zwei mageren kleinen Pferden gezogen wurden, die mehr Schläge als Futter erhielten. Diese braunen Gestalten waren echte Kinder der Landstraße, die keine Heimat kannten und ein sorgenfreies Wanderleben führten. Sie lebten wirklich von der Hand in den Mund, verzehrten alles, was sie fanden, selbst das mit Kalk bestreute Fleisch vom Aasplatz einer Gemeinde. Diese schrieben ihnen genau die Lagerplätze vor, wo sie sofort ein Feuer anzündeten und kochten. Da hockten die kleinen schmutzigen Kinder mit ihren stehenden Augen und den pechschwarzen Haaren, die sicher noch keinen Kamm gesehen hatten. Die Vorübergehenden bettelten sie keck an, nahmen, was ihnen unter die Hände kam und fluchten wie die Alten. Diese verstanden alles, handelten mit Pferden, flickten schadhafte Kessel, verkauften Geigen, tauschten, schacherten, besserten die Siebe den Bauern aus, spielten im Gasthaus den Leuten auf und waren immer auf Lug und Trug bedacht. Die zudringlichen Frauen mit ihren glänzenden Halsketten und Ohrringen waren Kartenaufschläger, Wahrsager, prophezeiten den Bewohnern aus den Hand-

linien ihre Zukunft und waren Diebe, vor denen nichts sicher war in Haus und Hof. So schnell konnte die Bäuerin gar nicht schauen, als sie mit ihren Händen zugriffen. Sie schwätzten, plauderten, klagten, jammerten, bettelten, schwuren 1000 Eide, daß sie ehrlich und rechtschaffen wären, und verstanden es, durch Tränen und Klagen das Mitleid der Dorfbewohner zu erregen. Diese fürchteten die Zigeunerweiber, da sie als Hexen dem Hause, der Familie und den Kindern schaden konnten; denn sie hatten „einen bösen Blick“, so daß sie in keinen Viehstall eingelassen wurden. Oft sperrte die Mutter rasch die Kleinkinder in die Stube, damit sie nicht mit dem Zigeunervolk in Berührung kamen. Im Pferdehandel schauten sie auf ihren Vorteil und mancher Bauer zahlte da schweres Lehrgeld, wenn er sich in einen Kauf oder Verkauf einließ. Am Abend hörten wir gerne ihrer Musik zu, wenn sie eine Zigeunermusik machten, die uns ganz fremd war. Nach dem ersten Weltkriege zeigten sie sich nicht mehr so zahlreich und heute sind sie schon selten zu sehen.

Die Korbflechter und Spänehändler tauchten gegen Ende August jedes Jahr auf, wenn die Bauern Körbe zum Erdäpfel ausnehmen brauchten und die Tage wieder kürzer wurden. Die Körbe flochten sie aus Weidenruten, welche in großer Zahl neben den Bächen und Mühlgräben standen; diese Handwerker erschienen aus dem Thayagebiet, wo auf den Wiesen die Weiden als Grenzbäume von den Bauern gepflanzt wurden; sie gaben der Thayalandschaft das besondere Gepräge, das viele Maler im Bilde festgehalten haben. Die Buchenspäne, die der Bauer im Winter zur Beleuchtung verwendeten, waren zu je 5 Stück gebündelt und mit Stroh gebunden. Wir entzündeten sie beim Herdfeuer; leider waren sie die Ursache vieler Brände, weil die Leute und besonders die Kinder sehr unvorsichtig waren. Die Kerzen und Petroleumlampen verdrängten die Späne und den Handel mit ihnen. Der Verkäufer hatte seine Ware auf einer Scheibtruhe, fuhr langsam auf der Dorfstraße dahin und rief laut seine Späne aus. Den Einkauf besorgten die Bäuerinnen, welche die Späne an einem trockenen Ort aufhoben.

Die Rastelbinder hatten ihre Heimat in der Slowakei und waren die Konkurrenten der Zigeuner; doch waren sie grundehrliche Leute, die fremdes Eigentum selten anrührten. Auf dem Rücken trugen sie ihre Erzeugnisse: Mausefallen, Küchenbleche, Küchengeräte aus Blech u. dergl., und besorgten gerne jede Flickarbeit und Ausbesserung. Ihre ungepflegten Haare fielen bis auf die Schultern; einen Hemdwechsel kannten sie nicht und das Ungeziefer machte ihnen wenig Sorge. Als echte Naturmenschen waren

sie aber trotzdem gesund und gegen Wind und Wetter abgehärtet. Die Farbe ihrer Kleidung war durch die vielen aufgenähten Flecke nicht mehr zu erkennen. Bescheiden und genügsam wie sie waren, aßen sie in den Häusern die Speiseüberreste, schliefen im Kuhstall auf einem Strohbündel und sparten das verdiente Geld für ihre Familie, die es notwendig brauchte. Uns gefielen immer diese anspruchslosen, wortkargen und ehrlichen Männer, denen der Meister Lehar in seiner Operette „Der Rastelbinder“ ein bleibendes Denkmal setzte. Mit dem Jahre 1918 verschwanden sie für immer aus unseren Dörfern; sie kamen nicht mehr über die March herüber.

Humorvolle Leute waren die Scherenschleifer, die häufig das Leben von der leichten Seite nahmen und gerne ihre Arbeit mit einem munteren Lied begleiteten. Frau und Kind sammelten die stumpfen Messer und Scheren in den Häusern des Dorfes, die der Mann dann herrichtete. Er tat dies genau und stellte seine Kunden in jeder Weise zufrieden, daß sie nicht tadeln brauchten. Auch gebrochene und schadhafte Schirme besorte er aus. Was sie zum Leben benötigten, bettelten sie bei den Bewohnern aus. Bescheiden klang die Bitte eines solchen Mädchens, das treuherzig zur Mutter sagte: „Bitt' schön um etwas zum Essen, wir haben großen Hunger!“ Bekam es dann eine Gabe, so dankte es sogar — ein Zeichen, daß die Eltern ihre Kinder zu erziehen verstanden, wenngleich sie die Not auf Schritt und Tritt durch das Leben begleitete; doch waren sie zufrieden und vergnügt, wenn sie sich recht und schlecht durch das Leben schlugen. Der Sparsinn dieser Armen könnte heute manchem ein Vorbild sein, der seinen Wochenlohn am Sonntag oft leichtfertig und schnell ausgibt. Mancher dieser kleinen Leute war ein Lebenskünstler, der mit dem Wenigen, das er verdiente, sich und seine Familie ernährte und dabei großen Wert auf seinen ehrlichen Namen legte.

Der Besenbinder arbeitete in den Wintermonaten, wo er als Arbeitsloser sich um eine Nebenbeschäftigung umschaute; im Walde suchte er sich die Birkenästchen, die er daheim kunstgerecht zu Rutenbesen zusammenband, welche die Dorfbewohner im Haushalt benötigten. Hatte er eine größere Menge fertig, so lud er sie auf einen Schubkarren und begann einen Hausierhandel. Gute Rutenbesen lieferte die Ortschaft Pyhra, unweit von dem bekannten Wallfahrtsort Oberleis. Von Mähren und Böhmen brachten die Patschenweiber Hausschuhe und Filzpantoffeln in verschiedenen Formen und Größen in unsere Gemeinden; in der fernen Heimat stellte sie die ganze Familie

in Gemeinschaftsarbeit her; Frauen, die recht gesprächig waren, übernahmen den Verkauf; sie bekundeten dabei einen tüchtigen Geschäftsgeist, der sicher einem polnischen Juden alle Ehre gemacht hätte. Hatten sie ihre Ware abgesetzt, so sammelten sie auf dem Heimweg Rohmaterial — Stoff- und Tuchreste, Filzstücke u. dergl., was sie daheim dringend brauchten. Diese Leute beseelte ein nüchterner und praktischer Merkantilismus, da sie nichts unbeachtet ließen; denn für alles hatten sie eine Verwendung und befolgten den Satz: „Das Geld liegt auf der Straße und der Mensch muß sich nur bücken“. Von gleichen Gedanken erfüllt waren die Lumpensammler, die alle Abfälle im Bauernhaus billig einkauften: alte Fetzen, Knochen, verschiedene Metalle usw., die der Bauer nicht mehr in seiner Wirtschaft benötigte und die irgendwo in einer Ecke dem Verderben ausgesetzt waren. Diese Sammler begannen oft mit einem Rucksack, dann mit einem Schubkarren und zuletzt erschienen sie mit Roß und Wagen — ein Zeichen, daß die Lumpen auch den Mann ernährten. Heute wissen wir, daß in diesen Abfällen große Werte liegen, die mancher Staat seiner Wirtschaft wieder zuführt, um Devisen zu sparen. Die verachteten Lumpensammler aus der Zeit unserer Großväter taten es auf eigene Verantwortung und nützten so der Allgemeinheit, die es leider nicht verstand.

Der Kochlöffelböhmer versorgte unsere Landgemeinden mit Holzwaren: Quirl, Kochlöffel, Walker, Löffelrehm, Kinderspielzeug, Osterratschen, Reitpferd, Puppen (Tocken genannt) usw. Manche Spielsachen waren recht bunt angestrichen, die auch etwas teurer waren. Es brauchte nicht immer ein Böhmer sein, der mit solchen Sachen handelte, oft war es ein Deutscher, dessen Heimat die „Kochlöffelstadt“ Gutenbrunn im Falkensteiner Bergland war.

Im Herbst kamen vor der Weinlese große Scharen von ungarischen Gänsen und Schweinen in unsere Dörfer, die mehrere Treiber beaufsichtigten. Eine mächtige Staubwolke umgab diese Tiere, die von den Bauern gerne gekauft wurden. Der Händler „angelte“ mit einem langen Holzhaken geschickt und schnell das gewünschte Tier aus der Menge heraus und übergab es dem Käufer, der es zuvor noch einmal genau ansah und dann bezahlte. Bei den Schweinen wartete oft der Händler bis nach Martini, wo der Hauer seinen Wein verkaufte und das notwendige Geld besaß. Die Gans wurde geschoppt und zu Martini geschlachtet. Das Schwein brauchte er in der Lesezeit, um den Arbeitskräften nach alter Sitte ein besseres Essen zu geben. Weil aber diese Händler oft Tierseuchen in die Dörfer einschleppten, verbot die Regierung

diesen Handel (nach 1892). Da betrieben unsere Bauern die Gänse- und Schweinezucht intensiver, um den Eigenbedarf zu decken. Eine seltene Erscheinung waren die Sauschneider, die in der Slowakei ihre Heimat hatten. Sie trugen hohe glänzende Stiefel, schwarze Lederhosen, einen dunklen kurzen Rock, einen kleinen runden Hut und einen breiten Ledergurt mit einer großen Ledertasche. Im Weinland besorgte meist der Viehhalter diese Arbeit und ließ keinen Fremden aufkommen. Unsere Bauern hatten auch kein richtiges Vertrauen zu solchen Zugereisten, die sie nur als Pfuscher betrachteten.

Für uns Kinder waren die alten Dorfmusikanten gern gesehene Gäste im entlegenen Dörfchen, die etwas Abwechslung in das tägliche Einerlei brachten. Da war es der Dudelsackpfeifer mit seiner großen Trommel auf dem Rücken und dem Glockenspiel auf dem Kopfe, dieses setzte er mit einem Draht in Bewegung, der am rechten Fuß befestigt war. Den Trommelschlägel hatte er am Ellbogen des Armes festgebunden. Die eintönigen Melodien dieses kleinen Orchesters gefielen uns weniger; nur der Mann, der drei Instrumente auf einmal spielte, erregte unser Interesse. Der Werkelmann, der auf einem Klappsessel die Drehorgel behutsam aufstellte und „mit Gefühl“ zu drehen begann, spielte längst bekannte Volksweisen und solche aus Opern. Da piffen wir lustig mit, dazu heulte der Kettenhund, der Hahn krächte auf dem Düngerhaufen, im Stall sang eine Magd den Text zur Melodie — es war ein Hofkonzert im wahren Sinne des Wortes. Wir begleiteten den Mann oft ein Stück des Weges, trugen ihm den Brotsack oder den Sessel, aber spielen ließ er uns nicht, weil er Angst hatte, daß wir ihm das Werk beschädigen könnten. Der Harfenist erschien uns wie ein Minnesänger aus der Ritterzeit; vor dem hatten wir Achtung, weil er auch mit lauter Stimme das Lied dazu sang. Der Vater meinte wohl, daß er damit nur die Mißtöne und Fehlgriffe übertönen wollte, weil sein Instrument schon lange nicht mehr gestimmt war. Stundenlang hörten wir dem Ziehharmonikaspieler zu, der viele Volkslieder und Volkstänze in seinem Programm hatte; mancher war in unseren Augen ein Meister, zu dem wir mit einer gewissen Hochachtung aufblickten. Wir unterstützten ihn sogar und holten für ihn aus den Häusern den Kreuzer oder das Stück Hausbrot. Selten hörten wir einen Xylophon- und einen Okarina-spieler. Dieses Instrument war uns Knaben nicht unbekannt und wir bliesen es gerne in der Freizeit. Im Notenheft waren die Melodien mit Ziffern angegeben. Diese Okarina dürfte heute nur wenigen bekannt sein. Manchmal rückte eine Musikbande in das

Dorf ein und spielte „auf türkisch“ Walzer und Märsche, so daß das junge Volk in den Höfen zu tanzen begann; es waren „die böhmischen Musikanten“, auch „Schumliker“ geheißen. Schon zur Zeit Maria Theresias tauchten sie im Donautale auf und bereisten fast alle Länder der alten Monarchie. Ihre Weisen verrieten sofort dem Kenner die Herkunft der Musikanten. Nicht mit Unrecht bezeichnete man Böhmen als das Konservatorium von Europa. Mancher dieser jungen Burschen meldete sich zu einer Regimentskapelle der alten Wehrmacht, wo er seinen Mann stellte. Hatten sie einige Stücke gespielt, so ging der Jüngste einsammeln. Bekamen sie zu wenig, so konnten sie in ihrer Sprache fürchterlich fluchen. In der Zeit der nationalen Kämpfe gaben sie sich oft als Egerländer aus. Um 1910 verschwanden sie langsam. Nach dem ersten Weltkriege verirrten sich manchmal Wiener Straßensänger ins Weinland und sangen zu einer Laute oder einer Ziehharmonika Wiener Schlagerlieder, die leider oft von der Landjugend lieber gesungen wurden als die alten Volkslieder der Heimat. Diese Sänger stellten hohe Ansprüche und wetterten dann über die gesicherten Geizhälse. Sobald sich die wirtschaftlichen Verhältnisse besserten, blieben sie aus.

Nicht vergessen dürfen wir die alten Invaliden, die das Vaterland oft für ihren Mut und ihre Treue mit einer Drehorgel belohnte, statt ihnen eine bescheidene Rente zu geben. Ihren Lebensabend beschlossen sie als Bettler und starben oft einsam und verlassen in einer Scheune auf einem Strohbüdel. Das war leider das Zeichen einer unsozial denkenden Zeit, die den kleinen Mann nicht als Mensch betrachtete. Noch erinnere ich mich gut an meine Studentenzeit, wo ich manchen Fabrikarbeiter, der 40 oder gar 50 Jahre gearbeitet hatte, als Werkelmann durch die Dörfer ziehen sah; mancher tat es als Bettler, weil er die Drehorgel nicht auf Raten kaufen konnte. Bei manchen langte es nur auf eine kleine bescheidene Spieldose, die er in einem Kistchen zum Schutze gegen Wind und Wetter verwahrte.

Auf der staubigen Landstraße bemerkte man Gestalten, von denen heute kein Buch meldet und kein Mensch mehr spricht: Der Fischbauer mit seiner vollen „Load“ auf dem Wagen, durfte nur lebende Fische verkaufen, die er aus den Marchgemeinden oder von der Feldsberger Herrschaft holte; er wog sie dem Käufer ab oder verkaufte das Stück „nach dem Gesicht“. Um 1890 sah man in Poysdorf den letzten Fischbauer — Hauser Franz —, der dann im Poysbach einen Fischbehälter einbaute und am Freitag seinen Stammkunden frische Fische verkaufte. Doch auch dieser Handel hörte schon nach einigen Jahren auf. Von Themenau brachte ein

Händler die Wagenschmier im Frühjahr den Bauern; er rief seine Ware mit lauter Stimme aus wie der bekannte „Kolibauer“ von Steinabrunn; einer von diesen, namens Nitsch, war ein Original, der wohl die trinkfesteste Gestalt in den letzten Jahrzehnten im Grenzlande war, da er es an manchen Tagen bis 8, sogar bis 10 Liter Wein brachte, mit dem er den Kalkstaub von seiner trockenen Kehle wegschwemmte. Fuhr er von Poysdorf heim, so legte er sich im Wagen nieder und sein Roß ging langsam des Weges; hatte es Hunger, so bog es ins erstbeste Kleefeld, fraß sich satt und ging dann auf der Straße richtig bis Steinabrunn; darum pflegte er auch zu sagen: „Ja, mein Roß und ich“ — verstehen etwas. Sackweise verkaufte er den Kalk; doch durfte niemand darüber schimpfen, sonst wurde er saugrob mit den Kunden. Von Falkenstein führten die Schotterbauer die Steine auf die Straßen, die der Steinklopfer dann erst zerkleinerte. Zu seiner Ausrüstung gehörten: ein großer, schwerer Hammer, ein kleiner, ein Strohpolster und eine Schutzbrille. Rastete er eine Weile, so unterhielt er sich mit einem „Walzbruder“ reisenden Handwerksburschen, der ihm vieles von seiner Wanderschaft berichtete.

Langsam und bedächtig rollte der Wagen des Bierfuhrmannes dahin, der mit seinem hochroten Gesicht in der „Tagaflechten“ saß, seine Pfeife rauchte und sich weiter um nichts kümmerte. Er kannte keine Eile, so daß er die Pferde gehen ließ, wie sie wollten. Sie wußten den Weg genau und blieben von selbst bei den Gasthäusern stehen, wenn er gerade schlief. Lud er die Fässer ab, so gab ihm der Wirt eine Jause und einen Wein, da er das Bier verschmähte. Ganz anders trat der Weinbauer auf, der mit einer Ladung — zwei volle Fässer — nach Wien fuhr! Das Pferdgeschirr glänzte im Sonnenschein, der Wagen war blau oder grün gestrichen, in der „Tagaflechten“ hatte er Brot, Speck, Wein und ein Handhackl, rückwärts hinter den Fässern Hafer und Heu sowie eine Futterkrippe. Er selbst trug hohe glänzende Stiefel, ein besseres Gewand, ein weißes „Fürta“ und eine feste Peitsche, mit der er in den Ortschaften recht knallte, damit ihn die Leute bewunderten. Er fühlte sich als etwas Besseres und trat auch selbstbewußt auf. Gesetz und Recht galten für ihn wenig; denn „die Straße ist unser“ und da hat niemand zu reden. Seinen Wein lobte er über den grünen Klee und wer es bezweifelte, dem konnte er es handgreiflich zu verstehen geben. Je näher er gegen Wien kam, desto größer wurde die Reihe der Weinbauern. Dazu kamen die Eierbauer aus dem Falkensteiner Bergland, die ihre Eier in Kisten mit Strohhäcksel wohl verpackt hatten, die

Kirschenbauern aus der Mistelbacher Gegend, die süd-mährischen Gurkenbauern, die Hüttendorfer Obstbauern, die ihre Wagen mit vollen Säcken beladen hatten, die Rahmbauern mit ihren „Pietschen“ aus dem unteren Zayatal, im Herbst die Weintrauben- und Kartoffelbauern, am Mittwoch die Fleischhauer, die per Ochs das Frischfleisch nach Wien brachten, die Mistbauern, die von Wien aufs Land fuhren, die Aschenfuhrleute, welche für die Seifensieder die notwendige Holzasche sammelten, die Stellwagen oder Lehenrößler von Nikolsburg, Feldsberg, Poysdorf, Laas, Staatz usw., die mit 3 Pferden Personen nach Wien beförderten — sie alle benützten die Brünnerstraße, hielten in Wolkersdorf Futterstation und am Heimweg in der Kaserne Jausenstation. Da rührte sich etwas auf diesem alten Verkehrsweg, der mit Recht für alle Gemeinden eine Goldader war, die ein schönes Geld hier verdienten.

Eine traurige Gestalt war der Bärenreiber, der in seiner schäbigen Kleidung an einer Kette einen braunen Bären führte, auf dessen Rücken ein kleiner Affe hockte. Dem Tier, das mit gesenktem Kopf auf der Straße hintrottete, tat der Nasenring weh, an dem die Kette befestigt war. Rührte der Mann mit der Hand die Trommel, die sonst auf seinem Rücken hing, so stellte sich das Tier auf und begann einen recht schwerfälligen Tanz; der Affe, der schnell vom Rücken abgesprungen war, machte verschiedene Turnübungen, die von den Zuschauern belacht wurden. Zum Schluß warf jeder ein Geldstück dem Reiber zu, der seine Wanderung fortsetzte. Die Tierschutzvereine erhoben gegen diese Tierquälerei Einspruch und die Regierung verbot diese Art des Gelderwerbes. Auch die Kameltreiber fielen unter diese Bestimmung.

Auf der Straße konnte man früher die verschiedenen Boten bemerken, welche von Herrschaften, größeren Gemeinden und den Dekanaten gehalten wurden, damit sie die schriftlichen Mitteilungen zu den unter- oder übergeordneten Ämtern rasch beförderten. Die ersten besaßen eine große Ledertasche mit dem Herrschaftswappen und einen langen Stock zur Verteidigung, wenn sie ein Wegelagerer überfallen sollte. Bei dem starken Frachtenverkehr konnten sie aber streckenweise mitfahren. Der geistliche Kapitelbote hatte auf seiner Tasche das bischöfliche Wappen und vermittelte den Amtsverkehr zwischen dem Dekanat, dem Bischof und den Pfarreien. Hier bekam er in der Regel eine Jause und ein Glas Wein, so daß er immer guter Stimmung war. Nahm ihn ein Fuhrmann mit, so unterhielt er ihn auf dem Wagen und

erzählte ihm Freud und Leid aus seinem Berufe. Zwischen den Fuhrleuten und den Fußgängern herrschte mehr ein freundschaftliches Verhältnis, sie halfen sich als Kinder der Straße und standen einander in Not und Gefahr bei. Mit der Industrialisierung des Landes tauchte der Handelsagent auf, der in einem Landauer saß und rückwärts viele Musterkoffer hatte, da er ja die Kaufleute und Handwerker besuchen mußte. Weil unsere Gegend nicht so interessant war, las er im Fahren die Zeitung oder machte ein kleines Schläfchen. Jeder Landarzt, der oft mehrere Gemeinden zu betreuen hatte, fuhr in einem leichten Wagen, den nur ein Roß zog, zu den auswärtigen Kranken. Die Eisenbahn und der Benzinmotor gaben dem Straßenverkehr um 1900 ein ganz anderes Bild, das den Fuhrmann ganz ausschaltete.

Längst vergessen ist der Vogelsteller, der mit einem Netz die Tiere fing: Rebhühner, Lerchen, Amseln, Drosseln, Stare usw. und sie dann lebend „bandelweise“ das heißt zu zwei Stück zusammengebunden verkaufte. Im Feld oder im Wald hatte er einen Stand — „Vogelherd“ geheißen —, den ihm die Herrschaft zuwies. Tüchtige Vogelsteller waren um 1690 die Kettflasbrunner. Gute Singvögel brachten die Vogelhändler, die damit hausieren gingen. Heute findet man in keinem Hause mehr einen Singvogel.

Ein unseliges Andenken hinterließ in den Gemeinden der Wucherer, „der 15. Nothelfer der Bauern“. Als „Börsianer“ war er bestrebt, dem Unbemittelten und Geldbedürftigen zu helfen und ihn zu unterstützen. Als Egoist hatte er nur seine Vorteile im Auge, um den Nächsten auszubeuten; konnte sein Opfer die hohen Zinsen nicht zahlen, so schlug der Wucherer diese zum Kapital. Nach einigen Jahren kaufte dann der „Blutsauger“ um die Schuldsomme das Haus oder einen Acker und das Opfer geriet in Not und Elend. Ein Erbarmen oder ein soziales Empfinden war dem Wucherer, der über Leichen gehen konnte, ganz fremd. Seine Hilfsbereitschaft zeigte er auch als Waisenvater. Er begnügte sich nicht mit einem Waisenkind, sondern übernahm gleich mehrere, von denen er sich jeden Gang und jeden Handgriff gut bezahlen ließ. Die Folge war, daß manches Waisenkapital im Laufe der Jahre arg zusammenschmolz und das großjährige Waisenkind von seinem Erbteil einige Gulden bekam. Dafür hatte der Waisenvater abgeräumt. Sein Vermögen war ein unrecht erworbenes Gut, das keinen Segen brachte und nach der Volksmeinung nicht in das dritte Glied kam. Die Sparkassen und Kreditinstitute ließen den Wucherer verschwinden, der leider oft den wirtschaftlichen Ruin vieler Familien verschuldete. Nicht minder gefährlich war der Winkeladvokat, der alle Gesetze im kleinen Finger hatte

und als juridischer Berater die Prozeßwut der Bauern ausnützte. Wucherer, Winkeladvokat und Branntweinhaus richteten viele Bauernfamilien zugrunde, so daß es uns nicht leid sein darf, wenn dieses Dreigestirn der Vergangenheit angehört.

Der Häutelmann (auch Häuteljud genannt), der schon vergessen war, erwachte in den beiden Weltkriegen zu neuem Leben; doch hat er sich modernisiert und benützt ein Fahrrad oder gar ein Motorrad; nur in den Gemeinden wandert er zu Fuß und ruft mit lauter Stimme: „Der Lumpenmann ist da! Lumpen, Fetzen, Hasenhäuteln!“ Er ist ein Nutznießer der Kleintierzucht; die ja im Kriege und in der Nachkriegszeit überall stark zunahm. Da es früher keine Arbeitsämter gab, so vermittelte die Zubringerin den jungen Burschen und Mädchen in der Slowakei freie Arbeitsplätze bei uns, wo der Mangel an landwirtschaftlichen Hilfskräften ein chronisches Übel war. Sie war eine resolute Frau, die mit der Jugend kommandierte wie ein Feldwebel. Doch besaß sie gute Menschenkenntnis und verschaffte ihren Schützlingen den richtigen Platz, so daß immer beide Teile recht zufrieden waren und die Zubringerin eine richtige Vertrauensperson für alle war.

Die Eiersammler mit ihren großen Tragkisten auf dem Rücken kauften für den Wiener Markt Eier, Butter und Topfen. In Falkenstein durften sie kein Haus betreten, sondern in der „Eiergasse“ warten, bis die Bäuerinnen mit ihren vollen Körben erschienen; diese Vorsicht war bei Infektionskrankheiten notwendig. Gute Eierhändler waren die Katzelsdorfer; weil einer einmal die Eier in der Butte mit den Füßen eintrat, um mehr unterzubringen, nannte man sie spottweise „Gelbfüßler“. Als in den Gemeinden die Milchgenossenschaften errichtet wurden, stellten diese Sammler ihre Tätigkeit ein (nach 1890).

Nicht gerne sah der Bauer den Steuerpfänder im Dorfe, den man an der alten österreichischen Beamtenkappe und an der ärarischen Aktentasche sowie an dem Regenschirm erkannte. Seine hagere Gestalt und die fadenscheinige Uniform verkörperten den schlecht bezahlten österreichischen Beamten; er mußte ein guter Fußgänger sein, weil er oft weite Strecken zu gehen hatte, um die entlegenen Orte zu erreichen. Niemand beneidete ihn um seinen Dienstposten, weil er in den Häusern nicht sehr freundlich aufgenommen wurde.

Einige Tage vor der Ernte erschienen aus Mähren die Schnitter (aus der Brodeker und Olmützer Sprachinsel), die den Bauern das Getreide abmähten und in Garben banden. Es waren fleißige und genügsame Arbeiter, die ein Feld im Akkord

übernahmen und daher bis in die Dunkelheit auf dem Felde weilten. Oft mähten sie auch bei Vollmond und gönnten sich nur einige Stunden Ruhe. Der Sonntag-Nachmittag gehörte aber ihnen; da schliefen sie zuerst einige Stunden, dann tanzten sie zu den Weisen einer Ziehharmonika, die ein Alter meisterhaft zu spielen verstand. Es waren Melodien aus ihrer fernen Waldheimat, die alle Müdigkeit vergessen ließen. War die Arbeit beendet, so erhielten sie neben dem Geldlohn noch Wein und 2—3 Brotlaibe. Sie bewahrten unseren Bauern die Treue und kamen immer gerne „ins Österreichische“, wo sie den Kindern in der freien Zeit viel aus ihrer Heimat zu erzählen wußten; dabei hörten auch die Erwachsenen gerne zu. Es waren meist arme Leute, die daheim nie so viel Fleisch essen und Wein trinken konnten als hier im Weinlande. Sie gebrauchten beim Mähen eine besondere Sense, die sie „Haberzeug“ hießen, während bei uns noch stark die Sichel verwendet wurde. Nach dem ersten Weltkrieg blieben sie aus und es kamen Burgenländer, die aber schon nach einigen Jahren nicht mehr kamen.

Die Großindustrie, die Technik und die Auswirkung der beiden Weltkriege änderten die soziale Gliederung des Volkes: Das spürt man nicht nur in der Großstadt, sondern auch im entlegenen Dorfe. Überall dringt die neue Zeit durch und läßt das Alte verschwinden. Die Originale von Dorfgestalten, die wir noch als Kinder sahen und die uns manche vergnügte Stunden bereiteten, sind ausgestorben und vergessen. Es waren kleine Leute, die einen harten und entsagungsvollen Lebenskampf führten und trotzdem oft stille zufriedene Menschen waren, die mit einem gesunden Humor durch die Welt gingen.

Der Ringstecken — ein altes Hirtengerät

Von Hubert Köhler

Inmitten des uralten Bergbaugesbietes zwischen Kalwang, Eisenerz und Radmer liegt der sagenumwobene Zeiritzkampl, ein geheimnisvoller Berg mit mehreren Höhlen, die im Volksmund die „Frauenhöhlen“ heißen. Eine Sage aus Kalwang erzählt, daß dort einstens die „Wildfrauen“ hausten. Sie waren gutmütige Wesen, die wunderschön singen konnten, braven Menschen gerne halfen und das Weidevieh behüteten. Damals war es bei den Hirten üblich, das Vieh, wenn es den Abstürzen zu nahe kam, mit den sogenannten Ringstecken von dort zu vertreiben. Später verwendeten die Halter und Sennerinnen statt der Ringstecken lange Peitschen, mit denen sie kräftig schnalzten. Dieses widerliche Peitschenknallen konnten die Wildfrauen nicht vertragen und sie verschwanden aus der Gegend. Seither sind die Frauenhöhlen unbewohnt. —

Wenn wir diese sagenhafte Überlieferung auf ihren Gehalt an historischer Wirklichkeit untersuchen, so stoßen wir — ganz abgesehen von der Nennung und Bestätigung des Ringsteckens und seiner Verwendung als Hirtengerät — auf die zwei wichtigen Tatsachen, daß der bodenständige Ringstecken wahrscheinlich mit der Zuwanderung eines fremden Volkes von der Geißel bzw. Peitsche verdrängt wurde und daß außerdem dieser Verdrängungsprozeß den heftigen Unwillen der alt-eingesessenen Elemente erregt hat, denn sind die freundlichen Wildfrauen nicht das Sinnbild der guten alten Zeit, des friedlichen ungestörten Lebens in einer besseren Vergangenheit? Und ist ihr vergrämes Verschwinden nicht vielleicht gleichzusetzen der beleidigten Resignation eines unterjochten Stammes, der sich widerwillig unter die Botmäßigkeit fremder Eindringlinge beugt und deren Geräte, Gebräuche und Gesetze nur gedungen und deshalb mit Abscheu zur Kenntnis nimmt? —

Bei Ausgrabungen in Hallstatt kamen bronzene, ineinander verschlungene und in sich gedrehte Ringe zutage, die man ebensogut als Klingel- oder Rasselgeräte wie als Prunkgehänge deuten könnte. Jedenfalls haben sie in Größe und Machart eine auffallende Ähnlichkeit mit den Ringen unseres Ringsteckens und so sehen wir uns zur Annahme berechtigt, daß unser Ringstock vielleicht der Abkömmling eines vorgeschichtlichen Kultgerätes ist.

Der Ringstecken, Ringelstecken oder Ringstock fand seine größte Verbreitung und Verwendung zweifellos in Obersteiermark. In diesem walddreichen Gebirgsland mit seinem Eisen, seinen vielen Hämmern und Schmieden, aber auch mit seiner ausgedehnten Viehzucht und der Notwendigkeit, das Vieh auf entfernte Weideplätze und Almweiden aufzutreiben, trafen alle Voraussetzungen zur Entwicklung und breiten Verwendung eines eisernen Hirtengerätes zusammen. Dieses Gerät bestand

in der Regel aus einem ellenlangen geraden oder gebogenen Stock (Haselstock), an dessen oberen Ende mit geschmiedeten Splinten ein etwa spannlanges Schildblech befestigt war. Die aus der Mitte des Bleches ragende Öse hält den meist stärkeren Hauptring und in diesem sind die Nebenringe — immer in ungerader Anzahl — eingeschmiedet. Der Durchmesser der Ringe schwankt von 4—8 cm. Immer findet man gedrehte Ringe, das heißt die Ringe wurden aus spiralig-gedrehten Vierkantstäben gebogen und zusammengeschweißt. Diese Drehung der Ringe erscheint nicht nur als eine der ältesten ornamentischen Fertigkeiten des Schmiedes, sondern sie verleiht auch — wie leicht nachzuprüfen ist — durch das vielfache Aufeinandertreffen der eisernen Kanten dem ganzen Rasseln einen vollen und klingenden Ton. In der Mehrzahl scheint der ellenlange Stock verwendet worden zu sein, denn in dieser handlichen Form konnte er einem ungebärdig aus der Herde ausbrechenden Tier als Wurfgerät nachgeschleudert bzw. warnend in die Ausbruchrichtung vorausgeworfen werden. Man trifft aber auch den zwei-Ellen-langen-Stock oder Kolben, der ähnlich dem Bergstock getragen und zum Klingeln wie ein Zeremonienstab auf den Boden aufgestoßen wird. Die Funktion des Ringsteckens ist also eine dreifache:

Die Handhabung als Schlag- oder besser Klopfgerät ist das Primäre, schon ein leichter Schlag mit den Ringen ist besonders an harten Körperteilen wie etwa dem Schienbein oder den Hörnern sehr schmerzhaft. Da nun mit jedem Schlag das Rasseln der Ringe einhergeht, kommt es auch in der tierischen Gedankenwelt zu einer Verbindung der Begriffe „Rasseln“ und „Schmerz“, so daß schließlich ohne Anwendung des Schlages mit dem Geräusch allein der gewünschte Effekt zu erzielen ist. Das durch Schütteln oder Aufstoßen des Stockes erzeugte Rasseln wird so zu einer eindringlichen Warnung und Mahnung, ja, es mag sogar den Charakter einer Strafe annehmen. Die oben dargestellte Verwendung als Wurfgerät, der rasselnde Flug und Aufschlag am Boden oder auch am Tierkörper selbst stoppt seitlichen Ausbruch, trennt Raufende und treibt Säumige nach vorne. Eigene Versuche in Rinder- und Schafställen haben ergeben, daß ruhende Jungrinder, die noch niemals einen Ringstock gehört oder gespürt haben, beim plötzlichen Klingeln sofort mit allen Anzeichen des Erschreckens aufspringen und sich scheu nach dem fremden Geräusch umsehen. Die angerasselten Schafe drängten sich ängstlich in der entfernten Stallecke zusammen. Daraus scheint hervorzugehen, daß das Geräusch der eisernen Ringe in den tierischen Ohren einen unangenehmen, beängstigenden, ja sogar erschreckenden Klang hat. — Der Bauer Florian Schaffer am Lichtensteinerberg, Gem. St. Stefan ob Leoben, verwendet den Ringstecken heute noch als Viehtreibgerät und die Bäuerin verscheucht damit auch das lästige Hühnervolk vom frisch-bestellten Acker. Zahlreiche Umfragen haben ergeben, daß viele ältere Bauern und Halter in den Bezirken Leoben, Knittelfeld, Judenburg, Murau und Liezen selbst noch den Ringstock geführt oder ihn bei anderen im Gebrauch gesehen haben. Besonders beim Almauftrieb und -abtrieb scheint der Ringstock ein unentbehrliches Requisit gewesen zu sein. In der Gegend von St. Marein bei Knittelfeld war der Ringstock allgemein als Treib- und Bändigungsgerät für Stiere bekannt, im Gebiet von Neumarkt-Mariahof soll er mehr bei den Schafhirten im Gebrauch gestanden sein.

Die einzige bildliche Darstellung des Ringstockes befindet sich im Steirischen Volkskundemuseum in Graz und stammt von Matthäus

Loder, einem der Kammermaler Erzherzog Johanns. Sein um 1820 entstandenes Aquarell „Halterbub auf der Weiderlingalm bei Leoben“ zeigt den Halter mit dem Ringstock. Im selben Museum wird auch ein holzgeschnitzter steirischer Halterbub mit verkleinertem Ringstecken gezeigt, wie er beim Almatrieb mit anderem Zierat dem Stier aufgesetzt wurde.

Außerhalb des großen obersteirischen Verbreitungsgebietes läßt sich der Ringstock auch im Lavanttal, in Teilen von Niederösterreich und Burgenland nachweisen. Es ist das Bestreben und das Verdienst der wissenschaftlich betriebenen Volkskunde, den uralten verschollenen und vergessenen Geräten unserer Volkskultur nachzuspüren, das Wissen um sie wachzuhalten und sie selbst den nachfolgenden Geschlechtern wenigstens im Museum zu bewahren.¹⁾

¹⁾ Vgl. die Verbreitungs- und Literaturangaben bei Leopold Schmidt, Ergebnisse der Ringstock-Umfrage (ÖZV, Bd. XIII/62, 1959, S. 224 ff.)

derselbe, Der Ringstock der Hirten im Burgenland und in der Dreiländerecke (Burgenländische Heimatblätter, Bd. XXXI, Eisenstadt 1959, S. 127 ff.)

Zu den oben angedeuteten Zusammenhängen mit anderen Rassel- und Klingelgeräten, beispielsweise den Gehängen aus der Hallstattzeit vgl. besonders Wilhelm Gaerte, Volksglaube und Brauchtum Ostpreußens (= Marburger Ostforschungen, Bd. 5), Würzburg 1956, S. 10 ff. und die Abbildungen Taf. V—VII. Schdt.



1. Der Prügel wird gewickelt



2. Der Prügel wird weitergewickelt



3. Der Prügel wird gedreht

Wie der Prügelkrapfen gebacken wird

(Mit 3 Abbildungen)

Von Karl Haiding

Ein beliebtes Hochzeitsgebäck der Obersteiermark, das wir auch aus Kärnten, Ober- und Niederösterreich kennen¹⁾, taucht hie und da noch bei festlichen Anlässen auf. Die meisten älteren Berichte lassen uns über Einzelheiten des Rezepts und des Arbeitsvorganges im Unklaren, so daß kaum ein Prügelkrapfen ohne Anleitung aus mündlichem Herkommen geraten würde. Das genaue Festhalten überlieferten Wissens in Wort und Bild ist hier schon deshalb geboten, weil das Gebäck nur am offenen Herdfeuer hergestellt werden kann und mit dem Schwinden dieser Voraussetzung immer mehr außer Gebrauch kommt.

Findige Köpfe wissen allerdings bei besonderen Anlässen auch andere Möglichkeiten zu nutzen. Als kürzlich in Admont Frau Betty Hinterer, die vierzig Jahre lang als Lehrerin die Bauernmädchen auf dem nahen Grabnerhof ausbildete, ihren achtzigsten Geburtstag feierte, legte der Schmiedmeister Gasteiner für einen Tag seine Werkstatt still. An der Stelle, wo sonst Eisen geglüht wird, brannten Buchenholzscheite und waren eifrige Frauen am Werk.

Da wegen örtlicher Schwierigkeiten der „Prügel“ aus Admonter Familienbesitz nicht zur Verfügung stand, mußte das Heimatmuseum Trautenfels aushelfen und ausnahmsweise sein Inventarstück 3088, das aus Aigen im Ennstale stammt, herleihen. Die konische Holzwalze (Länge 39,5 cm, größter Durchmesser 8,5 cm, kleinster 6,7 cm) ist auf ein bratspießähnliches Eisen aufgezogen, dessen vorstehende Teile auf zwei Feuerböcken aufruhend und das an einem Ende in einen Triebel übergeht, mit dem der Prügel in kreisende Bewegung gesetzt werden kann. (Siehe Lichtbilder 1, 2). Dem verweigerten Admonter Prügel verleiht ein besonderes Untergestell größere Standfestigkeit. Die Feuerböcke sind an ein Bandeisen geschmiedet, das flach auf dem Herd aufliegt und dessen beide parallele Längsseiten an den Enden halbkreisförmig verbunden sind.

Beim Backen des Prügelkrapfens kommt es auf viele Einzelheiten an, wenn das Werk gelingen soll. Wer da keine Erfahrungen besitzt, kann leicht eine Enttäuschung erleben. Als die heute achtundsechzigjährige Frau Marie Schwab vor zehn Jahren erstmals einen Prügelkrapfen buk, geriet er auf das beste. Hatte sie doch in ihrer Groß-

¹⁾ Hinweise bei Ernst Burgstaller, Brauchtumsgebäcke und Weihnachtsspeisen, Linz 1957, S. 81, S. 117 Anm. 145; Arthur Haberlandt, Taschenwörterb. d. Volkskunde Österreichs; Der andere Teil S. 87 f.; Gertrud Heß-Haberlandt, Das liebe Brot, Wien 1960, S. 28, 54, 59 f.

mutter und erst recht in ihrer Mutter, die im Laufe eines langen Lebens über hundert der köstlichen Festgebäcke schuf, unvergeßliche Vorbilder. Vor dem ersten Weltkrieg diente die Selchküche neben der Apotheke als Backstube. Abt Kajetan Hoffmann, der das dauerhafte Gebäck besonders schätzte, bekam alljährlich an zwei Gedenktagen einen Prügelkrapfen von hundert Eiern, wozu ein größerer Prügel auf hohem Gestell notwendig war. Auf dem Herde der Selchküche entstanden auch Prügelkrapfen, wenn in der Umgebung ein junges Paar Hochzeit hielt oder eine Kindstaufe gefeiert wurde.

Für diese Anlässe begnügte man sich allerdings mit dem „kleinen“ Prügelkrapfen, wie er auch am 12. Oktober 1961 unter Anleitung von Frau Schwab entstand, die bei dieser Gelegenheit ihre Erfahrungen an die Schmiedesgattin Margarethe Gasteiner und an Frau Hilde Kucher weitergab. Frau Hilde Kucher wirkt auch als Gattin des Bezirksrichters von Rottenmann im traditionsgebundenen Sinne ihrer bauerlichen Eltern und pflegt das Liedgut, das sie von ihrem Vater übernommen hat.

Schon am Morgen beginnt die langwierige und anstrengende Arbeit. Zuerst rühren einige Frauen abwechselnd die Dotter von 40 Eiern mit 750 g Zucker eine Stunde lang ab. Gegen Ende dieser Zeit schlagen sie zugleich etwa 10 Minuten hindurch aus 40 Eiklar Schnee. Dann geben sie beides zusammen und rühren es abermals eine Stunde ab, wobei gegen Schluß noch 800–900 g griffiges Weizenmehl dazukommt. Der Prügel ist schon vorher sorgfältig mit Pergamentpapier und einer Lage Schnur überwickelt worden, von der etwa 70 m aufgehen. Früher nahm man dazu „Schmiß“, also Peitschenschnur, heute genügt eine andere, gängige, die nicht fasert. Der Anfang der Schnur wird am schwächeren Ende des Prügels mit einem Nagel befestigt. Während eine der Beteiligten langsam den Prügel dreht, führt die andere achtsam die Schnur, so daß Wicklung neben Wicklung zu liegen kommt (siehe Bild 3). Am stärkeren Ende des Prügels wird die Schnur ebenfalls mit einem Nagel befestigt, dann wird sie gründlich mit heißer Butter bestrichen.

Für den „kleinen Prügelkrapfen“ benötigt man fast einen halben Raummeter Buchenscheite, mit denen der Schmiedemeister selbst geduldig das Feuer unterhielt. Die Feuerböcke mit dem Prügel stehen nicht über dem Feuer, sondern unmittelbar davor. Dennoch haben die Bäckerinnen unter der argen Hitze zu leiden. Während eine langsam den Prügel dreht, gießt die andere den ersten Teig auf, den sie mit den flachen Händen „pracken“ muß, damit er sich mit der Schnur fest verbindet. Sobald der Teig gut durchgebacken ist, folgt der nächste Aufguß. Stundenlang geht das so fort, bis sechzehn und mehr Teigrollen übereinander liegen. Dann wird der Prügel mit dem ausgebackenen Krapfen vom Feuer gehoben und sorgfältig gelagert, um über Nacht abzukühlen. Erst am anderen Morgen geht es darum, das Backwerk vom Holze zu lösen. Der Rand des Krapfens wird so weit beschnitten, daß am dickeren Prügelende die Schnur frei kommt. Unter dem langsamen Drehen des Prügels, der wieder auf seinen Feuerböcken ruht, wird die Schnur sorgfältig abgerollt und herausgezogen, so daß nachher der Krapfen nur lose aufruhet und beim Kippen des Prügels abgezogen und aufgestellt werden kann. Die kunstsinige Frau Schmiedin spritzte mit Eiweißglasur noch Verzierungen auf und überreichte das Gebäck in einer kleinen Feier der Geehrten.

Frau Schwab bewahrt daheim als Erinnerung einen Prügelkrapfen auf, den ihre Mutter 1926 kurz vor dem Tode gebacken hat. Das Backwerk ist vorbildlich gelungen, das beweisen die vielen „Zapfen“, wie sie die Zacken nennt. Diesmal sei es ein „Bunka“ geworden und kein „Schnurkrapfen“, meint sie. Daran habe wohl der Rundfunk schuld, der sie bei der Arbeit mit seinen Fragen und Aufnahmen immer wieder abgelenkt habe. Damit wird eine der Einwirkungen erwähnt, die uns immer häufiger bewegen. Radio Graz war eingeladen worden, dem Backen beizuwohnen und hatte seine bewährten Kräfte entsandt, die mit Geschick ihrer Aufgabe nachkamen. Zahlreiche Tagungen „Volkskunde und Rundfunk“ haben die Möglichkeiten und Früchte gemeinsamen Wirkens dargetan. Der Rundfunk leistet fallweise der Feldforschung wertvolle Dienste, der Volkskunde bieten sich neue Gelegenheiten, an die Öffentlichkeit zu treten. Volkskundliche Sendungen am laufenden Band würden jedoch eine Gefahr für das echte Volksleben bedeuten, weil sich schließlich ein Schema herausbildet, das einer „Vorführung“ dienen muß. Wir erleben zur Genüge, wie die Farbfotografie Urlauber und andere Reisende verleitet, über die verschiedensten Sachgebiete öffentliche Vorträge zu halten, die besser im Familienkreise bleiben würden. Einige nette Bilder verleiten die Aufnehmer, sich für Fachleute in kunstgeschichtlichen, geographischen und erst recht in volkskundlichen Fragen zu halten. Die bequeme Aufnahmemöglichkeit mit tragbaren Tonbandgeräten ruft neuerdings Leute auf den Plan, die zum Bilde nun in Annäherung an den Rundfunk-Reporter auch im Ton das „Volksleben“ festhalten wollen. Ohne tiefere Einsicht stehen aber Interessen im Vordergrund, die weder der Volkskultur noch der Wissenschaft dienen.

Ein volkstümliches Rezeptbuch aus Seekirchen

Von Karl Fiala

Die Abhandlung „Volkskunde und Medizin. Im Grenzgebiet zweier Wissenschaften“ von Karl Ilg (ÖZV Bd. XV/64, 1961, S. 267 ff.) regt mich an, hier folgendes bekanntzugeben:

Ich habe aus volkscundlichem Interesse gerade ein handgeschriebenes volkstümliches Rezeptbuch in Arbeit. Es stammt aus dem Heimatmuseum in Seekirchen (Salzburg), umfaßt 169 Blätter handgeschöpftes Papier, davon 338 Seiten beschrieben sind. Davon sind:

59 Bl. = 118 Seiten mit schöner, gut leserlicher Handschrift beschrieben.

Alles Recepte volkstümlicher Art, vom Stictpflaster angefangen über Salben, Tränklein, Pulver, bis zur Vorbeugung gegen die Pest.

10 Bl. = 40 Seiten, dasselbe weitergeführt in anderer Handschrift. Ebenfalls Recepte.

20 Bl. = 40 Seiten, teilweise wieder andere Handschrift. Weiterführung von Recepten, eingestreut auch Segenssprüche und Symbolisches, wie man es beim „Anwenden“ gebrauchte.

59 Bl. = 118 Seiten, mit teilweise wieder anderer Handschrift weitergeführt.

7 Bl. = 14 Seiten, weitere Recepte, zum Teil mit Herkunftsangabe.

14 Bl. = 28 Seiten Recepte und Eintragungen privater Art. Teilweise mit Herkunftsangabe, teilweise Übersreibungen. Die letzte Seite trägt die Jahreszahl 1701. Sie stammt anscheinend von einem Dorfbader aus Ostermiething im angrenzenden oberösterreichischen Innviertel.

Das Buch hat Hochformat im Ausmaß von 15 × 20 cm. Die Umhüllung besteht aus Kalbshaut, ist sehr abgegriffen und verschmutzt. Die Beschriftung läßt sich nicht mehr entziffern. Doch könnte man, wenn auch nicht recht sicher, eine Datierung mit 167? erkennen.¹⁾

¹⁾ Vgl. Hugo v. Preen, Vierundvierzig Recepte (Geheimmittel) (Heimat. Beiträge zur Heimatkunde und Heimatgeschichte des Bezirkes Schärding. 1910, Folge 8, S. 117 ff.). Preen hat ein Receptbüchlein aus Ranshofen ausgewertet, das ungefähr aus der Zeit um 1800 stammen dürfte.

Chronik der Volkskunde

Karl Lugs Mayer 70 Jahre

Unterstaatssekretär a. D. Prof. Dr. Karl Lugs Mayer, Vizepräsident unseres Vereines für Volkskunde, wurde am 25. Februar 1962 siebzig Jahre alt. Der Gelehrte, Philosoph und Politiker hat sich viele Jahre eingehend mit Volkskunde befaßt und sehr wesentlich zum Gedeihen auch unserer Vereinsarbeit beigetragen. Besondere Verdienste hat er sich um die Organisation der Volksliedforschung nach dem zweiten Weltkrieg erworben, da er seit 1946 Vorsitzender des Österreichischen Volksliedwerkes beim Bundesministerium für Unterricht ist und in dieser Eigenschaft die sachliche Linie der Sammlungs- und Forschungsarbeit eindringlich bestimmt hat. Der Hauptausschuß des Volksliedwerkes hat am 23. Februar 1962 eine Festsitzung abgehalten, in der der Gefertigte die Festansprache unter dem Titel „Lugs Mayer und das Volkslied“ zu halten hatte. Der Verein bringt seinem hochverdienten Vizepräsidenten besonders herzliche Glückwünsche dar.

Leopold Schmidt

Hinterglasbilder-Ausstellung in Wien

Am 28. Februar 1962 wurde in der Galerie Würthle in Wien die kleine Ausstellung „Magischer Bauernrealismus. Süddeutsche und österreichische Hinterglasbilder (1780—1870)“ eröffnet. Die nicht einmal hundert Bilder umfassende Ausstellung, sauber und streng gehängt, stellen die Hinterglasbilder-Sammlung R. und E. Gürster dar. Legationsrat Dr. Eugen Gürster hat die an schönen Beispielen reiche Kollektion anlässlich seines Abschiedes als Diplomat von Wien hier einmal der Öffentlichkeit gezeigt. Die Galerie Würthle hat einen graphisch hübsch gestalteten kleinen Katalog dazu herausgebracht, der zwar nur drei Abbildungen, aber einen kleinen Essay des Sammlers zum Thema und eine knappe Aufzählung der 89 Ausstellungsnummern bringt.

Schdt.

Salzburger Museum Carolino Augusteum

Das für Stadt und Land Salzburg zuständige Museum veranstaltete im letzten Winter zwei Sonderausstellungen, welche von volkskundlichem Interesse waren:

1. Salzburger Krippenausstellung 1962 unter dem Titel „Die Krippe dem Volk“ in den Domoratorien, und zwar in der Zeit vom 18. November 1961 bis zum 7. Jänner 1962. Zu der Ausstellung, die 179 Exponate umfaßte, erschien von der Bearbeiterin, Frau Dr. Friederike Prodingler, ein (hektographierter) Katalog mit allen erforderlichen Angaben, auch über die zahlreichen Leihgaben aus Privatbesitz.

2. „Als der Christbaum nach Salzburg kam“. Als 34. Sonderausstellung im Museumspavillon gestaltete Dr. Friederike Prodingler diese Ausstellung als ein Salzburger „Zeitbild um 1830“. In der „stillen Zeit“ Salzburgs kam damals die Familie Koch aus Enningen in Schwaben nach Salzburg, und sie hat wohl den ersten Christbaum in der Salzachstadt, angeblich 1826, aufgestellt. Was sich aus dem Besitz und aus der Umwelt dieser Familie feststellen ließ, wurde im Museumspavillon im Mirabellgarten vereinigt. Der Christbaum wurde nach der Aufzeichnung eines Enkels, Dr. Ferdinand Koch, getreulich wiederhergestellt. Ein (hektographiertes) Geleitblatt erläuterte die biedermeierlichen Bestände, die für die Salzburger Stadtvolkskunde von Bedeutung erscheinen. Schdt.

Planung eines Österreichischen Freilichtmuseums

Auf Antrag von Landesrat Univ.-Prof. Dr. Hanns K o r e n hat die Steiermärkische Landesregierung dem Plan eines Österreichischen Freilichtmuseums auf steirischem Boden zugestimmt. Es konnte ein geeignetes Areal zwischen Gratwein und Stübing bei Graz sichergestellt werden. Für die organisatorische Vorbereitung wurde Dr. Herbert Pöttler als Abteilungsleiter des Steiermärkischen Landesmuseums Joanneum bestellt.

Über diese Gründung im Hochtal des Enzenbachgrabens liegt bisher nur eine Zeitungsmeldung vor (Südost-Tagespost vom 10. Februar 1962), aus der hervorgeht, daß das Museum von einem soeben neugegründeten Verein getragen werden soll, zu dessen Vorsitzenden der Bundesminister für Unterricht Dr. Heinrich Drimmel und zu dessen geschäftsführenden Stellvertreter der Kulturreferent der Steiermärkischen Landesregierung Landesrat Prof. Koren bestellt wurden. Die einzelnen Bauten sollen von den jeweiligen Bundesländern errichtet werden. Zunächst sollen bäuerliche Bauten aus dem Ennstal in dem Museumsgelände ihre Aufstellung finden.

Das Brüder-Grimm-Museum in Kassel

Wir haben seinerzeit, 1958, über den Plan der Gründung eines Brüder-Grimm-Museums berichtet (ÖZV Bd. XII/61, S. 270). Dieser Plan ist nun erfreulicherweise verwirklicht worden. Die Sammlungen des Museums befinden sich in der Murhardschen Bibliothek der Stadt Kassel und (Hessischen) Landesbibliothek. Der Unterhaltsträger des Museums ist die Stadt Kassel. Die Leitung obliegt dem Direktor der genannten Bibliotheken, Dir. Dr. Ludwig D e n e c k e ¹⁾. Das Museum gestaltet aus den Sammlungen, die größtenteils auf Nachlässe und Widmungen zurückgehen, Ausstellungen. Über die Dauerausstellung liegt ein sehr hübscher und vorzüglich illustrierter Katalog vor.²⁾ Die Adresse des Museums: Kassel, Brüder-Grimm-Platz. Schdt.

¹⁾ Ludwig Denecke, In der Brüder-Grimm-Stadt Kassel ... Vortrag auf der Festlichen Eröffnungssitzung der Hauptversammlung der Gesellschaft Deutscher Metallhütten- und Bergleute am 8. September 1961 in Kassel (Zeitschrift für Erzbergbau und Metallhüttenwesen, Bd. XIV, 1961, H. 12, S. 607 ff.).

²⁾ Katalog der Ausstellung des Brüder-Grimm-Museums in der Murhardschen Bibliothek der Stadt Kassel und Landesbibliothek. Kassel 1960. 35 Seiten, 4 Farbtafeln, 4 Abb.

Volkskunde an den österreichischen Hochschulen

Universität Graz

Prof. Dr. Oskar Moser, Klagenfurt, hat sich an der Universität Graz für das Fach Volkskunde habilitiert. Am 17. Jänner 1962 hielt er seine Probevorlesung über das Thema: „Das Problem der ostalpinen Ringhöfe.“

Auszeichnung

Der Bundespräsident hat mit Entschließung vom 16. Oktober 1961 der Schöpferin des Feldbacher Heimatmuseums, Fräulein Leopoldine Thaller, die Goldene Medaille für Verdienste um die Republik Österreich verliehen. (Wiener Zeitung Nr. 297 vom 24. Dezember 1961, Seite 2).

Werner Lyngé †

Am 23. Jänner 1962 ist nach langem Leiden Konstrukteur Dipl.-Ing. Werner Lyngé im Alter von 66 Jahren gestorben. Lyngé war Jahrzehnte hindurch Vereinsmitglied und auch Mitarbeiter unserer Zeitschrift. Er kam aus der Jugendbewegung, hatte im Kreis der damaligen „Fichtegemeinschaft“ besonderes Interesse am Salzkammergut gewonnen. Zusammen mit Franz Vogl begann er sich für das Volkstanz- und Volksschauspielwesen dieser Landschaft zu interessieren. Mit Vogl zusammen gab er auch „Sommer- und Winterspiele für den Kreis von Laiendarstellern heraus (Volksbildung, Bd. X, Wien 1931, S. 242—250). Das Thema ließ ihn nicht mehr los, er begann sich mit einer staunenswerten Zähigkeit in die Materie zu vertiefen. 1948 brachte er seine Resultate in der Abhandlung „Die Grundlagen des Sommer- und Winter-Streitspiels“ (ÖZV, II/51, S. 113 ff.) zutage. Eine weitere spezielle Frage des Themenkreises konnte er dann 1952 abhandeln: „Das Sommer- und Winterspiel und die Gestalt des Wilden Mannes“ (ÖZV, VI/55, S. 14 ff.). Bemerkenswert war das überaus kritische Vorgehen Lyngés bei diesen Themen, und das Einarbeiten von großen Literaturmengen, die er infolge sehr umfangreicher Sprachkenntnisse hervorragend bewältigte. Eine Sonderform des Sommer- und Winterspiels „Die Vierjahreszeitenspiele“ hat er dann 1954 (ÖZV, VIII/57, S. 51 ff.) noch behandelt. Inzwischen aber hatte er schon ganz besonderes Interesse an den tiergestaltigen Figuren des Volksglaubens gewonnen und sammelte jahrelang Material zu einer Darstellung. Eine vorläufige, stoffgesättigte Abhandlung „Dialen, Unifrauen und Vilen“ konnte dann 1957 erscheinen (ÖZV, XI/60, S. 194 ff.). Dann begann Lyngé leider zu kränkeln, und hat sich nicht mehr erholt. Wir betrauern nunmehr einen treuen, fleißigen Mitarbeiter, dessen sehr bedeutende Kenntnisse wohl nie in dem Ausmaß zur Geltung gekommen sind, das wir alle nur ahnen und freilich auch schätzen konnten.

Leopold Schmidt

Boris Orel †

Aus Jugoslawien erreicht uns die Nachricht, daß der Direktor des Ethnographischen Museums in Laibach, Dr. Boris Orel, im Februar 1962 im 59. Lebensjahr gestorben ist. Der Verstorbene war ursprünglich Bankbeamter und konnte erst später die Volkskunde zu seinem Beruf machen. Daß er ein Berufener war, zeigen die vielen vorzüglichen

Arbeiten, die er schrieb, und zeigt das Niveau der von ihm neu gegründeten slowenischen Volkskunde-Zeitschrift „Slovenski Etnograf“, die er seit 1948 mit Milko Matičetov herausgab, und von der seither vierzehn vorbildliche Bände erschienen sind. In jedem Band wurde das Schwergewicht auf ein anderes Teilgebiet unseres Faches gelegt; auf diese Weise wurde die Zeitschrift zugleich eine Stoffsammlung zur slowenischen Volkskunde.

Ebenso vorbildlich hat Orel die Feldforschung und Sammlung für das Museum vorangetrieben, das er seit September 1945 leitete. In Gruppenarbeit wurde Gebiet um Gebiet des slowenischen Sprachraumes, übrigens auch das südliche Kärnten, erfaßt.

Den frühen Tod des Forschers bedauern nicht nur seine engeren Landsleute, denn über Slowenien und Jugoslawien hinaus waren seine Arbeiten vorbildlich und anregend.

Maria Kundgraber

Literatur der Volkskunde

Ake Hultkrantz, *General Ethnological Concepts* (= International Dictionary of Regional European Ethnology and Folklore, Bd. I). 282 Seiten. Kopenhagen 1961, Verlag Rosenkilde and Bagger. Dänische Kronen 48,—.

Ein Lexikon der Begriffe unseres Faches vorzulegen, diesen Plan haben sich vor allem die skandinavischen Kollegen unter der Führung von Sigurd Erixon seit über einem Jahrzehnt angelegen sein lassen. Es war dies einer jener Pläne, die von der CIAP im Rahmen der UNESCO gefördert wurden, solange diese Einrichtungen für unsere Disziplin noch interessiert werden konnten. Nun ist dies ja immer weniger der Fall. Aber der Plan wurde von Erixon mit aller Zähigkeit weiterverfolgt, und er hat nun auch das Vorwort zu dem hiermit vorliegenden ersten Band des geplanten Werkes geschrieben. Man entnimmt daraus unter anderem, daß der zweite Band, der den Begriffen der „Folklore“ im engeren Sinn gewidmet sein soll, von Laurits Bødker bearbeitet wird.

Dieser erste von Hultkrantz stammende Band ist gewissermaßen der allgemeinen Volkskunde zugehört, wie sie in Skandinavien und zum Teil in den angelsächsischen Ländern betrieben wird. Schon die Wahl der englischen Sprache bezeugt diese Verbundenheit. Von der Seite der geistigen Entfaltungsgeschichte der Volkskunde aus haben wir dies schon dem Plan gegenüber bedauert; aber nun zeigt es sich, daß man auf das Überwiegen der englischen Terminologie großen Wert gelegt hat, beispielsweise auf die Komposita von „Culture“. Es sind nicht weniger als dreiundsechzig! Bei einer deutschen Bearbeitung wäre dies wohl dem Schreiber selbst aufgefallen, und er hätte die nicht wenigen tauben Nüsse darunter von vornherein ausgeschieden.

Immerhin möchten wir das Werk, wie es jetzt vorliegt, doch als einen gewissen Gewinn begrüßen. Die deutschsprachige Forschung ist zu Wort gekommen, und die nicht allzuvielen Stichwörter, die aufgenommen wurden, haben im täglichen Wissenschaftsbetrieb einen guten Klang. „Gegenwartsvolkskunde“, „Großstadtvolkskunde“, das sind lebendige Begriffe. Nur wenige, wie etwa die „Genialenforschung“ oder die „Volkstumskunde“ hätte man sich sparen können. Historisch gewordene Begriffe wie „Kulturkreis“ und „Lebenskreis“ sind sorgfältig belegt und möchte man auch nicht missen. Umgekehrt kann man sich an den Artikeln über typisch englische oder amerikanische Begriffe immerhin orientieren, was eigentlich gemeint sein soll, da die Verwendung bekanntlich sehr schwankt. Hultkrantz hat in seiner minutiösen Geduldarbeit festzustellen versucht, wer den Begriff jeweils zuerst mit einem Wort benannt hat, und was dann die Benutzer dazu ausgesagt haben. Manchmal sind Einzelläufer, manchmal sind Umschreibungen, die sich eingebürgert haben, und über die sogar oft eine ganze Kontroversliteratur zu verzeichnen ist. Hultkrantz hat die maßgebende Literatur durchgearbeitet, in einem stattlichen Verzeichnis am Schluß des Buches

angeführt, und bei den einzelnen Artikeln die Autoren mit der Jahreszahl verzeichnet. Das ist auch gleich jeweils ein Hinweis auf die Geschichte dieses wichtigen Teiles unserer Wissenschaft (falls sich nicht ein Druckfehler einschleicht wie S. 158, wo Naumann das „Gesunkene Kulturgut“ schon 1902 definiert haben soll, statt wie richtig 1922).

Man darf also der Fortsetzung des Unternehmens, so skeptisch man ihm auch in der Planung gegenübergestanden sein mag, mit Aufmerksamkeit entgegensehen.
Leopold Schmidt

Alpes orientales (III). Acta tertii conventus de ethnographia Alpium orientalium tractantis. Desertinae Helvetia ab 28. VIII. ad 2. IX. 1961. Redegit Robert Wildhaber. Basileae 1961.

Rascher als es bei den beiden ersten Kongreßberichten dieser Volkskundlichen Forschungsgemeinschaft für den Ostalpenraum möglich war, ist der Bericht über die III. Zusammenkunft erschienen. Als hübscher Nachdruck (aus dem Schweizerischen Archiv für Volkskunde, Bd. 57, 1961, Heft 3/4) liegt er nun vor, und enthält die Texte der Vorträge, über die Kretzenbacher hier (ÖZV, XV/1961, S. 285 f.) bereits berichtet hat. Bei der Zusammenkunft waren leider nur drei österreichische Kollegen vertreten, und nur ein Vortrag wurde von unserer Seite her beigesteuert. Aber dieser umfangreiche Vortrag von Elfriede Grabner „Zur Erforschung der Volksmedizin in den Ostalpen“ ist hier (S. 164—179) vollständig abgedruckt, und das ist doch sehr erfreulich. Sonst kommen für uns besonders die Beiträge von Ivan Grafenauer „Ein altpflanzerisch-dithonischer Wurmseggen in der Schweiz und in Slovenien“ und von Niko Kuret „Der Weihnachtsblock bei den Slovenen“ in Betracht. Der ethnologisch anmutende Titel der Interpretation deutschsprachiger Segensformeln scheint mir bei der Abhandlung Grafenauers nicht gerechtfertigt. Die Karte bei der Abhandlung Kurets (S. 157) zeigt die Bindung der Weihnachtsblock-Verbreitung im Hinterland von Triest an den oberitalienischen Westen. Es wäre verdienstvoll, wenn die Ostalpen-Arbeitsgemeinschaft das Thema für Friaul und die anschließenden oberitalienischen Landschaften behandeln lassen würde.
Leopold Schmidt

Archivalische Vorarbeiten zur Österreichischen Kunsttopographie. Im Auftrage des Institutes für Österreichische Kunstforschung des Bundesdenkmalamtes herausgegeben.

Es ist schon oftmals, auch in unserer Zeitschrift, beklagt worden, daß sich der Fortgang der Österreichischen Kunsttopographie so schleppend gestaltet. In der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen stockte er weitgehend, während des zweiten Krieges wurde eine andere Herausgabeform gewählt, in der man einige Bände zustandebrachte, die nicht ganz befriedigen. Nach dem Krieg mußte man wohl oder übel bei der neuen Form bleiben, die Qualität der Bände stieg jedoch wieder beträchtlich an. Aber zwischen den einzelnen Bänden liegen doch immer sehr große Pausen, manche Länder werden und werden einfach nicht fertig.

Unter diesen Umständen erscheint es äußerst begrüßenswert, daß das Unternehmen nunmehr beginnt, Ballast abzuwerfen. In der Form der „Archivalischen Vorarbeiten“ erscheinen nun Bände, die umfangreiche Regesten aus dem jeweiligen für die Kunsttopographie belangreich erscheinenden Archivmaterial enthalten. Dieses oft sehr umfangreiche und gehaltvolle Material muß nun nicht mehr in die eigentlichen

Topographie-Bände aufgenommen werden, ihr Umfang kann nunmehr eingeschränkt werden, man wird auf die Bebilderung wieder mehr Gewicht legen können. Für uns aber stellen diese in einem Vervielfältigungsverfahren hergestellten, in einer Auflage von nur 100 Stück verlegten Bände eine kostbare Quellenedition dar. Wie Stichproben ergeben, haben die jeweiligen Bearbeiter erfreulicherweise alle einigermaßen kunst-, kultur-, literatur- und theatergeschichtlichen Rechnungsbelege aufgenommen, und da fehlen denn auch rein brauchgeschichtliche nicht. 1959 erschien der erste Band dieser Reihe, für die Gerichtsbezirke Murau und Oberwölz in Steiermark, bearbeitet von Inge Mayer und Herwig Ebner. Nunmehr, 1961, sind die „Archivalischen Vorarbeiten“ in zwei Bänden für Gerichtsbezirk und Stift Kremsmünster in Oberösterreich erschienen, bearbeitet nach dem Manuskript von Bernhard Pöisinger (gest. 1921) von Willibrord Neumüller. Diese beiden Stiftsarchive haben die Stiftsrechnungen von 1500 bis 1800 exzerpiert, und die Regesten mit Anmerkungen und einem ausführlichen Register aufgeschlüsselt. Sucht man beispielsweise Zeugnisse des Volksschauspiels, das ja von Kremsmünster aus reichlich gepflegt wurde, so finden sich unter „Theaterspiele“ zahlreiche wertvolle Angaben, unter anderem für die Frühzeit des barocken Weihnachtsspiels. Sehr ausführlich z. B. der Beleg Nr. 883 von 1603 (Bd. I, S. 75): „Dem Niernberger zu Weiß vmb 12 Stürz Plech zum Spill Natiuitatis Christi zalt 0.6.12. Vmb Rausch golt zum Spill 0.4.8. Dem Thoma Lehner An der Landwidt, so zum Weynacht Spill aine Krippen mit stro degkht, darfier zalt 0.0.28. Dem Paul vnd Hannß Leberle zu Khrembslegg, so dem Weynacht Spill beigewohnt mit Pfeiffen vnd geygen, geben 0.5.10.“

So sehr man sich also auch weiterhin wünscht, daß die Hauptbände der Kunsttopographie möglichst bald weitererscheinen mögen, vor allem die nunmehr schon so weit geförderten eben von Murau und von Kremsmünster, man wird den großen Gewinn, den diese Regestenbände darstellen, durchaus anerkennen. Ihre Fortsetzung wäre nur zu begrüßen.

Leopold Schmidt

Klaus Beitzl, Die Umgangsriesen. Volkskundliche Monographie einer europäischen Maskengestalt, mit besonderer Berücksichtigung der „Fête de Gayant“ zu Douai in Nordfrankreich. Wien, Verlag Notring der wissenschaftlichen Verbände Österreichs, 1961; 138 Seiten, 4 Verbreitungskarten, 2 Notenbeilagen und 9 Abbildungen.

Das Problem der Riesen-Plastiken, die bei mancherlei Umzügen (Fronleichnam, „Prang“, Oswaldi-Kirta) im salzburgischen Lungau (Tamsweg, Muhr, Ramingstein, Mauterndorf usw.) sowie im angrenzenden steirischen Obermurtal (Murau) bzw. seinem Seitengraben, der Krakau (Krakaudorf) mitgeführt werden, hat die Volkskunde seit langem beschäftigt. Es reizte die regional recht vereinzelt stehende Eigenart dieser überdimensionierten, von kräftigen Burschen getragenen Schaufiguren (Prozessions-Riesen), die meist „Samson“ (gelegentlich „Goliath“) genannt werden und letztlich, funktionell gesehen, als „Spielmasken“ zu werten sind. Historisch gesehen reichen die Erwähnungsbelege in diesem Teile der Alpen nicht über das frühe 17. Jahrhundert zurück. Sie bleiben immer im Rahmen kirchlicher Figuralprozessionen. Gleichwohl sah bereits Viktor Geramb den Zusammenhang dieser inneralpinen Gruppe mit ähnlichem, ja z. T. gleichartigem in den Niederlanden, in Belgien und in Spanien. Früh hatte vor allem Leopold Schmidt (Zs. Der Turm, Jg. I, Wien 1946, S. 393) auf die Form-

ähnlichkeit der inneralpinen Umzugsriesen als Brauchgestalten einer Prozession mit der gewiß nicht minder kultgebundenen Figurengruppe des hallstattzeitlichen Strettweger Opferwagens hingewiesen. So lag es nahe, daß aus seiner Schule eine materialkundlich wie methodisch gleich wertvolle Arbeit kommen würde, die das Gesamtproblem der letztlich dem Volksschauspielwesen zugehörigen Umzugsriesen auf Grund jener rezenten Überlieferungen Westeuropas überdenken würde, die im zunehmenden „Folklorismus“ von heute vor allem in den romanischen Ländern des Westens seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges stark hervortreten. Führten die Traditionsweiterführungen des Brauches der Umzugsriesen wie die Neuaufnahme unterbrochener Überlieferungen bzw. die räumliche Neusetzung solchen Brauches auf Grund nachbarlichen rezenten oder historischen Musters doch sogar zur Gründung einer eigenen wissenschaftlichen Gesellschaft, die sich das vergleichende Studium der französischen, der belgischen und noch weiterer nunmehr noch stärker ins Blickfeld tretender Überlieferungen aneignen läßt: „Comité international de l'étude de géants processionels“, 1954. Hier, im ehemals niederländischen Bereich des heutigen Nordfrankreich und Belgiens, besonders zu Douai konnte der geschulte Romanist und Volkskundler Klaus Beitzl in jahrelangen Studien jene Materialien aus Erlebnis und Archivforschung sammeln, die ihn nunmehr befähigen, das über gesamt Westeuropa mit Schriftquellen seit dem Spätmittelalter (z. B. Douai 1530 erste Erwähnung: „ung personnaige construit en forme de gayant“) verbreitete Phänomen der Umzugsriesen nach drei Untersuchungsgruppen aufzubereiten: nach Erscheinung, nach der Form und nach der Funktion der Riesenfiguren. Gegenwärtig bzw. historisch seit dem Mittelalter haben diese Länder daran Anteil: Holland, Belgien, Frankreich, Österreich, Spanien, England, Deutschland, Italien. (Hier wäre, da bisher nur sizilianische Belege genannt werden, der brauchtümliche Umzug mit einer „pupa“ in Casalini-contrada und im Raum von Chieti nachzutragen nach Bianca Maria Galanti, Vita tradizionale dell' Abruzzo e del Molise. Florenz 1961); ferner Portugal, Mexico und Brasilien. Nun schließt Beitzl in der kulturhistorischen Interpretation die formal und funktionell ähnlichen Zeugnisse von Ur- und Frühgeschichte an: im Gallien des 1. Jahrhunderts von Christus werden (nach Caesar, Diodor, Strabo) Flechtwerkgestelle in anthropomorpher Gestalt hergestellt, in denen Menschen und Tiere eingeschlossen sind; der Strettweger Opferwagen mit der überdimensionierten Zentralfigur aus der Hallstattzeit, möglicherweise auch im Bereich der Fundstätte (Obermurtal) entstanden; Felszeichnungen mit Darstellungen prozessionsmäßigen Mitführens von Riesengestalten in Mittel- und Südschweden zu Beginn der Metallzeit, etwa beginnendes 16. Jahrhundert v. Chr. (S. Beitzl, Abb. 3, Ekenberg bei Norrköping). Hier nun setzt die „Deutung“ Beitzls ein, die sich auf Gemeinsamkeiten hinsichtlich der Gestalt (überdimensioniert, anthropomorph, Betonung des Riesigen auch in der Namengebung), auf die Umzugstermine (vorwiegend sommerliche Schwellzeit; periodisch alljährlich, mit sekundärer Terminverlagerung auf kirchliche Sonderfeste) und der Aktion (schauspielmäßiger Umzug, Stadtbegehung bzw. -umkreisung) gründet. Biblische Namengebung, heraldische Züge und sagenhafte „Stammvater“-Vorstellungen führen zur Abstraktion eines mythologischen Typus, den Beitzl nunmehr freilich hypothetisch in der Erzählung vom mythischen Heilbringer-Helden sehen möchte, der einer Stadt, einer Gemeinschaft in kritischer Situation als Retter erstand und „durch diese

Schöpfertat . . zum Vater der wachsenden Gemeinschaft“ wird (S. 124). Der sagenhafte, Übermenschliche leistende Heros wird zum „Schöpferriesen, den die Maske darstellt“, wie sie nun periodisch alljährlich auftritt, die Stadt-Welt zu dokumentieren, ihren Fortbestand im rituellen Umgang der Gemeinschaft zu sichern. Die früheste Möglichkeit einer Zuordnung solch einer mythischen Vorstellung von „Stadt-Weltschöpferriesen“ sieht Beitzl, für dessen Hypothese die Maskengestalt sozusagen einen kosmischen Ordnungsbegriff versinnbildet, im keramikzeitlichen Ackerbauerntum, dessen ökonomische Grundstruktur (wie ja jedes Ackerbauerntum) von Erfahrung und Beobachtung des periodischen Jahrlaufs (Klima, Gestirngang, Jahreswechsel) abhängig ist. Der Weg zur Vorstellung von Erdmitte, Himmelsgewölbe und Himmelssäule (Himmelsstütze, Himmelsachse) ist in der mythologischen Überlieferung verschiedener alter Stadtkulturen vorgezeichnet und führt z. B. schon im alten Ägypten zur Anthropomorphisierung der physikalisch-kosmischen Anschauung einer Weltkonstruktion durch einen riesenhaften „Himmelsträger“. Über entsprechende hethitische Vorstellungen führt der Weg zur himmelsgewölbetragenden Atlas-Gestalt der griechischen Mythologie bei Hesiod und Homer, zu einer „Gruppe von Weltriesen-Vorstellungen, wonach ein als Riese gedachtes Wesen den Raum durch Aufheben des Himmels von der Erde geschaffen hat und als Himmelsstütze den Fortbestand dieses Weltraumes sichert“. Und vorsichtig wagt Beitzl die Hypothese so zu formulieren: „Der Umgangriesen wäre somit die sinnfällige Gestaltung dieser mythischen Vorstellung in Maske und Brauch. Das heißt, daß die säulenartig aufgerichtete, menschengestaltige Riesenfigur, die alljährlich zur Jahresmitte in feierlichem Umgang in der Stadt aufgeführt wird, die maskenmäßig und spielhaft gestaltete Repräsentation des geglaubten Weltschöpfer-Riesen wäre, der in der Mitte stehend das Dach der Welt, den Himmel über sich trägt. Beide, mythologische Erzählung und brauchspielmäßige Darstellung haben ihren Grund in der anthropomorphisierten Versinnbildlichung des Ordnungsweltbildes“ (128). Der darauffolgend ausgesprochene Gedanke, diese um 3000 v. Chr. in Altägypten zur Zeit der beginnenden metallzeitlichen Stadtkultur des alten Vorderorientes erstmals begegnende Personifikation der Himmelssäule zum mythischen Himmelsträger nun mit den skandinavischen Felsbildern der 1. Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr. in Verbindung zu bringen, scheint mir freilich so lange allzukühn, als die zeitliche Kluft zwischen den frühesten Wort- und Bildbezeugungen (Mythos, Himmelssäule, Prozessionsgestalt der Felszeichnungen) einerseits und dem Auftreten des spätmittelalterlichen, christlich-kirchlichen Brauchtums der géants de cortège doch vorerst durch nichts überbrückt erscheint außer durch die interessante, aber wohl nicht allein aussagekräftige Beobachtung der räumlichen Deckung der mittelmeerischen und der atlantischen Verbreitung der mittelalterlichen und rezenten Brauchbelege mit dem von der Vorgeschichtsforschung entdeckten frühmetallzeitlichen Kolonisationsweg der maritimen Megalithkultur. (S. Verbreitungskarte 4). Hier wird m. W. nur die dringend notwendige vertiefte Zusammenarbeit zwischen Volkskunde und Vorgeschichte den notwendigen Erweis für die Haltbarkeit von Beitzls Hypothese bringen können, die er seiner vor allem in der Materialfülle und im Beobachten lebendigen Umzugsbrauches der „Riesen“ sowie in der Aufdeckung der Zusammenhänge im historisch klarer überschaubaren Raum so vorzüglichsten Arbeit anschließt.

Leopold Kretzenbacher, Kiel

Anonymes Bauen / Nordburgenland. Herausgegeben vom Institut für Städtebau an der Akademie der Bildenden Künste, Wien, unter Leitung von Roland Rainer. 120 Seiten mit zum Großteil ganzseitigen Photos und Plänen. Salzburg 1961, Verlag der Galerie Welz. S 250,—.

Ein großformatiges Bildbuch, in dem von Architektenseite der ganze Zauber des alten dörflichen Bauens im nördlichen Burgenland eingefangen wurde. Drei ganz kurze Einführungen machen mit Landschaft und Problemstellung vertraut: Roland Rainer, der Architekt und Stadtplaner berichtet über sein persönliches und künstlerisches Verhältnis zu diesen ebenerdigen Behausungen, die für ihn eine „entscheidende Begegnung mit einer humanen Baugesinnung“ darstellen. Seine Einstellung ist uns mindestens seit seinem Buch über „Die Behausungsfrage“, Wien 1947, bekannt. Alfred Schmeller versucht in seinem Beitrag eine ganz kurze, gedrängte Geschichte der Landschaft zu geben; ein bißchen Sachvolkskunde wäre hier schon gut gewesen. Und Traudl Windbrechtlinger-Ketterer wiederholt in ihrem kleinen Essay nochmals die Grundanschauungen Rainers, sprachlich sehr schön, aber ohne jede Kenntnis all der Dinge, welche die Volkskunde längst erarbeitet hat, und die zur wirklichen Beurteilung dieser Wohnbauten, ihres Werdens und ihres Vergehens eben notwendig sind. Denn so schön die Verfasser (und eine Reihe ihrer Vorgänger, deren Bilder sie mit verwertet haben) diese schlichten Bauten im Sonnenschein auch fotografiert haben (kein Bild gibt Zeugnis von Schlechtwetter, Regen, Schnee, knöchelhohem Straßenkot usw., die ja im Burgenland auch nicht fehlen), so eindrucksvoll diese Freunde des erdgeschossigen Wohnbaues also darzustellen wissen, was ihnen dran gefällt, sie erfassen auf diese Weise doch nur eine Art von Kulisse. Was sie zeigen, ist ein Idealbild, wie sich die burgenländische Siedlungslandschaft in ihrer dreihundertjährigen Erstarrung knapp nach dem Anschluß des Landes an Österreich darbot, nur in jenem äußerlich gereinigten Zustand, den die letzten vierzig Jahre ermöglichten. Und selbst dieses erstarrte Bild — ein menschenleeres, wie man dazu sagen muß: Kaum ein Bild zeigt die Menschen des Landes in und vor ihren Höfen usw. — erfaßt nur das Äußere der Wohnstätten. Kein einziges Bild der Innenräume, auch nur der Stuben, viel weniger der Ställe, der eventuellen Schlafräume, der möglichen sanitären Anlagen usw. Bei der Betonung des „Menschlichen“, das die Architekten an diesen Häusern so fasziniert, wäre aber gerade der Hinweis darauf notwendig gewesen. Wie sagt doch Roland Rainer in seinem Vorwort: „Warum glauben immer mehr Großstädter zu entdecken, wie ruhig und glücklich man hier wohnen würde — während die Bewohner selbst meist nur lächeln, wenn man ihre alten Häuser, die sie geringschätzig ‚Altertümer‘ nennen, fotografiert, und die erste Gelegenheit benutzen, um großstädtische Baukonfektion fragwürdigster Art an ihre Stelle zu setzen und so Maßstab und Atmosphäre ihrer Umwelt oft mit einem einzigen Neubau rasch und sicher zu zerstören?“ Ja, warum? Weil diese Bewohner nach der äußeren und inneren Zuwendung zu Österreich eben ihre dreihundertjährige Erstarrung überwunden haben, und sich den Lebensgewohnheiten, den Wohngepflogenheiten unserer Gegenwart zuwenden wollen, ein Vorgang von einer Kraft und von Dimensionen, der über jede Ortsbildpflege, über jede Architektenromantik hinwegstürmt.

Das sicherlich triste, aber vielleicht doch deutlichste Zeugnis dafür bieten die jedes Jahr aufflackernden Brände im Seewinkel: Jene bau-

geschichtlich wirklich wichtigen, hochinteressanten Schilfscheunen, von denen eine auch sehr schön hier abgebildet ist (S. 21) sind von den Leuten der Orte selbst abgebrannt worden, und keine Macht, nicht einmal die der Gendarmerie und der Gerichte, konnte das verhindern. Glücklicherweise hat die dokumentierende Volkskunde lang vor den ästhetisch eingestellten Architekten solche Bauten ja ausreichend festgehalten. Der Band „Volkskunde des Burgenlandes“ (= Österreichische Kunsttopographie Bd. XXVI) von Arthur Haberlandt, Baden 1935, enthält sicherlich keine so großartigen Lichtbilder wie der vorliegende Architektenband. Aber als Dokumentation des Zustandes jener Bauten in den ersten Nachkriegsjahrzehnten wird er immer seinen hohen Wert behalten.

Wir können vielleicht eine solche Siedlung als Museumsdorf erhalten. Wir haben aber keine Möglichkeit, weder eine äußere noch eine innere, diese der Traditions-Erstarrung entbundenen Menschen zu hindern, sich ein Leben aufzubauen, das in den winzigen engen Höfen, in den niedrigen feuchten Stuben, mit den viel zu schmalen Hosenriemen-äckern eben nicht möglich ist; die alten Formen dieser nach den Türkenkriegen ängstlich eng geplanten Orte zerreißen, und es ist nicht die Aufgabe der Wissenschaft, noch weniger die einer wirklichen Menschlichkeit, dies zu verhindern. Es ist eine andere Frage, ob man nicht in vieler Hinsicht bei einer solchen geradezu revolutionären Neugestaltung helfen könnte, wertvolle Grundtendenzen der alten Gestaltungen neu zu schaffen und sinnvoll einzubauen, so daß sie den völlig veränderten Lebensumständen eben Rechnung tragen würden. Das wäre vielleicht eine Sache der Architekten. Wir haben nur zu beobachten, und zwar das Versinken des erstarrten alten Bestandes ebenso wie das Werden des ungeschlachten, gründerzeitlichen neuen. Zum Erhalten versinkender alter Formen sind wir nur soweit verpflichtet, als sie zu dokumentieren sind: Dafür leistet unter anderem dieser Bildband hervorragende Dienste. Anhand der von ihm feinfühlig aufgewiesenen baulichen Einzelheiten ließen sich die entsprechenden denkmalpflegerischen Maßnahmen treffen. Sie könnten aber alle nur musealen Zwecken dienen: Zum Wohnen in solchen geschützten, restaurativ gepflegten Siedlungen und Häusern dürfen wir niemand veranlassen.

Leopold Schmidt

Franz Kirnbauer und Karl Leopold Schubert, **Der gemeine alte Eisenertzsche Berck-Reimen** (= Leobener Grüne Hefte, Nr. 46) Wien 1961. 38 Seiten, mehrere Abbildungen.

Die von Kirnbauer mit zielstrebigener Energie geleitete Serie zur Bergmannskunde in weitestem Sinn schreitet rüstig vorwärts und hat nun schon das halbe Hundert an Nummern erreicht. Von den letzten Heften sind besonders zu erwähnen: Nr. 48, Das Steinbuch des Konrad von Megenberg. Eine von Kirnbauer herausgegebene Auswahl aus dem „Buch der Natur“ Megenbergs (1960, 90 Seiten). Nr. 45, Günther Probszt, Die alten 7 niederungarischen Bergstädte im Slowakischen Erzgebirge (1960, 64 Seiten, 4 Tafeln). Nr. 51, Knappen und Hüttenleut. Bilder vom Arbeitsalltag. Photos von Gustav Schikola, herausgegeben von Kirnbauer (1961, 50 Seiten; S. 47–50 übrigens Bilder vom Hüttenberger Reiftanz).

Als Nr. 46 ist nunmehr die vorliegende Neuauflage des „Eisenerzer Bergreimen“ erschienen. Mathias Abele von Lilienberg hat den

kostbaren Text in seinen „Seltsamen Gerichtshändeln“ 1655 aufbewahrt, danach ist er mehrfach neu gedruckt worden. Besonders reizvoll ist der bibliophile Neudruck, den Konrad Mautner 1919 in Graz herausgegeben hat. Daraus hat Kirnbauer auch den Anhang „Entstehung und Verfassung der Innerberger Hauptgewerkschaft“ entnommen; freilich hat Mautner dazugeschrieben, daß dieser instruktive Beitrag von Franz Sartori schon 1811 veröffentlicht wurde, was Kirnbauer bei der gekürzt vorgelegten Fassung nunmehr übersehen hat. Mautner hat auch den Text so gebracht, wie ihn Mathias Abele übermittelte. Kirnbauer hat eine leicht erneuerte Bearbeitung gewählt, für eventuelle Aufführungszwecke. Rein quellenmäßig muß man also auch künftighin auf Abele oder doch auf Mautner zurückgreifen. Aber für die allgemeinere Kenntnisnahme des Eisenerzer Bergreimens ist das hübsch ausgestattete Heft wohl geeignet.

Leopold Schmidt

Josef Lahnsteiner, **Oberpinzgau**. Von Krimml bis Kaprun. Eine Sammlung geschichtlicher, kunsthistorischer und heimatkundlicher Notizen für die Freunde der Heimat. 692 Seiten, 112. Abb. Hollersbach 1956, Selbstverlag des Verfassers.

Josef Lahnsteiner, **Mitterpinzgau**. Saalbach, Saalfelden, Lofen, Salzburgisches Saaleetal. Geschichtlich und heimatkundlich beschrieben. 534 Seiten, 136 Abb., 1 Karte. Hollersbach 1962, Selbstverlag des Verfassers.

Josef Lahnsteiner, **Unterpinzgau**. Zell am See, Taxenbach, Rauris. Geschichtlich und heimatkundlich beschrieben. 515 Seiten, 110 Abb. Hollersbach 1960, Selbstverlag des Verfassers.

Der Pinzgau, also der innerste Gebirgsgau von Salzburg, hat immer schon seine tüchtigen Topographen gehabt. Man erinnert sich an Anton Reisinger, der 1786 seine Beschreibung vorlegte, und besonders an Ignaz von Kürsinger, dessen „Oberpinzgau“ 1852 erschien. Ein Jahrhundert später hat sich der Pfarrer von Hollersbach darangemacht, den ganzen Pinzgau in ähnlicher Art für die Gegenwart topographisch zu beschreiben, und dieses mächtige, dreibändige Werk liegt nunmehr fertig vor. Jeder Band enthält zunächst Angaben über die ganze Landschaft und dann genaue Einzelheiten über die betreffenden Orte. Alles, was die Allgemeinheit angeht, ist also ebenso enthalten wie Daten über die einzelnen Höfe und ihre Besitzverhältnisse. Man kann ja eine Einzelhoflandschaft nicht wie eine Dörferlandschaft behandeln, hier werden gerade die bevölkerungsgeschichtlichen Einzelheiten wichtig. Und obwohl Lahnsteiner eigentlich eine breite Heimatkunde betreibt, der nahezu nichts unwichtig erscheint, ergeben sich ihm, der übrigens viele Jahre hindurch Mitglied unseres Vereines ist, auch volkskundliche Beobachtungen in Hülle und Fülle. Die Bände sind geradezu durchwirkt mit volkskundlichen Einzelangaben über Haus und Hof, Einrichtungsgegenstände, Bräuche, Spiele, Tänze, Lieder und besonders viele örtliche Sagen. Sehr viele von diesen Einzelangaben, nicht zuletzt von den Sagen, sind bisher nicht veröffentlicht. Man muß freilich die Bände durchackern, um die jeweils wichtigen Stellen zu finden. Aber ausführliche Inhaltsverzeichnisse schließen sie auf, und vor allem ist ein reiches Abbildungsmaterial eingestreut. Der würdige Kanonikus Lahnsteiner hat sich gerade um Aufnahmen aus der Gegenwart, von Tracht und Brauch, vom Tresterertanz und von den Alphörnern usw. sehr bemüht. Einen besonderen Dank dürfte ihm die Möbelforschung

schuldig sein. Denn während die wichtigen und interessanten Pinzgauer geschnitzten Blankholzmöbel zwar viel genannt werden, gibt es doch keine Monographie darüber, auch keine Bestandsaufnahme zugänglicher Art, und daher auch keine Geschichte usw. Lahnsteiner hat, unbeeindruckt von irgendwelchen Theorien, die Möbel, die ihm bekannt wurden, in den Stuben der Besitzer selbst aufgenommen und hier abgebildet. Er hat darüber hinaus aber auch auf die verschiedenen Tischlerwerkstätten aufmerksam gemacht, die für die Herstellung in Betracht kommen. Wer da nacharbeiten will, wird es also schon leichter haben.

Die Heranziehung von archivalischen Belegen auf den verschiedensten Gebieten ist Lahnsteiner überhaupt sehr zu danken. Er versucht die einzelnen Geschichten der Schlösser wie der Bürgerhäuser wie der Bauernhöfe in seiner Landschaft mit urkundlich gesicherten Daten zu stützen. Auch der jeweilige Fachmann wird für diese kundige Historisierung dankbar sein. Sicherlich sind nicht alle in der Landschaft aufgenommenen Eindrücke gleichmäßig verarbeitet. Aber wirkliche Fehler sind doch selten. Es sei nur notiert, daß das Seitenaltarbild des Weyerkirchls (Band Oberpinzgau, S. 337) nicht, wie angegeben, den hl. Georg darstellt, sondern den weitaus selteneren hl. Chrysanth. Auch das Zurückgreifen auf etwas veraltete Perchtenliteratur sei hier wohl vermerkt, doch schädigt es nicht das Gesamt des Werkes. Im Ganzen liegt doch eine ungemein reiche, gerade in den Details äußerst namhafte Gaubeschreibung vor, die man sich aus der heimatkundlichen Literatur der Alpenländer nicht mehr wegdenken möchte.

Die Bände sind, ebenso wie die des Pfarrers Matthias Mayer in Going, im Selbstverlag erschienen. Man muß also die Bestellungen an Kanonikus Lahnsteiner selbst richten, für den ersten, bereits selten werdenden Band an die Gemeinde Mittersill.

Leopold Schmidt

Joachim Schwebel, Volksglaube und Volksbrauch im Hannoverschen Wendland (= Mitteldeutsche Forschungen, Bd. 19). Böhlau Verlag Köln-Graz, 1961. 272 Seiten, 2 Karten.

In lebensvollen Darstellungen hat uns Gottfried Henßen wiederholt jene Menschen nahe gebracht, die Traditionen aufnehmen, gestalten und ihrer Umgebung und Nachwelt vermitteln. Schwebel weiß die Anregungen seines Lehrers voll zu nutzen. Noch vor 1957 vermochte er aus einer kleinen Landschaft eine erstaunliche Fülle von Zeugnissen zu Volksbrauch und Glauben zu bergen, weil er die dortige Mundart erlernte und den Weg zu den Trägern der Überlieferung fand.

Nördlich von Salzwedel, zwischen der Lüneburger Heide und der Elbmarsch, liegt das Untersuchungsgebiet. Die Grenzen seiner eigenartigen niederdeutschen Mundart stimmen mit jenen der Sachkultur überein, was zu weiteren Forschungen Anlaß sein sollte. Die Bewohner und deren Charaktereigenschaften vermag Schwebel treffend zu kennzeichnen, weil er Selbstzeugnisse und die Urteile der Nachbarn aus Altmark, Swienmark, Elbegend und Danneberg verwertet. Auf über 80 Seiten führt er 661 wortgetreue Belege seiner 160 Gewährsleute an, die wir in einem Sonderverzeichnis kennenlernen. Es ist ihm zu später Stunde gelungen, zeitlich weit zurück zu greifen. So haben ihm Leute berichtet, die zwischen 1865 und 1868 geboren wurden, viele stammten aus den Siebzigerjahren des vorigen Jahrhunderts. Diese Verweise,

raumsparend und übersichtlich geordnet, verleihen den einzelnen Angaben über Brauch und Glauben eine wohlthuende Überzeugungskraft und sollten künftigen Werken als Vorbild dienen. Gegenüber den Aufzeichnungen, die unsere Kenntnis um viele wertvolle Einzelzüge bereichern, ist es unwesentlich, wenn — zuweilen in Verbindung mit älteren Quellen — gelegentliche Deutungen auf Opfer oder Fruchtbarkeitshandlungen nicht überzeugen.

Im Abschnitt „Volkstümliches Brauchtum als Ausdruck des Volksglaubens“ finden wir eine Fülle von Nachrichten über die Bräuche, die sich mit dem menschlichen Lebenslauf, dem Jahreskreis und der bäuerlichen Arbeit verbinden. Die Anschauungen über Gefahren, von denen der Neugeborene umgeben ist (vgl. A. Vilku n a, Die Ausrüstung des Menschen für seinen Lebensweg [= FFC 179], Helsinki 1959), haben sich in unserem Jahrhundert so gewandelt, daß die Taufe, einst an die Stelle älterer Schutzmaßnahmen getreten, heute erst sechs Wochen nach der Geburt erfolgt. Alte Züge kehren nicht nur in Berichten der hochbetagten Gewährleute wieder. Der Name früh verstorbener Kinder wird für Spätergeborene vermieden, der Taufname Erdmann soll dem Letztgeborenen das Leben erhalten, wenn mehrere Geschwister vor ihm gestorben sind, eine Anschauung, die Schweben aus einem Familienstammbaum auch für das 18. Jahrhundert nachweist. Der Taufweg führt durch die Hoftüre, Reiter umschwärmen die Braut, ältere Nachrichten geben Kunde vom Kreistanz der „Kranzdeerns“ mit brennenden Kerzen um die Braut. Wir haben hier wohl kaum eine Abwehrhandlung vor uns, ebensowenig wie bei dem kerzengeschmückten Hochzeitsbäumchen und unterschätzen im allgemeinen den Schönheitssinn und das Gestaltungsvermögen schlichter Überlieferungsträger, deren künstlerische Begabung sich nicht nur in der Volkskunst oder im Liede äußert. Nach steirischem Brauche wird das Hochzeitsbäumchen gestohlen, wie sonst die Braut, im Burgenland verbindet sich das Auslösen der Kerzen mit der Haubung. Eine Fülle wichtiger Züge erfahren wir aus sicher bezeugtem Totenbrauchtum. Sargbretter liegen vorsorglich schon lange vor dem Todesfalle bereit. Auf dem Wege, den der Leichenzug von Gühlitz nach dem Friedhofe nimmt, trennt sich das Trauergefolge vom Leichenwagen, der eine längere Strecke im Bachbette fährt, und trifft erst vor dem Kirchhof wieder mit dem Toten zusammen. Zu den Belegen, die Schweben hier vergleichend anführt, sei noch auf den „Totenbach“ hingewiesen, den der Leichenzug mancher Orte überschreiten mußte und über den die Totenbretter gelegt wurden (K. Haiding, Totenbretter an Bächen und Bäumen; Zschr. Deutsche Volkskunde, München 1942, S. 157 ff.).

Bemerkenswerte Anschauungen verbinden sich mit den Zwölften. Noch leben Erinnerungen an den Helljäger, die Abschreckungssage vom „Überzähligen“ (vgl. L. Kretzenbacher, Freveltanz und „Überzähliger“, Carinthia I, Bd. 144, Klagenfurt 1954, S. 843 ff.) bezieht sich hier auf den Umzug der zwölf „Klaasbuer“. In den Zwölften soll sich kein Rad drehen. Wer zu dieser Zeit Wäsche draußen hängen hat, muß im folgenden Jahre die Bahre decken (vgl. R. Wolfram, Neue Nachrichten zum Aufhängeverbot in den Zwölften, Mitt. d. Ges. f. Salzbg. Landeskd. 1958, S. 213 ff.). Der Wocken muß bis zum 24. Dezember abgesponnen sein. Bedeutsame Brauchtumszüge konnten noch in Verbindung mit der „Kraienkösst“ (Heischeumzug mit einem Krähenest), der Verwendung von Brennesseln, dem Flachsbaum und der Erntefeier „Vergodendeel“ erhoben werden.

Im Abschnitt „Dämonengestalten der wendländischen Volksüberlieferung“ bringt Schwebel Anschauungen und Berichte über Drak, Heljäger, Nachzehrer, Wiedergänger, Mahrt, Unterirdische und Auszehrer. Die mundartlichen Quellen über den „Drak“ ergänzen in frischer Weise, was vor Jahren über den feurigen Schätzebringer für den Atlas der deutschen Volkskunde erfragt worden ist. Das Volk sieht Zusammenhänge zwischen Erhängen und Sturm bis in die Gegenwart (vgl. dazu E. Burgstaller, Elementeopfer in Oberösterreich. Jb. d. O.-Ö. Musealver. Bd. 102, S. 182 ff.), die auch noch vom Enthaupten des Nachzehrers weiß. Mit der Wiedergängerauffassung im Gegensatz steht die aus älterer Zeit bezugte Speisung der einkehrenden Toten. Das von L. Schmidt (Damokles in Rechnitz; Volk und Heimat, V, 1952, H. 12, S. 3) behandelte Motiv des hangenden Mühlsteins oder Schwertes, das zumeist in Verbindung mit Schatzsagen auftritt, kehrt hier in der Erzählung von den Unterirdischen wieder, die auf diese Weise die Magd an das Bedrohen der Kröte erinnern.

Dem Verfasser ist es gelungen, auch das Vertrauen der „Bruker“ oder „Klouk Lü“ zu gewinnen, die mit magischen Praktiken Krankheiten heilen, Schaden stiften oder abwehren können. Bei diesen vier Gewährsleuten bleiben aus verständlichen Gründen Namen und Orte ungenannt, wir erfahren aber genug über ihre Lebensumstände und Eigenheiten, die zeigen, wie sehr wir uns selbst in kleinen Landschaften vor Verallgemeinerung hüten müssen. Zwei benützen Handauflegen oder Bestreichen, einer nimmt das Hauchen so wichtig, daß es von ihm kennzeichnend heißt, er könne „pusten“. Einer heilt auch im Krankenhaus oder den Pastor (ohne dessen Wissen) während der Predigt. Mehr noch als in der Heilmethode unterscheiden sich die „Bruker“ durch ihre innere Einstellung zu einer Tätigkeit, die selbst aus Großstädten Leute herbeilockt.

Schwebel leitete seine erfreulich reichen Ergebnisse aus der Wahl des Untersuchungsgebietes, einer ausgesprochenen Rückzugslandschaft ab, in der das Kleinbauerntum überwiegt. Im Gegensatz dazu herrscht an der Elbe eine ständige Bevölkerungsbewegung und zeigt sich der Großbauer empfänglicher für den nivellierenden städtischen Einfluß. Es hat aber auch eine geeignete Landschaft ihren befähigten und gut beratenen Bearbeiter gefunden, der die „Mitteldeutschen Forschungen“ um ein wichtiges volkskundliches Werk bereichert hat.

Karl Haiding

Will-Erich Peuckert, *Deutsche Sagen. I. Niederdeutschland.* 219 Seiten. Berlin 1961, Erich Schmidt Verlag. DM 24,60.

Ein Buch mit dem gleichen Titel, den vor anderthalb Jahrhunderten die Brüder Grimm für ihr bahnbrechendes Werk wählten, nimmt man mit besonderen Erwartungen in die Hand. Und man wird dabei beispielsweise kaum erwarten, daß es sich um eine Aneinanderreihung von Sagenaufzeichnungen handelt, die in den zum Teil vergriffenen vier Zeitschriften „Urdsbrunnen“, „Ur-Quell“, Veckenstedts „Zeitschrift für Volkskunde“ und schließlich Berliner „Zeitschrift des Vereins für Volkskunde“ veröffentlicht sind. Peuckert hat es für notwendig gehalten, die in diesen Zeitschriften enthaltenen Sagen exzerpieren zu lassen, sie nach einigen Hauptmotivgruppen (16 Gruppen, von „Mana und Tabu“ bis „Alte Zeiten“) lose anzuordnen, und daraus eben das vorliegende Buch zu machen. Die „Nachweise“ zeigen in den meisten Fällen nur an, aus welchem alten Zeitschriftenartikel die betreffende Sage genommen ist,

manchmal sind auch einige weitere Nachweise angefügt, die sich auf das Vorkommen der nächstgelegenen Fassungen in den betreffenden landschaftlichen Sagensammlungen beziehen.

Man wird die Bedeutung eines solchen, wirklich „mit Kleister und Schere“ gemachten Bandes nicht sehr hoch veranschlagen. Aber Peuckert verfolgt einen ganz bestimmten Zweck damit. Er schafft sich auf diese Weise Textbände zu dem von ihm geplanten „Handwörterbuch der Sage“, von dem nunmehr die erste Lieferung erschienen ist. Mit einigem Recht meint Peuckert, daß der Benutzer dieses Handwörterbuches Belege, die in versteckten und vergriffenen Zeitschriften erschienen seien, kaum nachschlagen könnte. Man kann allerdings einwenden, daß sich die gleichen Sagen, zumindest ähnliche Varianten, wohl in den immerhin leichter zugänglichen landschaftlichen Sagensammlungen finden. Und Peuckert hat ja auch von diesen schon einige in Neudrucken wiederherausgebracht, als „Denkmäler deutscher Volksdichtung“. Außerdem muß man doch sagen, daß sich ernsthafte Benutzer des „Handwörterbuches“ eben die Sagenliteratur in den entsprechenden Bibliotheken besorgen müssen. Und diese pflegen dann immerhin wenigstens die Berliner Zeitschrift zu besitzen; wenn Peuckert sie in 15 Jahren für sein Göttinger Seminar nicht komplett erwerben konnte (S. 7), scheint mir das doch kein zureichender Grund dafür zu sein, aus ihren Ausschnitten nun kurzerhand ein Buch zu machen. Wenn man bedenkt, daß Peuckert in der gleichen Technik einen weiteren Band für Mittel- und Oberdeutschland machen will, des weiteren je einen für Österreich und für die Schweiz, dann dürfte man sich allmählich doch fragen, ob all das wirklich nur zur Erleichterung der Handwörterbuch-Benutzer geschieht.

Man würde sich bei einem derartigen Unternehmen zumindest eine systematischere Kommentierung wünschen. Die Hinweise auf künftige Handwörterbuch-Artikel allein reichen da nicht aus. Schon die Auswahl ist doch problematisch: Im Band „Niederdeutschland“ wären doch im wesentlichen Sagen zu erwarten, die für das niederdeutsche Gebiet besonders bezeichnend sind. Es sind aber durchwegs auch Sagen und sagenhafte Geschichten aufgenommen, die über ganz Mitteleuropa verbreitet sind. Und wo der Kommentator glaubt, eine landschaftlich begrenzte Sage wiederzugeben, da muß das noch durchaus nicht stimmen. Ich greife Nr. 36 „Das Abendmahl der Sau“ als Beispiel heraus. Die Geschichte vom Pastor, der in üblem Scherz zu einem im Krankenbett liegenden Schwein gerufen wird, um ihm das Abendmahl zu reichen, und der ob dieses Frevels die Stätte verflucht, wird hier aus Wandsbek wiedergegeben. Der Kommentar S. 178 berichtet „daß die Sage wahrscheinlich nach 1648 aus Skandinavien eingewandert sein könnte“. Der dabei zitierte Artikel des Handwörterbuches ist bereits erschienen und versucht, die Geschichte ihrer Verbreitung wegen als „dänisch“ anzusprechen (Sp. 36 f.). Kein weiterer Ausblick hat den Bearbeitern gezeigt, daß diese Frevlerlegende — es handelt sich ja um eine solche — auch in ganz anderen Gegenden vorkommt, beispielsweise vor den Toren Wiens, im Zusammenhang mit der Wallfahrt Heiligenberg bei Traunfelden im niederösterreichischen Weinviertel. Eine ausführlich erzählte Fassung steht in der Topographie von Niederösterreich, Bd. IV, Wien 1896, S. 207; weitere Literatur bei Gugitz, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch, Bd. 2, Wien 1955, S. 202 f. — Solche Dinge machen nachdenklich. Und ob unter solchen Auspizien ein Band „Österreich“ dieser Reihe wirklich nutzbringend gemacht werden könnte, möchten wir bezweifeln.

Leopold Schmidt

Elli Zenker-Starzacher, *Märchen aus nah und fern*, Leopold Stocker Verlag, Graz und Stuttgart 1961. 392 S., zahlreiche Bilder.

Zusammenstellungen von Volksmärchen liegen heute, da sich der Blick über größere Räume weitet, näher denn je. Die vorliegende Auswahl umfaßt 41 Erzählungen aus Europa, wobei der Anteil des deutschen Sprachgebietes mit 13 Geschichten besonders groß ausgefallen ist, da z. B. die übrige germanische Überlieferung mit fünf, die romanische und die slavische mit je sechs Märchen vertreten sind. Ein Großteil der wichtigsten Märchentypen scheint mit geeigneten Varianten auf, die für die Wiedergabe mit viel Geschick sprachlich bearbeitet und damit vereinheitlicht wurden. Das erfreuliche Bemühen, für Volk und Landschaft bezeichnende Märchen auszuwählen, hat nicht immer Erfolge gezeitigt. Das Marsi-Märchen (ATH 665) ist weder typisch für Ungarn noch hat es dort sein Schwergewicht. Die heanzische Erzählung „Der weiße Wolf“ (ATH 425, Sonderform) hat Bünker zwar in Ödenburg niedergeschrieben, sie ist aber in der einstigen deutschen Volksüberlieferung Westungarns so wenig beheimatet wie in der gegenwärtigen des Burgenlandes. Deutliche Anklänge an eine Aufzeichnung aus Schleswig-Holstein lassen eher die Abhängigkeit dieser einsamen Variante vermuten (Haiding, Österreichs Märchenschatz, S. 451), wofür verschiedene Wege in Betracht kommen. Inzwischen haben umfangreiche Forschungen von Swahn neuerdings bestätigt, daß dieser Märchentyp im Ostseebereich verwurzelt ist.

Während z. B. G. Henßen in seinem europäischen Auswahlbande „Die güldne Kette“, Gütersloh 1957, über die Herkunft seiner Erzählungen gewissenhaft Rechenschaft gibt, obwohl es sich um ein Jugendbuch handelt, läßt das vorliegende Werk in dieser Hinsicht viel zu wünschen übrig. Als Quellen finden wir ein Literaturverzeichnis, das auch unbenutzte Werke anführt, während andere fehlen. Ansonsten beschränkt sich die Herausgeberin darauf, im Inhaltsverzeichnis bei jeder Geschichte die Herkunftslandschaft zu nennen. So heißt es z. B. bei Nr. 39, Die Froschprinzessin (ATH 402): „Ein Märchen aus Südrußland“. Abgesehen davon, daß es sich um ein ukrainisches Märchen handelt, versagt hier auch das Quellenverzeichnis. Dieses nennt die beiden Auswahlbände der Sammlung Afanasjew, die Meyer übersetzt hat und deren 2. Band (1910) eine ähnliche Geschichte enthält, aber mit gekürzter Einleitung, deren vollkommenere Form aus Löwis of Menar, Russische Volksmärchen (Jena 1921) entnommen ist, den wir indes im Quellenverzeichnis vergeblich suchen. Auch der weitere Verlauf des Geschehens gleicht dieser Variante, die sich in wesentlichen Zügen von Afanasjews Spielform unterscheidet. Zum Märchen von den Drei Schwänen (Nr. 11, eine Variante der Sieben Raben, ATH 451) ist im Inhaltsverzeichnis die Herkunft aus Ostpreußen vermerkt. Das stimmt, denn die Erzählung stammt aus dem 2. Bande der wertvollen Sammlung von E. Lemke, Volksthümliches in Ostpreußen (Mohrungen 1887); dieses Werk fehlt aber ebenfalls im Verzeichnis. Unter den Quellen finden wir indes Fr. A. Coelho, Contos populares portuguezes, Lissabon 1879, so daß man annehmen mußte, aus diesem sei das einzige portugiesische Märchen der Auswahl übersetzt. Es entstammt aber dem Übersetzungsbande von Harri Meier, Spanische und portugiesische Märchen (Jena 1940), in dem als Quelle Coelho II angegeben ist, womit Meier dessen Werk Contos nacionaes para creanças bezeichnet. Die Geschichte vom „Binsenmützchen“ müßte als englisches Märchen aus der einzigen angeführten englischen Quelle Jacobs,

English Fairy Tales (London 1890) übertragen sein, von der 1911 eine deutsche Übersetzung erschienen ist. Der Text bei Zenker-Starzacher lehnt sich aber an Ehrentreich, Englische Volksmärchen (Jena 1938) an, die sich von der ersten Übersetzung abhebt. Auch Ehrentreich vermissen wir unter den Quellen.

Dort hat die Herausgeberin auch ihre beiden Ausgaben eigener Märchenaufzeichnungen angeführt. Sie druckt zwar nur ein volksdeutsches Märchen aus ihrer Sammlung ab, doch wird dessen Herkunft im Nachworte durch den Hinweis auf die „Pallanik-Ahnl“ geklärt, an deren mundartliche Erzählung des „Ichweifnicht“ (ATH 314 und 532, abgedruckt in „Eine deutsche Märchenerzählerin aus Ungarn“) sie sich bei der Übertragung in die Schriftsprache eng angelehnt hat. Diese Wiedergabe (im vorliegenden Werk Nr. 4) stimmt auffällig mit der hochdeutschen Nacherzählung des gleichen Märchens in ihrem Buche „Es war einmal“ überein, das aber auf die „Blinden Madel“ zurückgeführt wird. Abgesehen von dem bis in Einzelheiten gleichen Verlauf decken sich viele Textstellen wörtlich. Die beiden Erzählerinnen, die Schwestern Herchenröder, haben mit anderen Heimatvertriebenen in der Deutschen Bundesrepublik Aufnahme gefunden, wo sie Johannes K ü n z i g anlässlich seiner volkskundlichen Erhebungen in Hessen (J. K ü n z i g, Ehe sie verklingen . . . Alte deutsche Volkswesen, Freiburg 1958) entdeckt hat. Auch Gottfried H e n ß e n hat sie aufgesucht, von der jüngeren Schwester u. a. das gleiche Märchen auf Tonband festgehalten und veröffentlicht (H e n ß e n, Von Königen, Hexen und allerlei Spuk, Bentlage 1959, Nr. 17). Die mundartliche Erzählung der Lina Herchenröder hebt sich aber (über die zeit- und umweltsbedingten Änderungen hinaus) von der auf sie und ihre Schwester zurückgeführten schriftdeutschen Nacherzählung in Motiven und anderem viel mehr ab als diese von der hochdeutschen Wiedergabe der Pallanik-Variante.

Wenn im Nachwort (an erwachsene Leser) gesagt wird, im geschlossenen deutschen Sprachgebiet sei seit langem das Märchenbuch zur einzigen Quelle geworden, so widersprechen dieser Behauptung die Forschungsergebnisse. In „Österreichs Märchenschatz“ (1. Auflage 1953) habe ich über hundert eigene Aufzeichnungen aus dem Volksmund seit 1945 angeführt, abgesehen von älteren, das Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung in Marburg a. d. Lahn hat seit 1936 aus verschiedenen Landschaften zahlreiche Funde geborgen. Der Leser, der der Forschung ferne steht, muß aus dem Nachworte den Eindruck gewinnen, außer durch B ü n k e r und Zenker nichts über die Erzähler und ihre Sprache erfahren zu können. Im Hinblick auf die benutzten schriftsprachigen Druckwerke meint nämlich die Herausgeberin „auch wenn ich wollte, könnte ich euch nichts Genaueres über die Erzähler mehr berichten, denn die Bücher nennen nur die Namen der Herausgeber...“ Hier darf nicht übergangen werden, daß wir z. B. M e r c k e l b a c h - P i n c k, deren hochdeutschen Auswahlband eine Variante der Kröten- oder Katzenfrau entnommen ist (ATH 402), wertvolle Forschungsergebnisse über das Leben deutscher mundartlicher Erzählungen in Lothringen verdanken, daß J. G. v o n H a h n, von dem ebenso wie von Pauline S c h u l l e r u s ein Märchen übernommen wurde, schon vor einem Jahrhundert über die Erzähler berichtete und die Schwester des Hermannstädter Stadtpfarrers uns fesselnd die Lebenswelt der rumänischen Volksüberlieferung im Harbachtale ausgemalt hat. An die umfangreiche internationale Erforschung der Überlieferungsträger sei hier nur erinnert.

Karl Haiding

Franz Braumann, Der verzauberte Schimmel. Seltsame Geschichten aus dem Amseltal. 238 Seiten. Wien 1961, Verlag Herder. S 54.—

Die Zahl der volkstümlichen Märchenbücher steigt immer noch an. Auch in und für Österreich erscheinen immer wieder derartige Auswahl- und Nacherzählungsbände. Darunter war 1957 ein sehr gut gemachter von Richard Beitzl, Der Zauberspiegel. Märchen aus Österreich und Siebenbürgen. Berlin, Kinderbuchverlag. Leider ist gerade dieses Buch in Österreich nie zur Auslieferung gelangt. Von Braumann, der hier wieder einen Nacherzählungsband vorlegt, kennen wir auch schon verwandte Bücher. 1953 erschien sein Band „Volksmärchen aus Österreich“ in Linz. Damals hat Elfriede Moser-Rath diesen Band hier (ÖZV 56/1954, S. 154 ff.) ausführlich kritisch kommentiert und dabei die berechtigte Forderung aufgestellt, auch bei solchen Bänden wenigstens ein Minimum an Quellenangaben beizufügen. Nun, auch der hier vorliegende „Verzauberte Schimmel“ hat wiederum nichts davon aufzuweisen. Die Geschichten sind nett wiedergegeben, in einem eindrucksvollen erzählerischen Rahmen dargeboten, aber ohne auch nur die mindeste Angabe einer Quelle. Das im Untertitel angegebene „Amseltal“ gibt es selbstverständlich nicht, und ob auch nur eine der neu-geformten Geschichten im Hausruck gehört wurde, läßt sich nicht feststellen. Man müßte also wiederum den möglichen literarischen Quellen nachgehen, eine Mühe, die uns der als Erzähler gewiß schätzenswerte Verfasser leicht hätte ersparen können. Leopold Schmidt

Albert Burkhardt, Rügen. Binz — Göhren — Putbus. Aufnahmen von Wolf Grünke. 115 Seiten. Rostock 1961, Hinstorff Verlag.

Bücher wie das vorliegende sind außerhalb der Grenzen ihres Staatswesens kaum zu lesen. Man kann sie eigentlich nur zur Kenntnisnahme benutzen. In diesem Fall also zur Orientierung über den gegenwärtigen Zustand Rügens, und mit Hinblick darauf, was dort von älteren Zuständen erhalten ist und erhalten wird. Für uns wichtig der Hinweis auf die museale „Mönchguter Bauernstube“ in Göhren (mit Bild auf S. 53), auf das denkmalpflegerisch erhaltene „Rökerhus“ in Zirkow (Abb. S. 87), sowie auf das Ernst-Moritz-Arndt-Museum in Garz (Abb. S. 101). Auch das Geburtshaus von Arndt in Groß-Schoritz ist übrigens erhalten (Abb. S. 103), heute als Gemeindebüro mit einem Arndt-Gedenkzimmer benützt. Was die politischen Meditationen über die Vergangenheit betrifft, so wird man sich angesichts so manchen Bildes wohl seinen eigenen Reim drauf machen dürfen. Leopold Schmidt

Paul Hugger, Amden. Eine volkskundliche Monographie (= Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Bd. 41). Basel, 1961. 224 S., 26 Abb.

Amden ist eine alte Bergbauergemeinde im schweizerischen Kanton St. Gallen. Das Dorf mit seinen 1400 Einwohnern liegt abseits vom großen Verkehr auf einer hohen Felsterrasse hoch über dem Walensee; die Bauernanwesen sind über eine sonnige Hangmulde, die gegen Norden und Westen vom Felsgebirge abgeschirmt wird, weithin verstreut. Diese isolierte Lage bedingte die für das frühere Leben in diesem Bergdorf kennzeichnende kulturelle Abgeschlossenheit und ist gegenwärtig der Grund für die Beliebtheit des Ortes als Ferienaufenthalt. Amden beherbergt heute ebensoviele Gäste, wie es ständige Bewohner zählt. Der Wendepunkt in der Entwicklung dieser bergbauer-

lichen Siedlung ist das Jahr 1882, als von Weesen am unteren Ende des Walensees durch die steilen Felswände der erste Fahrweg nach Amden gebaut wurde. Der eigentliche geistige Einbruch, der Zerfall von Sitte und Brauch, erfolgte später in den Jahren 1900 bis 1918. Die Anwesenheit von fremden Besuchern im Ort wirkte auf manche althergebrachte Gewohnheit wieder verfestigend. Einen starken Wandel in der Lebens- und Wirtschaftsweise der Amdener Bauern brachten schließlich die allerletzten Jahre, da man daranschritt, die Alpwirtschaft, die hier bisher familienmäßig betrieben wurde, nunmehr auf genossenschaftliche Grundlage zu stellen.

Amden ist unter diesen Voraussetzungen für die schweizerische Forschung sozusagen ein Laboratoriumsfall, an dem sich die geistigen und materiellen Auswirkungen von genau determinierbaren Ursachen untersuchen lassen. Arbeiten auf dem Gebiete der Vererbungslehre, der Wirtschaftsgeschichte und der Sprach- und Kulturgeographie sind hier schon vorangegangen. Paul Hugger hat sich seinerseits der Aufgabe unterzogen, die volkscundliche Ortsmonographie von Amden zu schreiben. Durch Eigenbeobachtungen in den Jahren 1957 und 1958 und mit Hilfe der systematischen Einzelbefragungen von 84 Gewährsleuten konnte der Verfasser den gegenwärtigen Bestand volkstümlicher Erscheinungen genau erfassen. Der Fragebogenmethode wurde hierbei ausgewichen. Dagegen hat Hugger besonderen Wert auf die biographische Altenbefragung gelegt. Da ältere schriftliche Quellen in Amden fast ganz fehlen, bilden die 30 vom Verfasser aufgezeichneten, im wesentlichen sehr ähnlichen Lebensberichte eine sehr wichtige Dokumentation. Die Berichtsspanne umfaßt also ungefähr das Lebensalter eines Menschen; für Amden bedeutet es den Zeitraum, in dem die älteren mehr oder weniger statischen Verhältnisse in Bewegung geraten sind.

In sachlich und zugleich lebendig geschriebenen Kapiteln über das Haus, die Bräuche des Lebenslaufes, die bäuerliche und gewerbliche Arbeit, Handel und Verkehr, Essen und Trinken, die Jahresbräuche, Sagen und Aberglaube und über die gemeinschaftlichen Organisationsformen breitet der Verfasser sein reichhaltiges Material aus. Die Akzente liegen auf denjenigen Themen, denen sich die Volkskunde in der Schweiz schon immer mit besonderer Vorliebe zugewandt hat. Im Abschnitt über die Einleitung zur Ehe kommt Hugger auf die Sitte des Nachtfreiers und die Rolle der ledigen Burschen zu reden, die hier als sogenannte „Nachtbuben“ in lockerer gemeinschaftlicher Verbindung, nicht jedoch in der festen Organisation der bekannten schweizerischen „Knabenschaften“ auftreten. Höhepunkte im Jahresbrauch sind das frühwinterliche „Klausenlaufen“, das sich bis vor wenigen Jahren noch sehr altertümliche Züge bewahrt hatte, und die dreitägige Fastnacht, die sich in einfachen dörflichen Formen abwickelt, im Gegensatz zu dem ausdrucksvollen Maskenwesen der Dörfer und Landstädte am Walensee und im benachbarten Sarganserland. Holzmasken sind vereinzelt noch zu beobachten. Wirtschaftlich haben die Alpen, die in dieser Höhenlage unmittelbar an die Dauersiedlung anschließen, eine große Bedeutung. Ihre Bewirtschaftung war bisher durch die familienbetriebene Einzelsennerei gekennzeichnet.

Der österreichische Leser wird in Huggers Buch viele Stellen anmerken, wo er Parallelen zu Erscheinungen im Volksleben von Vorarlberg findet. Wahllos seien ein paar Stichworte herausgegriffen:

„Eierring“ für die Patenkinder zu Neujahr, Nachtvolk, „Ribel“, Sauerkäse, Schindelmacher, Schwabenkinder . . . Die Arbeit von Hugger ist sehr übersichtlich angelegt, dennoch wäre ein Sachregister gerade für derartige Vergleiche wünschenswert gewesen.

Klaus Beitzl

Laienmaler. Ausstellung im Gewerbemuseum Basel. Katalog. Unpag., zahlreiche Abb., unnummeriert. Basel 1961.

Wir haben auf die „Laienmalerei“, dieses bemerkenswerte Randgebiet der Volkskunst der Gegenwart, schon mehrfach hingewiesen. Wissenschaftliche Beschäftigung von der Volkskunde her hat dennoch noch keine eingesetzt. Aber Ausstellungen, die auch unseren Aspekt berücksichtigen, beginnen sich da und dort zu zeigen. Besonders bemerkenswert nun diese umfangreiche Ausstellung im Basler Gewerbemuseum, die von unserem korrespondierenden Mitglied Robert Wildhaber angeregt wurde. Wildhaber hat auch die stattlichen und wichtigen Bestände, beispielsweise auch aus Polen und aus Jugoslawien, zusammengeführt, und eine bemerkenswerte Einleitung „Laienmalerei von der Volkskunde her gesehen“ geschrieben. Antonio Hernandez, Assistent am Basler Gewerbemuseum, hat die „Laienmalerei als künstlerisches Phänomen“ behandelt, man erkennt dabei den Einfluß von Georg Schmidt, der sich vor kurzem mit dem Gebiet beschäftigt hat (Insania pingens, herausgegeben von der CIBA AG., Basel 1961). Der Katalog gibt kurze Biographien dieser Laienmaler, wobei freilich meist nur die äußeren Lebensumstände kurz charakterisiert werden; bemerkenswert der bei mehreren solchen Malern festgestellte Einfluß von zünftigen Künstlern, die sich um den betreffenden Laien annahmen und ihm vor allem Wege der Maltechnik wiesen. Vorzügliches Bildmaterial, darunter auch einige schöne Farbtafeln.

Leopold Schmidt

Műveltség és hagyomány. Studia ethnologica Hungariae et centralis ac orientalis Europae. Geleitet von Béla Gunda. Budapest 1961, Tankönyvkiado.

Die rührige ungarische Volkskunde läßt sich infolge ihrer großen zentralen Publikationsorgane sehr gut überblicken. Dennoch soll nicht übersehen werden, daß es neben den Veröffentlichungen der Budapester Institute auch die verschiedensten periodischen Veröffentlichungen im Lande noch gibt. So gut wie jedes größere Museum hat ein Jahrbuch, und auch diese Publikationen enthalten immer wieder Beiträge zur Volkskunde. Nun hat auch das Institut für Volkskunde an der Universität Debreczin wieder ein eigenes Jahrbuch, dessen III. Band in stattlicher Form soeben erschienen ist. Sein Obertitel heißt „Kultur und Tradition“, der Untertitel erinnert an „Folk-Liv“, die Zeitschrift Sigurd Erixons, wie denn Béla Gundas Arbeiten überhaupt sachlich und methodisch der schwedischen Forschung sehr verbunden sind. So enthält denn auch der vorliegende Band eine Reihe von Studien aus dem Debrecziner Institut, die der Sachkultur gewidmet sind. Josef Szabardfalvi schreibt über die Zubereitung des ungarischen Honigbieres; der Verfasser glaubt, daß dieser Met schon vor dem deutschen Einfluß vorhanden gewesen sei, — die Bezeichnungen dürften kaum dafür sprechen. Nándor Ikváry Iváncsics macht Angaben zu den Dreschflegeln in Jazygien, also eine landschaftliche Ergänzung zu der ausführlichen Studie von

Lászlo Kovács. Albert Kurucz berichtet über einige Überreste bäuerlichen Bauwesens in den Weingärten von Konvar. Miklos Szilágyi behandelt einige Fragen der Entwicklung der Deckfischerei in Ungarn. Man sieht, es handelt sich um die gewissermaßen klassischen Gebiete der ungarischen Sachforschung. Daneben stehen aber auch einige Arbeiten zur Märchen- und Sagenforschung, so von Csaba Béres über die künstliche Verwandtschaft im ungarischen Märchen, und von Imre Ferenci über einige prinzipielle Fragen zur Sagenforschung. Als finnischer Gast hat E. A. Virtanen eine kleine Studie über jägerische Okkupationszeichen beige-steuert. Da die genannten und alle anderen Beiträge kurze deutsche Resümées aufweisen, kann man sich immerhin beiläufig orientieren. Das neue ungarische Publikationsorgan ist daher zu begrüßen.
Leopold Schmidt

Jahresberichte des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege. München, Selbstverlag des Amtes. Schriftleitung Torsten Gebhard.

Da es bei der Fülle von Neuerscheinungen im eigenen Fachgebiet mitunter schon schwierig wird, die wichtigeren davon zu überblicken, und da erfahrungsgemäß gerade die Nachbarn manchmal infolge zu großer Nähe übersehen werden, sei hier nachdrücklich auf eine seit einigen Jahren neugestaltete Publikation hingewiesen, die auch für uns wesentlich ist. Das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege gibt seit 1958 seine Jahresberichte in einer vornehm gepflegten Form heraus. Bis jetzt liegen 4 Bände davon vor, und jeder enthält auch auf dem Gebiet der volkskundlichen Denkmalpflege wesentliche Beiträge. Die anderen, also auf den Gebieten der Kunstgeschichte und der Urgeschichte vor allem, können ja hier nicht einmal angedeutet werden. Aber die volkskundlichen seien doch namentlich genannt:

Bd. 16, 1958, S. 71 ff.: Wilhelm Neu, Ein Bauernhaus des 16. Jahrhunderts in Utting am Ammersee.

Bd. 17, 1959, S. 85 ff.: Wilhelm Neu, Das Frankenwaldhaus.

Bd. 18, 1960, S. 113 ff.: Wilhelm Neu, Das Bauernhaus im Landkreis Füssen.

Bd. 19, 1961, S. 34 ff.: Torsten Gebhard, Ansprache zur Eröffnung des Rottaler Heimatmuseums in Pfarrkirchen.

Jeder Band enthält auch in den Berichtspalten, besonders bei den Museen, wertvolle Nachrichten und Hinweise, die vom Fach Volkskunde nicht übersehen werden dürfen.
Leopold Schmidt

Druckfehlerberichtigung zu ÖZV XV/64, S. 267 ff.

Da in meiner letzten Arbeit über „Volkskunde und Medizin im Grenzgebiet zweier Wissenschaften“ einige besonders störende Druckfehler auftraten, darf ich sie nachträglich berichtigen.

S. 267, Zeile 3: es fehlt nach „vier großen“ das „S“;

S. 268, Zeile 3: es heißt richtig: „Prozeß“ der Aneignung;

S. 269, Zeile 17: „auf den Rat des Arztes wird Altes über Bord geworfen“;

S. 269, Zeile 34: „... registrieren und in beiden Fällen durch Mediziner, was die Dissertanten bereits sind...“;

S 273, Zeile 10: natürlich die „Universitas literarum“ gemeint.

Karl Ilg

Anzeigen / Einlauf 1959 - 1961 / Österreichische Landes- und Heimatkunden

Hubert Schützner, Geschichte von Absdorf und Absberg. Ein Heimatbuch. 2. erweiterte Aufl. Absberg, N.-Ö., 1959. 110 Seiten, Abb. im Text. 15.890

Vierzig Jahre Burgenland. Festschrift aus Anlaß der vor vierzig Jahren erfolgten Heimkehr des Burgenlandes zu Österreich. Herausgegeben vom Amt der Burgenländischen Landesregierung. Eisenstadt, Burgenländisches Landesarchiv. 1961. 16.308

R. Hansham, Burgenland. Grenzland im Herzen Europas. Wien 1961. 124 Seiten, 60 Bildtafeln nach Fotos von Johannes Zachs. 16.442

Stephan Biedermann, Eberweis und seine Gnadenstätte zum Guten Hirten. Ohne Ort und Jahr (Eberweis, Selbstverlag 1959), 27 Seiten, 2 Bildtafeln. 15.752

Alois Benezeder und Hans Brandstetter, Engelhartszell 1194 — 1961. Heimatkundliche Abhandlungen. Engelhartszell (1961). XI und 143 Seiten, 22 Bildtafeln. 16.479

Ernst Güntschl, Festschrift 100 Jahre Ennsregulierung. Wien 1960. 132 Seiten, zahlreiche Abb. im Text. 15.718

Hans Wolf, Falkenstein. Seine Berge, Geschichte, Baudenkmäler. Herausgegeben von der Privatlade der Marktgemeinde Falkenstein, N.-Ö. Horn 1959. 159 Seiten, 14 Bildtafeln. 15.749

Alexander Reisenbichler, Aus Gmundens vergangenen Tagen und Sagen und Märchen. Gmunden, Salzkammergut, 1960. 228 Seiten, Abb. im Text. 15.754

Fritz Popelka, Geschichte der Stadt Graz. 2 Bände. 2. unveränderte Aufl. Graz 1959/1960. 632 und 893 Seiten, zahlreiche Abb. 15.404

Gustav Holzmann, Groß-Enzersdorf und sein Lebensraum. Festschrift zur 800-Jahr-Feier. Groß-Enzersdorf, N.-Ö., 1960. 143 Seiten, 32 Bildtafeln. 15.722

Grete Nyvelt, Kaprun einst und jetzt. Im Zusammenhang mit der Geschichte des Pinzgau und Salzburgs. Kaprun 1960. 168 Seiten, 16 Bild-, 4 Farbtafeln. 16.158

Franz Mann, Was sagen uns die Flurnamen im Bezirk Kirchberg am Wagram? Ein Heimatbuch. Kirchberg a. W., N.-Ö., 1959. IV und 236 Seiten, 1 Karte im Text. 15.197

Josef Zötl, Der politische Bezirk Liezen als Landschaft und Lebensraum. Graz 1960. 112 Seiten, 7 Tafeln. 16.297

Ernst Klebel, Der Lungau. Historisch-politische Untersuchung. Herausgegeben von der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde an-

- läßlich des hundertjährigen Bestehens. Salzburg 1960. 212 Seiten, 1 Karte, 2 Tafeln. 15.757
- Emil Mück, Die Geschichte von Marchegg. Zehn Hefte in Fortsetzungen. Gänserndorf, N.-Ö. 1959 ff. 15.184
- Alois Bek, Die Bevölkerungsbewegung im ländlichen Raum in den letzten 250 Jahren, dargestellt am Beispiel der Gemeinde Mittelberg (Kleines Walsertal). Dissertation Hohenheim. 1958. 164 Seiten (hektographiert). 15.667
- Eduard Beninger, Die Wasserburg Neydharting. Ausgrabungen zur Klärung der Burgenforschung. Linz 1959. 83 Seiten, 28 Abb., 1 Falttafel. 15.272
- Franz Trischler, Beiträge zur Geschichte der Marktgemeinde Obergrafendorf. Zur Marktwappenverleihung im Jahre 1959. St. Pölten (1959). 186 Seiten, 19. Abb. auf Tafeln. 15.748
- Heimathefte des Passailer Kessels. Arzberg, Stmk., 1959 ff.
1. Ulrich Luttenberger, Die Pfarre Passail. Bearbeitet von Gertrude Neurath. 1959. 27 Seiten.
 2. Ulrich Luttenberger, Der Markt Passail. Bearbeitet von Gertrude Neurath. 1960. 32 Seiten, Abb. im Text.
 3. Ulrich Luttenberger, Handwerk und Bauernstand. Bearbeitet von Gertrude Neurath. 1961. 30 Seiten, Abb. im Text.
 4. Ulrich Luttenberger, Aus vergangenen Tagen. Bearbeitet von Gertrud Neurath. 1961. 32 Seiten, Abb. im Text. 15.185
- Karl Amerer und Franz Zeyringer, Pöllau in Vergangenheit und Gegenwart. Herausgegeben vom Kulturreferat der Marktgemeinde Pöllau. Pöllau, Stmk., 1961. 81 Seiten, Abb. im Text. 16.364
- Erich Seefeldner, Salzburg und seine Landschaften. Eine geographische Landeskunde. Salzburg 1961. X und 574 Seiten, 64. Abb., 10 Tabellen, Skizzen im Text. 16.300
- Walther Fresacher, Geschichte des Marktes St. Paul im Lavanttal (= Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie, Bd. 57) Klagenfurt, 1961. 160 Seiten, 2 Karten, 3 Bildtafeln. 16.373
- August Zöhner, Geschichte des Marktes Sarleinsbach. Ein Heimatbuch. Sarleinsbach, O.-Ö., 1959. 523 Seiten, 16 Abb. auf 8 Tafeln. 15.690
- Karl Fluch, 800 Jahre Spital am Semmering. 1160—1960. Festprogramm der Jubiläumsfeierlichkeiten. Spital am Semm., Stmk. 1960. 16 Seiten. 15.788
- Franz Türk, Spittal an der Drau. Eine Chronik. Herausgegeben von der Stadtgemeinde Spittal und ihrem Kulturring. Klagenfurt 1959. 330 Seiten, 22 Bildtafeln, 1 Farbtafel. 16.159
- Die Hauptschule in Stegersbach. Jahresbericht 1959 für die Schuljahre 1954/55—1958/59. Stegersbach, Bgld., 1959. 63 Seiten, Abb. im Text. 15.143
- Wilhelm Neumann, 900 Jahre Villach. Neue Beiträge zur Stadtgeschichte. Herausgegeben von der Stadt Villach. Villach 1960. 560 Seiten, 26 Tafeln, 1 Karte im Anhang, 28 Abb. im Text. 15.456
- Karl Dinklage, Kleine Geschichte von Völkermarkt. Mit einem Anhang: Völkermarkt zwischen Abt und Herzog. Kulturreferat

der Stadt Völkermarkt. Völkermarkt, Ktn. 1960. 56 Seiten, 2 Bildtafeln,
1 Karte im Text. 16.240

Karl Ilg, Landes- und Volkskunde, Geschichte, Wirtschaft und
Kunst Vorarlbergs, Bd. I und III. Innsbruck 1961. XI und 244, VIII
und 366 Seiten. 12, 28 Bildtafeln, 2, 6 Farbtafeln. 16.497

Rudolf Schwarzemüller, Vorchdorf. Ein Heimatbuch
für Schule und Haus. Vorchdorf, O.-Ö., 1959. 372 Seiten, unnum. Bild-
tafeln. 16.375

Franz Heinz Erne, Der Obere Walgau. Landschaft, Volk und
Geschichte der Walgaudörfer Thüringen, Bludesch, Ludesch, Thüringer-
berg, Nüziders, Nenzing. Herausgegeben von der Handwerkerzunft
Thüringen und Umgebung, anlässlich des 100. Zunfttages 1959. Bludesch,
Vbg. (1959). 152 Seiten, 60 Abb., 2 Kartenskizzen. 15.407

Adolf Grabner, Geschichte der Gemeinde Wildalpen. Teil-
weise mit Auszügen aus der angegebenen Literatur zusammengestellt.
Wildalpen, Stmk., 1960. 105 Seiten, 24 Abb. im Text und auf Tafeln.
16.125

Norbert Prantl, Heimat Zirl. Ein Heimatbuch. Im Auftrage
der Gemeinde Zirl verfaßt (= Schlern-Schriften Bd. 212), Innsbruck 1960.
XI und 420 Seiten, 20 Tafeln, Abb. im Text, 1 Karte, 1 Farbtafel.
15.846

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde
Alle Rechte vorbehalten
Druck: Holzwarth & Berger, Wien I
Wien 1962

Sagenhafte Geschichten aus Lackenhof am Ötscher

Von Maria Kundegraber

Im Februar dieses Jahres, 1962, hatte ich Gelegenheit, in Lackendorf am Ötscher, Niederösterreich, eine Reihe von sagenhaften Geschichten aufzuzeichnen. Die Geschichten wurden mir von meinen Quartierleuten erzählt, zusammen mit anderen Mitteilungen aus ihrem Lebenskreis. Die Geschichten, deren Inhalt von den Erzählern durchwegs geglaubt wurde, spielen sich so gut wie nur im nächsten Familien- und Nachbarnbereich ab. Es werden stets die Namen der Leute genannt, welche das betreffende sagenhafte Erlebnis gehabt haben sollen.

Die meisten der Geschichten wurden mir von Frau Frieda T. in Lackenhof (geboren am 7. Oktober 1903 in Neuhaus bei Gaming) erzählt, und zwar die Nummern 1, 2, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 12, 13 und 14. Frau T. machte mir auch verschiedene weitere Mitteilungen aus dem Gebiet des Volksglaubens. Eine Reihe von diesen Geschichten (so Nr. 2, 5) stammen direkt aus der Familientradition. Weitere Geschichten (Nr. 3 und 4) erfuhr ich von Herrn Rudolf E. (Lackenhof, Polzberg 48).

Zu der Geschichte Nr. 7 sei bemerkt, daß beide in den Sagen genannten Frauen, Frau H. und Frau S. dem evangelischen Bekenntnis angehören, das ja in der Ötschergegend überhaupt verhältnismäßig stark verbreitet ist.

1. Geisterspuk

„In Neuhaus¹⁾ håt si ein Pfarrer in der Mettennåcht erschossen oder erhångt. Dås is scho ziemlich lang hergwesn, so achzig bis neunzig Jåhr. Då sågn sie, daß der Geist immer kommt. Im Pfarrhof geht es årg um.

“ Kein Vertreter vom Pfarrer hålt es aus; jeder geht gleich davon!“ Nur der Pfarrer, der ein guter Mann ist, bleibt, obwohl er's hört; und er betet immer für den Selbstmörder.

¹⁾ Neuhaus bei Gaming, N.-Ö.

2. Tatzelwurm

Der Großvater der Frau T., er war auch Förster, hat sein Revier am Scheiblingstein gehabt; er hat oft gesagt, daß das vom Tatzelwurm net wahr is. Aber da is er am Sonntag einmal oben gessen auf dem Scheiblingstein und es war schön ruhig und die Sonn im Aufgehen. Neben ihm war's aber einmal so, ob wer a Kettn abizogn hätt', so hat es getan über die Schrofен abi; da hat er dann doch glaubt, daß es der Tatzelwurm war; aber es is so schnell gängen, daß er nix Genaues g'segn hat²⁾.

3. Der Schuß auf das Marienbild

Die Geschichte vom „Durchlaß“: (= alter Weg von Langau nach Lunz). „Auf dem Durchlaß is a Marienbild. Da is amál a Holzknecht gwesn und da habm sie immer erzählt, daß er den Teufel ausbruatn kann. Da hat er a Flascherl ghábt, was drinn war, was i net. Das hat er neun Tág unter dem Árm ghabt und er hat einen Rosenkranz beten müassen, ohne Amen zu sagen. Dann hat er sich dem Teufel verschrieben ghábt und hat sich alles wünschen können und is ihm alles gelungen, was er wolln hat. Das Flascherl hat er aber immer bei sich trággn müassn. Er hat aber jedn Tág was schiaßn müassn, wo Bluat fließt. — Der Seeaupaul hat ihn ausbruat. Am Durchlaß habm sie Holz gschlagert. 8 Tág habm sie bei schlechtem Wetter in der Hütt'n nur trunken. Er hat dann gesagt, sie müassn drinn bleibm, er macht das Holz allein. Dann is er hinaus gängen und dann hat er die Tür zugmacht und sie habm das Holz rollen ghört und er hat allein mit Hilfe des Teufels alles Holz gmacht. Dabei is er aber jeden Tág auf die Jágd gängen. Einmal hat er nichts zum Schuß kriegt und da hat er beim Durchlaß beim Bauernhaus, das jetzt noch steht, auf das Bild geschossen und da is auch Blut gflossen. Das Bild sieht man heute noch und den Einschuß auch³⁾“.

4. Verhexte Rehe

Der Vater vom Herrn E. ist einmal am Dreifaltigkeitssonntag jagen gegangen. Da hat er ein Reh gesehen und auch darauf

²⁾ Vgl. Josef Frh. v. Doblhoff, Altes und Neues vom „Tatzelwurm“ (Zeitschrift für österreichische Volkskunde, Bd. I, Wien 1895, S. 142 ff.).

Weitere Literatur im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. IV, Sp. 588; Bd. VII, Sp. 1118; Bd. IX, Sp. 841.

³⁾ Vgl. Iolanthe Haslwander, Märchen und Sagen aus dem Ötscherbereich. Mödling 1947. S. 36 f.: Der Seeauer Paul.

Josef Pöttinger, Niederösterreichische Volkssagen. Verbesserte Neuausgabe. Wien 1950. S. 120 ff., Nr. 71.

geschossen. Sie waren aber zu zweit, und der andere hat auch geschossen. Sie haben noch mit Vorderlader geschossen. Das Reh hat geschaut und ist noch dagestanden. Nach dem drittenmal schießen sind sechs Rehe dort gestanden. Da sind sie heimgelaufen vor Schrecken ⁴⁾.

5. Vergebliche Jagd

„Am Sonnwendtag ist der Väter († 1961, zirka 80 Jahre alt) in der Früh wildern g'gangen. Då ist er auf den Roanstock g'kommen und hât glaubt, daß er an Hirsch sieht. Wie er schießen will, ist es ihm nicht recht vorg'kommen. Wie er hing'kommen ist, hât er g'sehen, daß ein Baumstock, ein dürrer, dort war und darunter is a Frauengestält am Boden herumgekrochen unter einem großen Tuch und hât g'sagt: „Saum, saum, saum — saum, saum, saum . . .“ und da hât er ihr das Tuch herunterg'rissen und es war die alte Stöcklin, die Kräuter gesucht hât und dabei immer „saum, saum, saum“ g'sagt hât“.

6. Die Zauberbücher

Von der Frau H. erzählt man sich in Lackenhof folgendes:

Ihre Mutter hat Zauberbücher gehabt. Sie ist zweimal gestorben. Das erste Mal ist sie wieder lebendig geworden. Als sie das zweite Mal im Sterben lag sind lauter „Krouten“ zum Haus gekommen und haben schrecklich geschrien. Da hat die alte Frau zu ihrer Tochter gesagt, sie soll eine Krout ins Feuer werfen. Nachher haben die Krouten nicht mehr geschrien. — Da konnte die Mutter sterben.

Nach einer andren Version hat die Tochter alle Kröten ins Feuer geworfen.

Die Mutter hat auch zu ihrer Tochter gesagt, sie solle die Zauberbücher einheizen, denn sonst könnte sie auch so schwer sterben wie sie. Aber die Tochter habe sie nicht eingeheizt ⁵⁾.

7. Hexenwerk

Die Frau H. hat einmal mit ihrer Freundin, der Frau S., nach Wien fahren wollen. Dann hat aber die Frau H. nicht mitfahren können. So ist die Freundin allein gefahren. Unterwegs hat sie

⁴⁾ Vgl. Gustav Jungbauer, Böhmerwald-Sagen (=Deutscher Sagenschatz, o. Nr.) Jena 1924 S. 192: Vergebliche Jagd auf Rehe am Allerseelentag.

⁵⁾ Verwandte Geschichten werden sonst eher von Krähen als von Kröten erzählt, wobei auch das „Schreien“ der Teufelstiere verständlicher ist. Vgl. z B. Richard Kühnau, Schlesische Sagen Bd. III, Zauberver- und Schatzsagen Leipzig und Berlin 1913, S 262 f. u. ö.

dann im Zug auf einmal die „Roten Läuse“ bekommen. Frau S. glaubte, daß ihr das die Frau H. angetan habe, aus Ärger, weil sie nicht mitfahren konnte⁶⁾).

8. Viehbanner

„In Schönwäld häbm sie an Stier ghäbt und häbn ihn mitn Küahn austriebm. Auf oanmal is er net hamkommen. Sie habm ihn tägeläng gsuacht. Der Großväter wär då 16 oder 17 Jähr ält und da häbm sie ihn und noch an zum Tollbauern gschickt und sie habm ihm sägn müassn, er soll schaun, wo der Stier is. Er hat gsägt, wenn sie ihn no net über neun rinnate Wässa triebn häbm, känn i in wieder zruckbringan, sonst net. Dann is er in sei Kammer gängen und dänn is er wieder kommen und hät g'sägt, sie solln hamgehn und dem Väter an schön Gruaß sägn. In a paar Tägn wird da Stier wieder kommen. Die Knecht häbm glächt. Äber am 7. Tag häbm sie gheut und af oanmål hörn sie den Stier littn (=freudig hoch plärren). Da häbm die Knecht es dem Bauern gsägt und der hät den Buam einigschickt, då is der Stier voll Dreck und Schweiß und mäger daherkommen.“

9. Viehbanner

„Der Höchbauer über dem Zellerrain an der steirischen Grenz hat es so guat können, daß eams Viech nächgrennt ist. Wenn er a Kaibl kaft hät, hät er kan Strick gnommen, daß er's änbunden hätt'. Die häbm's nur äblässn und es is eahm nächglaufn bis ham. Einmal hät er a a Kaibl bei am Holzknecht kaft und is furthamgängen. Då is er ins Wirtshaus gängen und då häbms eam gfrägt, wo ers Kaibl hat; då hät er gsägt: „A, des kimmt scho näch; es rost nur a weng ö. Und richtig is des Kaibl ihm nächkommen.“

Man hat nie erfahren „wäs er ghäbt hät⁷⁾“.

10. Wagenbann

Sie häbm von Gresten her Most geführt. Beim Wirt sind sie stehn bliebm und häbm a Weil gsoffm. Und då wärn a paar Leut und häbm kiebitzt, daß sie so net hamfohrn mögn. Wie Zeit war zum Hamfährn, sind sie aufgessn und häbm die Rouß antrieb. Die Rouß häbm zoug'n äber der Wägn is net gängen. Då sind sie wieder ins Wirtshaus gängen und häbm's dem Wirt erzählt. Der

⁶⁾ Läuse anhexen beispielsweise bei Kühnau, wie oben, Bd. III, S. 83, Nr. 1438.

⁷⁾ Vgl. Mengis, Art. Bann (Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. I, Sp 877 ff.).

Wirt hât gsâgt, sie solln die Kreuzspeichn (=die erste Speiche, die der Wagner einsetzt und bezeichnet mit einem Kreuz) abschlägn, dânn wird der Wâgn fâhrn können. Er hât es tân und der Wâgn is gfâhrn und im Wirtshaus is aner gsessn und hât den Fuaß âbschlägn ghâbt und hât gjammert ⁸⁾.

12. Bienenglaube

Herr St. (geb. 1898) wird von den Bienen nicht gestochen. Er kann ohne Schutz in den Bienenstock greifen. Das hat einmal, als er Bub war, ein Jäger gesehen und der war ganz entsetzt und hat gesagt: „Aber Bua, bist du net ledig, Bua bist du net ledig?“ Das heißt soviel wie: Bub, bist du mit dem Teufel im Bunde ⁹⁾!

12. Wilderer als Baumstumpf

Vom „Verblenden“: Wenn Wilderer vom Jäger gesehen wurden, haben sie sich zusammengehockt und sind ein Stock gewesen und der Jäger hat sie nicht mehr gesehen ¹⁰⁾.

13. Eine Wender-Geschichte

Frau T. erzählt vom „Flurl“, Florian Walsberger, der ein Wender war:

„Er wâr a kloans Mandl, ghinkt hât er, sauschneiden is er gângen; drunter hât er a bluatstillt.

Dâ is einer hereinkommen aus Gresten, weil seiner Frau eine Krämpfâder aufgesprungen is und sie wâr am Verbluaten. Der Flurl hât zu dem Männ gsâgt, er soll nur heimgehn. Wie er heimkommen is, war's wirklich guat.

Seine Sprûch hat er niemand g'sâgt.“

Einmal im Herbst zur Hollerzeit war sie in Lackenhof einkaufen — sie haben damals im Forsthaus Dippelleiten gewohnt. — Sie ist wegen der Hitze bloßfüßig auf die Dippelleiten gegangen. Dann ist sie heimgekommen und dann ist sie noch roten Holler holen gegangen.

⁸⁾ Vielfach erzählt, beispielsweise in der Rauris: Marie Andree-Eysn, Volkskundliches. Aus dem bayrisch-österreichischen Alpengebiet, Braunschweig 1910, S. 215, Nr. 40.

⁹⁾ Gute Menschen, unschuldige Kinder usw. werden nach dem Volksglauben nicht von den Bienen gestochen. Vgl. Eduard Hoffmann-Krayer, Art. Biene (Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. I, Sp. 1229).

¹⁰⁾ vgl. Heinrich Jungwirth, Art. Wilderer (Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. IX, 2, Nachträge, Sp. 981 f).

„Am Abend hâb i schon a dickes Knie ghâbt. In der Fröh bin ich noch in den Ställ g'gângen. Dänn bin ich schon fâst z'sâmmg'fâlln vor lauter Schmerz. Dänn hâb ich um den Doktor telefoniert. Der is kommen und hât g'sâgt, dâs is eine Schleimbeutelentzündung und sie wird auch eitrig werden. Aber man kânn noch net aufschneiden. Es wird 6 Wochen dauern. Ich war recht verzweifelt. Dann hab ich um den Florl g'schickt. Er ist g'kommen, hâts âng'schaut und hât g'frâgt: „Hâbms an Essig?“ — „Jâ“. — „Hâbms a âlte Tuchatziacha?“ — „Jâ“. Dänn hât er si an Lahm grâbm, dänn hât er die Stein(d)l ausklaubt, dänn mit lauwârmen Essig âbg'mâcht, a Krenwurzeln einigriehn, aus der Ziacha Streifn ausgeschnittn. Aber er hât dâs net direkt aufs Knie glegt, sondern an Fleck drunter. Wenns trocken is, soll sie's glei einheizn und wieder frisch auflegn.

Am dritten Tâg is der Doktor kommen. I hâb âber vorher dâs Pflâster runtergebm. Der Doktor hât dâs Knie âng'schaut und es wâr zruckgângen.

Im vergangenen Jahr hat Frau T. noch hinzugefûgt, daß der Florl zuhause für sie gebetet hat und das geholfen hat, die Geschwulst auch zurückzutreiben. Sie wußte nur nicht was er da gebetet hat.

Aber alle haben ihn für einen sehr frommen Mann gehalten. Und manche haben gar gesagt, daß der Florl ein Heiliger sei!

14. Verschwundener Schatz

Der Großvâter ist auf die Ôtscherbôden gângen. Dâ is a Buacha oubm und die hât an Zwiesel; und es is a irtas Hâifm drinn g'stânden in der Zwiesel und da hât er einigschaut und dâ wâr'n lauta runde Blatta drinn. Er is weiter gângen, âber beim Zruckgeihn hât ers mitnehman wolln und dâ is da Hâifm furtgweisn und dâ is eam eingfâlln, daß dâs Dukâtn gweisn sein wern ¹¹⁾).

¹¹⁾ Verwandte Geschichten werden häufig erzählt. Ein Gegenstück „Das goldene Laub“, ebenfalls aus Lackenhof, steht bei Josef Pöttinger, Niederösterreichische Volkssagen. Neuausgabe. Wien 1950. S. 134 f., Nr. 76.

Der Abdecker

Seine Bedeutung als Träger magischer Vorstellungen im Zeitalter des Barocks

Von Friedrich Johann Fischer

Jakob Koller, Abdeckerssohn, genannt der „Zaubererjackl“, löste jene erschütternde Welle von Zauberer- und Hexenprozessen des 17. Jahrhunderts aus; er wurde der Mittelpunkt, um den die Hexenverfolgungen dieser Zeit kreisten, Anführer einer Zauberergesellschaft und Held einer ganzen Sagenreihe. Und wir fragen uns, ob es von Bedeutung war, daß all dies auf einen Abdecker zurückging, ob hier tiefere Zusammenhänge bestanden und woher sie rührten.

Durch seinen Beruf ist der Abdecker (Schinder, Wasenmeister) der zauberischen Sphäre anheimgegeben, Bereichen, die eindeutig einem Magisch-Kultischen zugehören, das rund um die Erde geht. Daher wird seine Betrachtung kulturanthropologisch wichtig und sie vermittelt uns hier, in Salzburg, mannigfache und uralt-mythische Bezüge. Alles, was mit dem Tode zusammenhängt, fällt in diese Sphäre, der Priester, der Arzt, der Henker, dessen Gehilfen, die Schergen, der Abdecker, andere weil ihr Beruf sie mit einem Tier beschäftigt, das (einst) der kultischen Sphäre angehörte; auch dazu gehört der Abdecker (neben — etwa — dem Schäfer). Er übt keine „ehrliche“ Arbeit, er zählt zu den unehrlichen Leuten wie die Fahrenden, die Spielleute, der Bader, Müller, Leineweber, Schäfer, Scharfrichter und Scherge. Er steht außerhalb der Dorfgemeinschaft, wohnt abgesondert¹⁾,

¹⁾ Hanns Haimbperger ist 1681 Abdecker „am Moß Glanegger gerichts“. Seine Behausung liegt also außerhalb der Stadt (Salzburg). Damit der „Vnlustige“ Transport des toten Viehs durch die Stadt vermieden werden könnte, solle dem Abdecker ein anderer Wohnort angewiesen werden. (Zeit und Weg dieses Transports des verendeten Viehs wird ihm hier angegeben: Nur morgens dürfe er fahren, sogleich nach Öffnung der Stadttore; er habe den Weg über die Brücke, gegen die Fleischbänke, zum Müllner Tore hinaus, um die Riedenburg bis zu seiner Behausung zu nehmen. Dies solle so bleiben, bis sich eine andere Wohngelegenheit (und damit Arbeitsstätte) „jenseits des Wassers“ für ihn ergäbe. Dies wird dem Stadtsyndikus vom Hofrat mitgeteilt. Zugleich solle der Pfleger von Neuhaus in seinem Gericht, jenseits des

niemand darf mit ihm, seiner Familie und seinem Gesinde in Berührung kommen. Nach Bettlerordnungen, so etwa der Kaiser Josefs I., gegeben zu München, am 3. September 1710²⁾, zählen neben den „Schörgen“ und den „Freyleuthen“ die „Schinder“ zum „Gesindl“. In einem Edikt für das Kurfürstentum Ober- und Niederbayern, gezeichnet zu München, am 11. Oktober 1715³⁾, stehen ausländische Bettler, Vaganten, „Stationirer“⁴⁾, „Pilgram“, Landsknechte „fahrente Schueller“, Pfannenflicker, „Schergen, freyleuth, Schinder und dergleichen gesindl“ nebeneinander. Auch das „Landt-Gebott / Gesetz- und Ordnung“ des Kurfürstentums Ober- und Niederbayern, geschlossen zu München am 20. Juli 1726⁵⁾, das auf gleiche Mandate zurückverweist, auf den 5. Januar 1655, den 11. Oktober 1715, bringt: Schergen und Abdecker bieten „solchem hayllosen Gesindl“, es ist dasselbe, gegen das sich jene Verordnung vom 11. Oktober 1715 wendet, „Unterschlaipf / und Beförderung“, weil unter diesen manchmal „ihr Befreunde: und Gevatters-Leuth seynd“. In den Salzburger hochfürstlichen Relationspuncta vom 19. Juli 1732⁶⁾, die sich mit Maßnahmen gegen „Vazirende Leüth“ befassen, werden „sond(er)-bahr“ die „Landfahrenden Abdecker: od(er) Schörg(en)“ erwähnt.

Wassers, solch eine „Gelegenheit“ für den Abdecker ausfindig machen.) Salzburger Hofratsprotokoll vom 11. März 1681, f. 201; Salzburger Landesarchiv.

Der Pfleger von Neuhaus schlägt in seinem Bericht, der in der Sitzung des Salzburger fürsterzbischöflichen Hofrats vom 4. August 1681 besprochen wird, drei Orte vor, die für die Wohn- und Arbeitsstätte des Abdeckers der Stadt Salzburg in Frage kämen: Der erste liegt „Vnderhalb Perkhamb an der Fischach“; der zweite wird topographisch nicht beschrieben, es heißt nur, er gehöre dem Grafen Franz von Lodron; der dritte „sey d(a)z Jenige alwo die richtstatt ist, iedoch seyen allenthalben gewisse bedenken dabey befunden worden. Vnd dermahlen Von dem freyman genossen würdet“. Es wird im Hofrat beschlossen, daß am dritten Ort zu einer Wohnung für den Abdecker „ausgestekht“ werden solle, der Henker solle auf andere Weise schadlos gehalten werden. Hofratsprotokoll vom 4. August 1681, f. 601. Der Pater Rektor beschwert sich im Namen der (Salzburger) Universität beim Landesherrn, daß dem Abdecker in der Gnigl auf dem „wisel oder ängerl“ im Gnigler Moor ein Häuschen erbaut werden solle, denn die Universität hat nahe daran ihr Gut Langwied. In: Hofratsprotokoll vom 10. Oktober 1681, f. 775.

2) In: Generale, Band 7—10 (in einem Band); Landesarchiv Salzburg.

3) Ebenda.

4) J. Andreas Schmeller, Bayerisches Wörterbuch. Zweite Ausgabe bearbeitet von G. Karl Frommann, 2 Bände. München 1872; II, 796 f.: Herumziehende (Butten-) Kramer.

5) In: Generale. Band 7—10. Landesarchiv Salzburg.

6) f. 138 ff. Landesarchiv Salzburg.

Die Verordnungen gegen diese sollen verschärft werden. Am 21. Oktober 1746 ergeht ein salzburgisch-erzstiftlicher Zirkularbefehl an das flache Land einschließlich Lofer⁷⁾. Er betrifft die „Ausrottung des liederlichen Gesindels“: Alle ausländischen Bettler, Vaganten, Wohlfahrter, bilger, gartt-Knecht⁸⁾, Soldaten, Verstölte Geistliche, Klausner, Eremiten, Pfannenflicker, Scherfänger⁹⁾, Löffelmacher, spilleith, Zigeuner, Schörge, freyleith, Schintter und dergleichen herumvagierendes Gesindel haben im Betretungsfalle mit strengen Strafen zu rechnen.

Die Berufsbezeichnung „Abdecker“ verweist auf seine Haupttätigkeit, das Abhäuten, „Abdecken“, heute noch im Jägerausdrucke „Decke“ für die Haut des Wildes belegt, das Wild abdecken, auswirken, dem Wilde die Decke abnehmen, allgemein, dem gefallenem Vieh die Haut abziehen, das Vieh schinden, daher auch Schinder oder, rotwelsch, Kafiller¹⁰⁾, das hängt mit dem Pferde zusammen. In Süddeutschland und am Rhein ist die Benennung „Wasenmeister“ üblich¹¹⁾, nach *A d e l u n g* im Oberdeutschen ein anständiger Name für den Abdecker, „oder, wie er sich selbst nennt, der Freymann“¹²⁾. Da er sich jedoch vornehmlich mit Hunden beschäftigt, wird er auch „Hundschlager“ genannt. Im Pflegegericht Lofer „stehen“ Kühe und Schweine „stark um“. Es soll den Abdeckern allen Ernstes aufgetragen werden, daß sie jedes umstehende Vieh „eröffnen“ und berichten, was sie an einem und anderm für „mengl“ befunden, auch was daran schuld sein könnte, vor allem aber solch umstehendes Vieh „Tüeff in die erden an abgelegenen orthen Vergraben“, und, so vorhanden, ungelöschten Kalk darauf streuen¹³⁾. Dann stellt sich heraus, daß die Ursache dieses Viehsterbens „Von ainen gefallen Ver-

7) In: Generale. Band 33: „Generalien von Jacobo Ernesto Ertz-Bischoffen Von 11 Junij 1745. biß 12. May 1747 inclusive“; Landesarchiv Salzburg.

8) Gartknechte; herumziehende, herrenlose Kriegsknechte, die sich durch Bettelei und Nötigung Nahrung und Herberge (und auch anderes) verschaffen, eine Hauptlandplage früherer Jahrhunderte. Die Gart, das Herumziehen von Haus zu Haus, um Gaben zu sammeln, zu betteln; vgl. Schmeller-Frommann, I, 939 f.

9) Ebenda, II, 453: „Der Scherenfänger, Maulwurfsfänger“.

10) Jacob und Wilhelm G r i m m, Deutsches Wörterbuch, Leipzig 1854 ff., I, 19 f., II, 610.

11) Ebenda, XIII, 2286.

12) Johann Christoph *A d e l u n g*, Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart. 4 Bände, Wien 1808; IV, 1399; III, 1474.

13) General. Lofer und alle andere Gerichte wo Abdecker sind. Die Eröffnung des abgestandenen S(alva) V(enia) Vichs und anderes betr. vom 3. 7. 1669. In: Generalia. Band 11, Nr. 440, p. 1101 f.; Landesarchiv Salzburg

gifften Thau od(er) Tro“ herrühre¹⁴⁾. Dagegen sind dem Vieh gewisse Kräuter, kleingehackt, unters Futter zu mengen, darunter Knoblauch, Weinkraut¹⁵⁾. Also auch die veterinärpolizeiliche Tätigkeit des Abdeckers¹⁶⁾ geht in zauberisches Gebiet über, wie die magische Heilung, schnell und bruchlos. Leider wird nicht gesagt, woher dieser „Vergiffte Thau“ rührt. Ist er eine der „distillationes in comis et collis equorum“, weist er uns von Salzburg eine Beziehung auf die Herodias oder Diana, gibt er uns die Vermutung einer Sage von einer Domina Abundia oder Dame Habonde, die in französischen Quellen des Mittelalters belegt ist? Der Pariser Bischof Guilielmus, Guillaume d’Auvergne, gestorben 1248, spricht von einer solchen, und es sind Geister, die als Mädchen oder Mütter erscheinen, auf weibliche Art und weiß gekleidet und beritten, „ex quibus apparent distillationes in comis et collis equorum“¹⁷⁾. Die Rosse der Walküren schütteln Tau aus ihren Mähnen. Ist es hier der Tau von Hexen? „So böser Tau, als meine Mutter je / Vom faulen Moor mit Rabenfedern strich“, läßt Shakespeare (1564—1616) im „Sturm“ Caliban von seiner Mutter sprechen, der Hexe Sycorax¹⁸⁾. Überall sieht der Mensch des 17. Jahrhunderts, seines anbrechenden letzten Drittels noch, magische Fährlichkeiten ihn umgeben. Der Abdecker ist unlösbar verstrickt in das magische Weltbild des 17. Jahrhunderts, er gehört ganz natürlich und unteilbar ihm zu, auch in seiner tierärztlichen Tätigkeit. Im Salzburger Taiding, das Land- und Urbargericht des Pfleg- und Landgerichts Hüttenstein betreffend¹⁹⁾, wird das Vieh aufgezählt, das dem Abdecker zufällt, er holt auch das tote Pferd ab, das tote Rind. Seit 10. Oktober 1693 ist dieses Vieh an den Abdecker „in Tallgey“ (Thalgau bei Mondsee) bei Strafe sogleich anzusagen. Dieser hat es zu verarbeiten und die Häute zurückzugeben, dafür erhält er Vergütung, die Sätze dafür werden aufgeführt, außerdem Extragebühren. Dazu gehören Zusatzverordnungen, vom 19. Februar

¹⁴⁾ Der Trô, schädlicher Nebel, Schmeller-Frommann, I, 639; vgl. ebenda, I, 666: Der Trân, Mehltau, giftiger Tau.

¹⁵⁾ General. Vorschrift bewährter Mitl gegen das umstehende S. V. Vieh vom 12. 7. 1669. In: Generalia. Band 11, Nr. 442, p. 1102.

¹⁶⁾ Vgl. etwa auch Hofratsprotokoll vom 26. März 1737, f. 416: Von der Stadt Salzburg wurden zwei bürgerliche Fleisshacker und der Wasenmeister von Neuhaus ins Lungau zur Viehbeschau geschickt.

¹⁷⁾ Jacob Grimm, Deutsche Mythologie. 4. Ausgabe, besorgt durch Elard Hugo Meyer, 3 Bände, Berlin 1875—1878; 1. Band, S. 237 f.

¹⁸⁾ 1. Akt, 2. Szene, Vers 321 f.

¹⁹⁾ Die salzburgischen Taidinge. Im Auftrage der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften hgg. von Heinrich Siegel und Karl Tomaschek. Wien 1871; S. 178, § 43.

und 3. Juli 1694²⁰⁾. Der Abdecker hat aber auch noch andere Aufgabe, so 1673: „Deß Geörgen Khierlß Schwester Christina Khierlin, so sich zu Lauffen durch ein offenes Fenster herabgestürzt, Vnd zu todt gefallen betr. Weilen ein hochfürstl(iches) Consistorium deren Körper der geweichten sepultur Vnfeihig erachtet, solcher Körper durch den Abtecker daselbsten zu nächtllicher weil in höchster stille, eintweders Vnweith deß hochgerichts oder an ainem anderen abseitigen orth oder Moß tieff Vergraben, Vnd die darauf erlauffende Vncosten Von dero hinderlasenen Vermögen abgestattet werden sollen“²¹⁾. Hier sind eine Reihe von Punkten im höchstem Grade bemerkenswert: Der Abdecker begräbt Selbstmörder; des Nachts; in höchster Stille; unweit des Hochgerichts; oder an einem anderen „abseitigen“ Ort; oder im „Moß“, in einem sumpfigen Gelände, im Torfland, im Moor; tief. herrscht demnach 1673 (in Salzburg) für Selbstmörder noch Ausnahme aus dem Recht, der Selbstmörder wird als Verbrecher behandelt, die Strafe am Leichnam vollzogen. Die amtliche, ausdrückliche Einschärfung, in der Ratssitzung gefaßt und schriftlich über die nachgesetzte Behörde an den Abdecker gerichtet, die tote Selbstmörderin in verrufenes Gebiet, „Vnweith des hochgerichts“, in die Ode (“oder an ainem anderen abseithigen orth“) oder ins Moor zu verbringen, „tieff“ zu „Vergraben“, belegt dokumentarisch das Nachleben uralt-mythischer Anschauungen im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts in Salzburg. Die beiden Kriterien „Moß“ und „tieff“ fallen uns dabei besonders auf, wir erinnern uns der germanischen Moorfunde und Moorleichen. Wir meinen, aus diesen beiden Malen schließen zu können, daß man 1673 in Salzburg noch den Glauben an Wiedergang und Wiedergänger hegte; daß der Selbstmörder als Wiedergänger (draugr, Nachzehrer, Neuntoter, revenant) gefürchtet wurde: Nach allgemeinem Volksglauben ist vor allem der Selbstmörder dem Umgehen, dem Nachspuk, dem Wiedergang verfallen, er zählt ja unter die vor der Zeit Gestorbenen (Aoroi), als eines „schlechten“ Todes verstorben, diese müssen als unstet und schuld-beladen Irrende, als Irrgeister, verderbliche Dämonen (Alastores) umgehen oder im Heer einer Unterweltgottheit (Hekate, Odins Wilder Jagd) schwärmen. Zur Verhinderung des Wiedergangs anscheinend auch wird von der höchsten Obrigkeit,

²⁰⁾ Generalia, Band 12, Nr. 880, p. 952 f., vom 3. 7. 1694: Das sich selbst erhängte abgefallene oder von Schadentieren (Wolf, Bär usw.) gefällte Tier betr. Es ist den Bauern erlaubt, dieses zu schlachten und zu verarbeiten; aber erst nachdem sie dies dem Gericht angezeigt und es vom Abdecker vorher beschaut worden.

²¹⁾ Salzburger Hofratsprotokoll vom 28. Jan. 1673, f. 100.

dem fürsterzbischöflichen Hofrat, so zwingend diese Art und Weise der Bestattung, die tiefe Einsenkung ins Moor vorgeschrieben. Es handelt sich (auch) um Abwehrmaßnahmen. Die Moorbestattung kennt man auch anderswo und die dort dafür gegebene Erklärung ist aufschlußreich: Nach oldenburgischem und voigtländischem Glauben bringt eine tiefe Einsenkung der Leiche oder eine feste Rasendecke dem durch sein Schicksal zur Wiederkehr bestimmten Toten die Ruhe²²⁾. Der Rasen führt wieder zum Abdecker zurück. Der Abdecker ist Wasenmeister, weil ihm der „Wasen“ zugehört, was nach der Grundbedeutung des Ausdrucks auch Moorerde, Torf bezeichnet, die Wasenstatt, wo er seine Gerechtsame ausübt, das Wasengäu, das ihm oder dem Scharfrichter zugewiesen ist, dort hat der Abdecker auch seine Wohnung²³⁾, in der Wildmark, magisches Grün²⁴⁾, wuchernde Feuchte, geheimnisvoll und unergründlich, Leben und Tod zeugend, Ödland, Fenn und Sumpf, Ort für Geister und Unholde. Der Wasenmeister geht in das Bereich des Scharfrichters über, er erscheint als Gehilfe des Scharfrichters oder als dieser selbst: „Der Wasenmeister, . . . , im Oberdeutschen eine anständige Benennung des Abdeckers, und in weiterm Verstande auch wohl des Scharfrichters“. Auch die Bezeichnung „Freymann“ umfaßt Schinder wie Henker²⁵⁾. Das können wir auch für Salzburg erweisen: „Franz Wolmueth freyman alda et cons(orten)“ bitten um Verleihung der Wasenmeisterei in der Abtenau²⁶⁾. Dann ist der Sohn dieses Scharfrichters der Stadt Salzburg, Franz Wolmueth, Jacob Wolmueth, „unlängst“ zum Wasenmeister in der Abtenau bestellt worden: am 11. August 1739²⁷⁾. Also die Abdecker nennen sich nicht nur Freileute, sie sind es oft auch oder mit diesen verwandt. Es sind demnach zwei Gewerbe, die ineinander übergehen. „Franz Wollmueth alhiesiger Freyman“ hat 1741 zu Laufen die Wasenmeisterei gekauft, samt Behausung und

²²⁾ Elard Hugo Meyer, Mythologie der Germanen. Straßburg 1903; S. 102; vgl. auch: Jacob Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer. 4. verm. Aufl. durch Andreas Heusler und Rudolf Hübner. 2 Bde. Leipzig 1899; II, 327.

²³⁾ Vgl. Hofratsprotokoll vom 10. Okt. 1681, f. 775; vgl. Adelung, IV, 1399.

²⁴⁾ Vgl. u. a. Friedrich Panzer, Bayerische Sagen und Bräuche. Beitrag zur deutschen Mythologie. 2 Bände. München 1848, 1855; II, 115; 535 ff.

²⁵⁾ Vgl. u. a. Adelung, I, 1399; II, 299; Grimm, Wörterbuch, XIII, 2287.

²⁶⁾ Hofratsprotokoll vom 21. März 1739, f. 316.

²⁷⁾ Hofratsprotokoll vom 11. Aug. 1739, f. 934; vgl. ebenda 12. Mai 1739, f. 517; f. 699, 767.

Grundstücken, und bittet, diese „mit aignen ruckhen besüzen, Vnd beynebens die freymansdienste alhier (in der Stadt Salzburg) Vorsehen zu derffen“²⁸⁾. Diese Wasenmeisterei liegt an der Seeleithen, Gericht Oberlebenau. Franz Wollmueth ist auch Wasenmeister von Salzburg, denn er will diese Wasenmeisterei seinem verheirateten Sohn anvertrauen, um dessen Fortkommen zu erleichtern, er behält sich jedoch die Aufsicht darüber vor; Johann Ehegartner hat die Wasenmeisterei in der Seeleithen dem Wollmueth verkauft, Ehegartner ist demnach der dortige Wasenmeister. Ehegartner wird sich zwischendurch, bis er eine andere Wasenmeisterei erhält — es wird nicht gesagt, warum er diese veräußerte — „durch seine führende Roß arzteney“ sich und die Seinigen zu ernähren suchen²⁹⁾. Eines „Vich fahls“ wegen wird der „alte scharffrichter von lauffen Zu Vornemmung genauer visitation“ im Juni 1743 in den sogenannten „höllbren“-Hof nächst Lieferung berufen³⁰⁾. Oktober 1743 ist Franz Wollmueth (neben Mathias Häring) Wasenmeister von Laufen³¹⁾, wird er „alhiesiger (der Stadt Salzburg nämlich) freyman und waasenmeister“ genannt. Nach dem fürsterzbischöflichen Salzburger Generale vom 4. August 1674 dürfen Hunde nicht mehr in die Kirchen mitgenommen werden³²⁾. Der Freimann wehrt den Hunden, in die Kirchen, in den Dom einzudringen; jede Woche mindestens einmal solle er Jagd auf die Hunde in der Stadt machen. Ihm solle auch, 1675, ein „Hundtschlager“ „assignirt“ werden³³⁾.

Beides, Hundtschlager und Henker, macht uns auf Bedeutungsvolles aufmerksam. Wir haben es demnach auch beim Abdecker, wie bei den Henkern, die ursprünglich, auch bei den Germanen, eine sakrale Tätigkeit übten, um einen abgesunkenen Stand zu tun. Jacob Grimm sah in den Fleischern die Nachfolger der alten Opferpriester (kein Beleg wird dazu gebracht), ich möchte sie, neben den Henkern, aus mehrererlei Gründen auch in den Abdeckern suchen. Den ältesten Kulturen war der Zusammenhang mit dem Hunde heilig. Ein früher und weit über die Erde verbreiteter Glaube lehrte, daß der Mensch vom Hunde abstamme, erklärt dessen Beziehung zur Frau, zeigt den Kaniden als

²⁸⁾ Hofratsprotokoll vom 30. Okt. 1741, f. 1665.

²⁹⁾ Hofratsprotokoll vom 13. Nov. 1741, f. 1739 f.; vgl. ebenda vom 21. Nov. 1741, f. 1787; vom 2. März 1742, f. 292.

³⁰⁾ Hofratsprotokoll vom 8. Juni 1743, f. 645.

³¹⁾ Hofratsprotokoll vom 1. Okt. 1743, f. 2061; vgl. auch ebenda f. 2068.

³²⁾ In: Generalia. Band 12, Nr. 542, p. 257 ff.

³³⁾ Salzburger fürsterzbischöfliches Generale vom 2. 1. 1675. In: Generalia. Band 12 (o. Nr.), p. 260 ff.

mythischen Ahnen lunarischen Ursprungs, als Seelenführer und Wächter des Totenlandes ^{33a)}. Dieser Glaube geht von den indianischen Kulturen Amerikas ³⁴⁾ über die Eskimos nach China und bis Südostasien, er erstreckt sich über den ganzen zirkumpazifischen Raum ³⁵⁾. Den Ruf der Heiligkeit genöß (nach Herodot) der Haushund bei den iranischen Stämmen. Es zeigen sich deutlich Spuren einer indogermanischen Überlieferung, welche davon berichtet, daß eine wilde Hündin oder Wölfin ein ausgesetztes Kind aufsäugt ³⁶⁾, bekannt ist die Lupa, die Romulus und Remus aufzieht. Es gibt eine Göttin Luperca, es ist die vergöttlichte Wölfin, die die Zwillinge genährt. Lupa, „Fabula“, und Herkules zeugen einen Ahnherrn. „Luperci“ nennen sich die beiden römischen priesterlichen Sodalitäten der Lupercalien, das bedeutet nichts anderes als lupi. So versteht es Cicero, wenn er (pro Cael. 26) von den Luperci sagt: „Fera quaedam sodalitas et plane pastorica atque agrestis germanorum luporum quorum coitio illa silvestris ante est instituta, quam humanitas atque leges“. Die Luperci fühlten sich als Wölfe, das heißt, als Vertreter beziehungsweise als Diener des Wolfgottes. Ihr Fest, die Lupercalia des 15. Februar, ist ein Fest der Reinigung oder Sühnung und, was sich natürlicherweise damit bindet, der Befruchtung. Die Luperci opferten einen Hund. Der Hund ist in Griechenland und Rom ein chthonisches Tier, das zum Beispiel der Hekate dargebracht wird und bei Sühnungen eine wichtige Rolle spielt. Hund wie Wolf darf daher der Flamen dialis, der Priester des lichten Gottes, nicht berühren, ja nicht einmal nennen ³⁷⁾. Die reinigende Abwehr der Unterirdischen geschieht durch Wesen, die mit ihnen verwandt sind. Sie gehören aber auch, der chthonischen Sphäre teilhaftig, dem Fruchtbarkeitsritus zu. Hunde wurden an dem heiligen Baum im schwedischen Heiligtum von Uppsala, im dänischen Lethra auf Seeland bei den großen

^{33a)} Vgl. u. a. Freda Kretschmar, Hundestammvater und Kerberos. 2 Teile. In: Studien zur Kulturkunde. Veröff. des Frobenius-Instituts. Begr. Leo Frobenius. Hg. Ad. E. Jensen. Stuttgart.

³⁴⁾ Vgl. für Südamerika u. a. Hermann Leicht, Indianische Kunst und Kultur. Zürich, 2. durchgesehene Auflage 1957, S. 83 ff.

³⁵⁾ Vgl. Wilhelm Koppers, Der Hund in der Mythologie der zirkumpazifischen Völker. (Wiener Beiträge zur Kulturgeschichte und Linguistik, Veröffentlichungen des Instituts f. Völkerkunde an der Universität Wien, Hg. Wilhelm Koppers. 1. Band.) Wien 1930.

³⁶⁾ Vgl. Otto Schrader, Lexikon der indogermanischen Altertumskunde. Straßburg 1901; S. 382 f.

³⁷⁾ Paulys Realencyclopädie der Classischen Altertumswissenschaft. Band IV. Stuttgart 1909. Sp. 2056, 2064 f.

Opfern aufgehängt³⁸⁾. Es ging wohl hier (auch) um ihre apotropäische Gewalt, darum hängte man Verbrecher zwischen zwei Hunden auf. Diese Kraft des Hundes erscheint bei den Korjaken: Diese stecken Hundeköpfe auf Stöcke, die sie Hügeln und Felsen aufsetzen, um die Mächte der unsichtbaren Welt abzuwehren³⁹⁾. In Epidauros, im Asklepios-Heiligtum, wurde auch Apollo verehrt, er trug hier den Namen Maleatas. Ein besonderes, kleines Heiligtum war ihm in der Südostecke des Talkessels zugewiesen worden, in dem das Asklepios-Heiligtum liegt, am Berge Kynortion. Dieser Name hängt mit „Hund“ und „Aufgang“ zusammen. Wie unten im Heiligtum des Asklepios, so scheint oben auf dem Berg der Hund geherrscht zu haben⁴⁰⁾. Wir haben noch einen gleichen weiteren Beleg. Nachdem sich die Tiberinsel (Isola Tiberina) gebildet hatte, war sie dem Faunus geweiht worden, dem „Würger“, einem altitalischen Wolfgott. Im Wesen des Faunus erkannten die Römer den griechischen Pan wieder, doch mit einem noch wilderen, raubtierartigen Zug, der das „Wölfische“ zum Ausdruck bringt. Eine Inschrift nennt jedoch nicht Faunus, sondern Vediovis oder Veiovis, der unterweltliche Jupiter vertrat in Roms älteren Zeiten jenen griechischen Apollon, der Pest und Heilung sandte. In der nächsten Umgebung Roms, auf dem Berg Soracte, wurde dieser Unterweltgott, den man auch da mit Apollon gleichsetzte und Soranus nannte, von Priestern gefeiert, die in der Sprache der Sabiner „hirpi“, Wölfe, hießen⁴¹⁾. Die Eskimos scheuen sich, einen Hund zu töten, weil in ihm ein böser Geist verkörpert sein könnte⁴²⁾, also jedenfalls ein Numen. Der Hund ist bei den Deutschen (und den Finnen) auch agrarisches Opfer⁴³⁾, das zeigt wieder auf die Magie der Fruchtbarkeit. Im Vendidad, dem ältesten Teile des Zend-Avesta, heißt es: „Durch den Verstand des Hundes besteht die Welt“⁴⁴⁾. Der Hund ist heute noch bei vielen Völkern Speise, die in gewissen Bezie-

³⁸⁾ Vgl. u. a. Eugen Mogk, Germanische Religionsgeschichte und Mythologie (= Sammlung Göschen o. Nr.), 2. Auflage Berlin und Leipzig 1921; S. 140.

³⁹⁾ Arno Beurmann, Der Aberglaube der Jäger. Hamburg und Berlin 1961; S. 95.

⁴⁰⁾ Karl Kerényi, Der göttliche Arzt (Studien über Asklepios und seine Kultstätten). Darmstadt 1956; S. 28.

⁴¹⁾ Kerényi, Göttlicher Arzt, S. 14; F. Altheim, Römische Religionsgeschichte. Band 2. Berlin 1932; S. 71 ff.

⁴²⁾ Beurmann, Aberglaube, S. 97.

⁴³⁾ A. V. Rantasalo, Der Ackerbau im Volksaberglauben der Finnen und Esten, mit entsprechenden Gebräuchen der Germanen verglichen. 5 Bände. Sortavala-Helsinki, 1919—1925; zit. bei Mircea Eliade, Die Religionen und das Heilige. Salzburg 1954; S. 382.

⁴⁴⁾ Paulys Realencyclopädie, Band VIII. Stuttgart 1913; Sp. 2574.

hungen zum Kannibalismus steht, damit Kultspeise. In der jüngeren Steinzeit ist er in Worms verspeist worden⁴⁵⁾. Alexander von Humboldt traf auf seiner Südamerikareise auf die Huanca-Indianer, die die Hunde als göttlich verehrten, sie aßen (auf kultische Weise) Hundefleisch. In friesischen Mooren sind Hundeschädel gefunden worden, das hängt wohl mit des Kaniden Beziehung zur Unterwelt zusammen. Die dämonische Natur des Hundes spiegelt sich in zahllosen Deutungen, Sagen und Geschichten. Er ist Begleiter von Gottheiten. In einzelnen Bezirken Ägyptens wurde dem Hunde göttliche Verehrung gezollt, er stand in Verbindung mit dem Kultus des Sirius-Sothis und dem des Anubis. Gott Anubis wurde mit einem Hundekopf dargestellt. Hundeköpfig war auch der mexikanische Gott Xolotl, ein Psychopompos. Vielfach sind die Verflechtungen des Hundes zur griechischen und römischen Mythologie, in zahlreichen Tempeln wurden sogenannte „heilige“ Hunde gehalten⁴⁶⁾. Hekate wird Hündin und Wölfin genannt, sie ist eine; sie steigt aus der Unterwelt empor und schwärmt, von Hunden umgeben, zuweilen selber mit einem Hundekopf gebildet, auch selbst in Hundegestalt, mit den Seelen Toter und allerlei dämonischen Wesen wild durch die Nacht; sie ist zugleich Herrin des Zaubers; eigentlich eine Mondgöttin, eine fast allmächtige, dreifaltige Gottheit. Auch ihre Tochter, Skylla (das ist auch „junger Hund“) der Schrecken des Meeres, ist eine wilde Hündin. Empusa, mitunter ein anderer Name für Hekate, zeigt sich auch als Hündin, die Erinnyen waren Hündinnen. Aphrodite wurden als Aphrodite Zerynthia an der thrakischen Küste, als Genetyllis an der attischen Hunde geopfert. Artemis war auch Hüterin des Kerberos. So ist es nicht verwunderlich, daß der Hund in der germanischen Mythologie in weiblicher Gestalt erscheint, als die Nehalennia, die als Lokalgottheit von den Bewohnern der Insel Walcheren an der Scheldemündung verehrt wurde. Ceridwen, keltische weibliche Gottheit, verwandelte sich (im Hanes Taliesin) in eine Hündin, und in der

⁴⁵⁾ Schötensack (Zs. f. Ethnol., 1897; 473); zit. von Ed. Hahn. In: Johannes Hoops, Reallexikon der germanischen Altertumskunde, 4 Bände. Straßburg 1911—1919; 2. Band, S. 507.

⁴⁶⁾ Darf man in diesem Zusammenhang die sogenannten „Hundskirchen“ erwähnen? Vgl. Theodor Vernalcken, Hundskirchen in Österreich. (Zeitschrift für österr. Volkskunde, Jahrgang III, Wien 1897; S. 363 ff.); Ignaz von Kürsinger berichtet in seiner Beschreibung des Lungaus, Salzburg 1853, S. 149, über die Kirche St. Wolfgang: „Wegen eines daselbst gefunden Wolfszahns wurde diese Kapelle dem Schütze des heiligen Wolfgang . . . empfohlen“. „Die Hundskapelle“. In: Ignaz Vincenz Zingerle, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol. Innsbruck 1859; S. 386, Nr. 682.

keltischen Sage von Pwyll ist die druidische Priesterschaft durch weiße Hunde vorgestellt. Die Druiden nannte die mythische Sprache der Bardenlieder Hunde; auch bei den Kelten stand der Hund in Beziehung zur Unterwelt⁴⁷⁾. Schreckliche Hunde sind Kerberos ‚der Hund der Unterwelt, Orthos oder Orthros, Helheim, die germanische Unterwelt, wird vom Hunde Garmr bewacht. Hierher gehören auch Odins Wölfe, Wotan schuf den Wolf. Ein Sohn des Loki, Fenris-ulfr, tritt in Wolfsgestalt unter den Göttern auf. Im Gefolge des Wilden Jägers, des Hackelberend, und der Frau Gode, als Begleiter der Schatzhüterin, der weißen Jungfrau, begegnen gespenstische Hunde; deren Zusammenhang „mit alten mythischen Hundegestalten wird sich kaum leugnen lassen“⁴⁸⁾. Der Teufel erscheint als Hund, noch in Goethes „Faust“, seelenraubender Wolf war der Teufel bereits den Kirchenvätern. Im deutschen Märchen vom „Aschenbrödel“ verrät ein Hund durch sein Gebell die falsche und die richtige Braut des Prinzen. Hier ist er also helfende, schützende Macht, wie bei den Zigeunern. Diese besitzen einen Talisman, ein Amulett, ein fetischartiges Gebilde, eine rohe Holzschnitzarbeit, eine menschenartige Figur, Kopf, Leibsäule, zwei Arme: Diesen nennen sie „Hundemenschen“ (Tschuglengertschene). Beim Betreten des Waldes wird er von den darin beschäftigten Zigeunern (auf der Jagd, beim Besenrutenschneiden usw.) ins Gebüsch geworfen oder vergraben. Sie glauben, dadurch gegen böse Geister geschützt zu sein und Glück bei ihren Geschäften im Walde zu haben⁴⁹⁾. Der Hund war das heilige Tier des Asklepios⁵⁰⁾. Dieser, Sohn des Apollo, dem der Hund heilig ist, Apollo Kynneios, der zugleich Heilgott ist, Apollo Medicus, war zum Gotte der Heilkunst geworden. Der Speichel des Asklepios-Hundes galt als heilend. Auch des Asklepios Tochter oder Gattin, Hygieia, wird von einem Hunde begleitet. Des kranken Lazarus erbarmen sich die Hunde, sie lecken seine Geschwüre. Weißer Hundekot wurde, als Album graecum, bis Anfang des 18. Jahrhunderts, in den Apotheken geführt; Hundeschmalz ist heute noch Volksmedizin, hauptsächlich gegen die Lungenschwindsucht; Haar des Hundes, der einen gebissen hat, wird auf die Wunde

47) Friedrich Nork (Korn), Mythologie der Volkssagen und Volksmärchen. In: J. Scheible, Das Kloster. Band IX. Stuttgart 1848; S. 741 f., 766.

48) Hoops, Reallexikon der germanischen Altertumskunde, II, 571.

49) Engelbert Wittich, Zigeuneramulette. (Bayerische Hefte für Volkskunde. 1. Jahrgang, München 1914, Heft 3, S. 202).

50) Vgl. u. a. Kerényi, Göttlicher Arzt, S. 20.

gelegt, dann schadet der Hundebiß nicht mehr⁵¹). Die Zunge des Hundes wird von Shakespeare und sicherlich nach dem Volksglauben, unter den Beigaben aufgezählt, die die Hexen im „Macbeth“ im Zauberkessel verkochen⁵²); damit rufen diese Zauberinnen Geister herbei, die Macbeth die Zukunft voraussagen. Dem Hunde kommt also Heilkraft wie Seherkraft zu, er schaut die Zukunft, Verborgenes, Abwesendes, Geister. (Daß Hunde geisterichtig sind, weiß schon das Altertum⁵³.)

Diese Gaben scheinen vom Hunde her dem Abdecker zuzufließen, die Heilkunst wie die magische Fähigkeit. Diese (magische) Gewalt des Abdeckers geht noch weiter: Er wird zum Opferer wie zum Vollzieher eines mystischen Agrarrituals, zum Fruchtbarkeitsdämon. Im Gefolge des „Schimmelreiters“ beim Kärntner Brechelfest tritt ein „Schinder“ auf. Heute (1911) spielt er nur mehr eine Nebenrolle, er hilft zur dramatischen Ausgestaltung, hat aber sonst keine Bedeutung mehr. „Er wird einst das Opfertier in Empfang genommen und geschlachtet haben. Der Kadaver mag, als man den Sinn des Erntefestes noch verstand, auf Acker oder Wiese verscharrt worden sein, um dort seine magische Wirkung auf das Wachstum zu üben; später erst, als auch das verlorenging, wurde der Schinder im Aufzuge des Schimmelreiters zur entbehrlichen Figur, die er heute ist“. Die Pausen des mitunter stockenden Gesprächs zwischen Brechelbrautmutter und Brechelritter füllt der „Schmied“ aus, der den „Schimmel“ beschlägt, während „seine Frau“ dabei hilft. Das Pferd wird unruhig, schlägt aus, die „schwangere“ Schmiedfrau — ein junger Bursch, einen Polster oder eine Decke um den Leib gebunden — fällt rücklings zu Boden. „In früheren Jahren spielte sich nun dabei eine Szene ab, die uns später als Fingerzeig für die Bewertung des Brechelfestes dienen soll: der Schinder warf sich, sobald er das Weib liegen sah, darauf und vollzog vor allen Zuschauern symbolisch den Zeugungsakt. In unseren Tagen hat man kaum mehr Gelegenheit zu dieser Beobachtung, da man aus begreiflichen Gründen diese Szene fallen läßt, besonders wenn sich fremde Zuschauer einstellen“⁵⁴). Auch diese Fähigkeit, die befruchtende Tätigkeit, scheint dem Abdecker vom Hunde über-

⁵¹) Vgl. u. a. Hermann Bertele, Volkstümliche Tiernamen Nord-schwabens aus dem Zusamtal und dem angrenzenden Donautal. (Bayerische Hefte für Volkskunde. 2. Jahrgang, München 1915. Heft 2/3, S. 137).

⁵²) 4. Akt, Szene 1, Vers 15.

⁵³) Paulys Realencyclopädie, I, 72.

⁵⁴) Georg Graber, Alte Gebräuche bei der Flachsernte in Kärnten und ihr religionsgeschichtlicher Hintergrund. (Zeitschrift für österr. Volkskunde. XVII. Jg., Wien 1911; S. 148, 198, vor allem 163).

tragen worden zu sein, von jenem Hunde der Tinneh, der der schönen Frau, die unter ihren Beeren gewellt hatte, zu ihrer Wohnstätte folgte, sich in einen schönen jungen Mann wandelte und in dieser Gestalt mit ihr den ersten Menschen zeugte⁵⁵⁾.

Manches von dem, was einmal heilig gewesen, ist im Zeitalter des Barocks noch erhalten. Der Abdecker des 17. Jahrhunderts ist mit höherem Wissen begabt, er versteht geheime Dinge, ist im Besitz metaphysischer Wahrheiten, er wird als zauberkundig angesehen, zum Heiler. Der Abdecker tut den Badern in ihrem Gewerbe Eintrag. Der Salzburger Hofrat beschäftigt sich in seiner Sitzung vom 21. August 1739 auch mit der Beschwerde der Bader der Stadt Salzburg gegen den Abdecker: Es sollen „dem S(alva) V(enia) Abdeckher in d(er) fischa sein unbefuegtes frötten abgestölt“ werden, damit ihren befugten Genossen kein Eintrag in ihrer Profession und Gerechtsame geschehe⁵⁶⁾. Der Abdecker verfertigte heilende Salben, er wurde als Arzt aufgesucht⁵⁷⁾: „Wollen keine Hilfsmittel helfen, dann wendet man sich zuerst an den Wasenmeister“⁵⁸⁾. Das zeigt, daß er über die irdische Kunst der Ärzte hinaus Mittel und Wege weiß, zu heilen und zu helfen. Die Gestalt des Abdeckers reicht im 17. Jahrhundert urkundlich bezeugt in den magischen Kreis des Heilenden und Quacksalbers. Das geht ihm auch vom Henker zu, der ebenso Heilsperson ist, als solcher in gewissem Rufe steht. Der wandernde Arzt, bei dem der spätere Schauspieler und Schriftsteller Johann Christian Brandes (1735—1799) in seiner Jugend arbeitet, ist ein entlaufener Schinderknecht aus Graudenz; macht sich seine Medizinen selber, aus allerlei Erdarten, die er fein zerreibt, Kamillen, Ehrenpreis, Wermut und anderen Kräutern; er hätte Scharfrichter werden können, zieht es aber vor, als Quacksalber zu wandern⁵⁹⁾. Er übt also seine Heilkunde als Beruf aus, das wird nicht vereinzelt gewesen sein. Dieser Ruf als Heilsperson schreibt dem Abdecker-Henker auch übernatürliche Kräfte zu. Um den Abdecker-Henker webt jenes gewisse Zwielicht, das dem Chthonisch-Dämonischen eigen, die Bereiche des Tödlichen wie des Heilens gleichermaßen, noch stärker als um den Arzt, der Abdecker-Henker befördert zum Tode und er ist heilbegabt, oft die letzte Hoffnung der Bangenden und letzte Zuflucht, und ihn umso unheimlicher erscheinen läßt. Er kennt

⁵⁵⁾ Leicht, Indianische Kunst, S. 86.

⁵⁶⁾ Hofratsprotokoll vom 21. Aug. 1739, f. 986.

⁵⁷⁾ Grimm, Wörterbuch, XIII, 2268, bringt Beispiel von 1702.

⁵⁸⁾ Ebenda.

⁵⁹⁾ Johann Christian Brandes, Meine Lebensgeschichte. 3 Bände. Berlin 1799, 1800. 1. Band, 2. Teil, Kap. 9, S. 95, 91.

allerlei Zaubermittel, besitzt Armensünderchmalz⁶⁰⁾, Menschenfett, Asche aus menschlichem Gebein. Am 17. April 1675 beschließt der fürsterzbischöfliche Hofrat zu Salzburg⁶¹⁾, daß „gehörigen orten eidliche Nachfrage begehrt“ werden solle über die Aussage des wegen Diebstahls inhaftierten Paul Kaltenpacher: Der Abdeckerssohn Jakob Koller, der „Zaubererjackl“, solle einem Mann, dessen Namen und Gut Kaltenpacher aber nicht nennen könne, bei dem Markt zu St. Wolfgang gegen den See „zu desto besserer Scheibenschießung, auch einem anderen dort herum wohnenden Bauern zu wohlfeilem Einkauf der Roß unzuläßliche Sachen“ gegeben haben; „nit weniger“ solle der „angegebene Jäger im Nunthall N: Zauner, so von vorgemeldeten Jacob einige Stück Gebeiner und anders, von einer hingerichteten Malefizperson zur Aufbewahrung einbekommen haben solle, derentwegen befragt“ werden (es handelt sich, wie sich ergibt, um Wolf Prachtl, „Pirwäxsler im Nunthall ins gemain Zanner genannt“⁶²⁾). M. Hans Maidl, 38 Jahre alt, Abdecker in der Taugl, sagte am 2. April 1675 im Salzburger Hexenprozeß aus: Vergangenen Herbst habe das Dienstdirndl des großen Brunnenmachers zu Hallein zu ihm um eine Salbe geschickt, weil sie an den Füßen ganz „erkruppen wollte“. Diese Salbe habe er ihr ausgefolgt und ihr auch sonst noch andere Sachen gegeben. Er habe von ihr vernommen, daß sie vergangenen Herbst, etliche Wochen vor Weihnachten, als sie in Geschäften ihres Herrn ausgegangen war, auf dem Felde der Thannerin am Gries in der Nähe des Bades niederfahren und zu Boden habe sinken müssen. Er müsse vermuten, daß dies eine gelegte zauberische Sache gewesen sei. Durch Anwendung seiner Mittel sei aber das Dirndl wiederum besser geworden⁶³⁾. „Fürs andere so seye auch in der wegen obberührten Mosers⁶⁴⁾ eingeholten erfahrung Vndter andern Vorkhombene waßgestalten der Abtekher Zu Wagrain Jüngst Verwichene Zeit mit siedung gewisser lungl Vnd leber Von einem khranken Vich Zu Mautterndorff aberglaubische sachen gespillet, vmb dardurch Zumachen, daß der ienige, so daß Vich khrankh gemacht, sich personlich stöllen müessen, dahero dann ermelter abtekher Zu Wagrain, Von wembe er solche khunst erlehret,

⁶⁰⁾ Vgl. etwa auch Shakespeare, „Macbeth“, 4. Akt, 1. Szene, Vers 65 f.

⁶¹⁾ Hofratsprotokoll vom 17. April 1675, f. 327.

⁶²⁾ Vgl. Hofratsprotokoll vom 24. April 1675, f. 337.

⁶³⁾ Eduard Baumgartner, *Der Zaubererjackl*. (Die Anfänge des großen Salzburger Zauberprozesses nach den Akten des Pfliegergerichtes Golling dargestellt). Salzburg 1930; S. 24.

⁶⁴⁾ Adam Moser, Abdecker zu Mauterndorf; siehe Seite 88.

Vnd wie oft practicirt, insonderheit aber was er etwo für worth darzue gesprochen? güett: doch ernstlich Zuröd gestöllet, Vnd inmittls alß ein Verdechtiger gsöll in guetter Verwahr enthalten werden möchte“⁶⁵⁾.

Der Abdecker zu Wagrain, er heißt Hanns Hamberger, hat also, nicht lange vor dem 14. Februar 1681, zu Mauterndorf im salzburgischen Lungau „aberglaubische sachen gespillet“. Vieh ist erkrankt, die Leute oder der Abdecker von Mauterndorf sind der Ansicht, daß dies nicht auf natürliche Weise geschehen sein konnte, sondern Zauberwerk sei, daß das Vieh behext worden. Der Abdecker von Mauterndorf solle „außgeben“ haben, der Abdecker zu Wagrain habe „Verwichene Zeit es dem Vieh daselbstn gethan, das es khrankt worden“⁶⁶⁾. Der Abdecker von Wagrain setzt sich zur Wehr. Auch er ist der Meinung, dem Vieh sei durch Zauber geschadet worden, aber nicht er habe solches gewirkt, sondern ein anderer. Und er fühlt sich mächtig, den Urheber dieses Schadenzaubers auf gleiche zauberische Weise zu zwingen, sich „personlich stöllen“ zu müssen. Er übt einen Anlock- oder Bannzauber, er bestrickt den Übeltäter, an einen bestimmten Ort zu gehen, den seiner Untat. Dazu gebraucht der Abdecker Lungen und Leberzauber. Er siedet (eine) „gewisse“ Lunge und Leber, „lungl Vnd Leber Von dem krankhen Vieh“⁶⁷⁾. Es ist eine „Verdechtige Siedung“⁶⁸⁾. Der Abdecker von Wagrain siedet also auf eine zauberische Weise und, vielleicht, murmelt er dazu einen Zauberspruch, bannende Worte. Ja, er hatte möglicherweise überhaupt erst aus Beschau von Lunge und Leber des befallenen Tieres auf die Verhexung geschlossen: Ihm war doch von Amts wegen die veterinärpolizeiliche Aufgabe übertragen, das „umgestandene“ Vieh zu obduzieren, die Krankheitsursache zu ergründen. Er hätte aus Lunge und Leber, letztere für frühere Jahrhunderte der Sitz der Lebenskraft, erkannt, daß das Tier verzaubert worden. Das würde (für Salzburg) erweisen, daß Viehbehexung in Lunge und Leber zu erkennen sei; daß dort, wo er gewirkt, im Wesen, das er geschädigt, der Zauber, mithin auch der Urheber der Zauberei zu fassen wäre. Aber die Leber dient allgemein zum Zaubern und Hexen, das ist hergebracht. Denn sie ist ein besonderes Organ, Sitz der Empfindungen wie der Gedanken: Der Leber der Opfertiere kam im babylonischen Kult großer Wert zu; es wurde der Wille der Götter, Zukunft und

⁶⁵⁾ Hofratsprotokoll vom 14. Feb. 1681, f. 133.

⁶⁶⁾ Hofratsprotokoll vom 2. Dez. 1680, f. 868; vgl. ebenda vom 30. Dez. 1680, f. 956.

⁶⁷⁾ Hofratsprotokoll vom 14. März 1681, f. 209.

⁶⁸⁾ Ebenda.

Verborgenes erforscht; die Leberschau war in Assyrien und Babylon vollkommen ausgebildet und ist von hier aus wohl zu den Etruskern, Griechen und Römern gewandert⁶⁹⁾. Im 3. nachchristlichen Jahrhundert wird in der Leber noch der „Dreifuß der Mantik“ gesehen⁷⁰⁾, und Shakespeare noch zählt die menschliche Lunge zu den Zutaten des Hexenkesselgebräus, mit dem mächtige, zukunftsweisende Geister herbeigerufen werden⁷¹⁾. Es handelt sich jedoch hier, in Mauterndorf, wohl kaum um Leberschau (im Sinne eines Auspiciums), sondern die Leber wird als Anlockzauber gebraucht, sie diene ja auch dem Anlocken von Gespenstern⁷²⁾. Dazu haben wir anderwärts einen Beleg, und auch hier ergibt sich das Sieden (eines Teils des bezauberten Wesens) und erscheint somit als Prinzip solchen Gegenzaubers. Ein „Flamänder“ gab folgendes Mittel zur Entzauberung. Er ließ den zu Entzaubernden die Nägel an Händen und Füßen schneiden und warf sie in einen Topf frischen Wassers. Am Abend setzte er diesen Topf ans Feuer, ehe er schlafen ging, und warf dann noch vier große Nadeln hinein. Als man ihn fragte, warum er dies täte, antwortete er, dies sei ein Mittel, die Zauberfrau zu treiben, daß sie komme. Wenn das Wasser anfangs zu sieden, müsse sie sich auf den Weg machen und die Nadeln stichelten sie gleich Sporen. Und so geschah es, das Zauberweib kam bald⁷³⁾. Auch das „Stechen“, das sich als anderes zugehöriges Prinzip des Herbeibannens erweist, mochte der Abdecker von Wagrain in Mauterndorf angewendet haben, er hat möglicherweise in die Lunge und Leber mit einer Nadel oder Gabel, einem Messer eingestochen. Denn, wenn ein Stück Vieh verhext ist, so stellt man die Schmelzpfanne auf und hackt bei verriegelten Türen mit der Grassichel in die Pfanne; die erste, die erscheint, ist die Hexe (so in der Wetterau)⁷⁴⁾. Beides, Sieden und Stechen, einer (magischen) Innerei des zauberhaft getöteten Tieres, begegnet uns auch in Tirol: „Wan ein Vich todt ligt, und man maint, es habe solches böse leuth gethan, kochn sie das Herz eines solchen todten Vich und zerstechn selbes mit gabln so lange, biß Zauberer oder die hex die stich in ihren leib empfindn, und gezwungen werden

⁶⁹⁾ Herbert Haag, Bibel-Lexikon, Einsiedeln-Zürich-Köln 1951; Sp. 1012 f.

⁷⁰⁾ Hanns Bächtold-Stäubli, Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Band V, Sp. 980.

⁷¹⁾ „Macbeth“. 4. Akt, 1. Szene, Vers 26.

⁷²⁾ Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, V, 982.

⁷³⁾ Friedrich Nork (Korn), Die Sitten und Gebräuche der Deutschen und ihrer Nachbarvölker. In: J. Scheible, Das Kloster, Band XII, Stuttgart 1849; S. 559 f.; zit. aus: Wolf, Niederländische Sagen, Nr. 293.

⁷⁴⁾ Grimm, Mythologie, II, 897.

zuerscheinen“⁷⁵⁾. Daß Lunge und Leber gemeinsam genannt werden, ist nicht auffällig, wir begegnen dem öfter, es scheint einen Häufungs-, Verstärkungszauber anzudeuten. Die Lunge konnte als bannendes Organ gebraucht worden sein, sie dient nur selten dem Abwehrzauber⁷⁶⁾. Obwohl der Salzburger Hofrat von „abergläubischen sachen“ spricht, ist er, wie sich in der Fragestellung am Schlusse ergibt, durchaus der Meinung, daß solch Zauber geübt wird und wirksam sein kann. Es wird gleichermaßen für möglich gehalten, daß der Abdecker nicht allein gesotten, sondern „etwa“ auch „worth darzue gesprochen“ habe. Man glaubt an die Macht des Wortes, die zauberverstärkende Wirkung desselben, im Munde des Abdeckers, an den Zauberspruch. Der Abdecker hat also die Macht, Zauber zu wirken und Zauber zu lösen, er ist im Besitze des Gegenzaubers. Das geht noch lange fort. (Noch hundert Jahre später, 1780, schreibt Pfarrer Wernspacher von Salzburghofen, daß sich allenthalben auf dem Lande abergläubische Leute befinden, die in allen Angelegenheiten Abdecker, „Freyleith“ aufsuchen und sehr auf sie vertrauen⁷⁷⁾. Das zieht sich sogar bis ins 19. Jahrhundert: 1801 hatte sich der abgetretene Wasenmeister zu Adelstätten, Anton Hamberger, wegen Quacksalberei vor dem Gericht Stauffeneck zu verantworten⁷⁸⁾. Die Hamberger sind natürlich alle miteinander verwandt, jener Hanns Hamberger, Hamperger, Hämperger, der 1680, 1681, Abdecker von Wagrain ist, jener Hanns Hämberger, Haimperger, 1681 Abdecker am Moos, Glanegger Gerichts, und dieser Anton Hamberger, 1801, gewester Wasenmeister zu Adelstätten, Gericht Stauffeneck. Dies bezeugt (neben anderen Beweisen), daß alle Abdecker an diesem (Zauber-) Wissen teilhaben, daß dieses von einer Generation zur anderen weitergegeben wird.) Der Salzburger Polizeidirektor Theodor Konrad Hartleben wettet in seiner „Deutschen Justiz- und Polizei-Fama“ (1801—1804), einem in Salzburg erscheinenden Amts- und Fachblatt für Polizei- und Gerichtsbeamte, gegen Salben aus der „Schinderkuchl“^{78a)} und weist auf deren Gefährlichkeit hin. Also zu Beginn des

⁷⁵⁾ Ludwig Fischer, *Alter Aberglaube aus Tirol*. Aus einer Handschrift des 18. Jahrhunderts. (Bayerische Hefte für Volkskunde. 1. Jahrgang. München 1914. Heft 4, S. 233, Nr. 65).

⁷⁶⁾ Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, V, 1456.

⁷⁷⁾ Alfons Gundel, *Unsere Heimat* (Beiblatt zur „Freilassingener Zeitung“). Geschichtliches von Freilassing-Salzburghofen. Freilassing 1929, S. 54.

⁷⁸⁾ Ebenda.

^{78a)} 1. Band, Col. 227 f. (Nr. 29, vom 8. 3. 1802); vgl. Col. 98, Nr. 11, vom 25. 1. 1804.

19. Jahrhunderts erzeugt der Schinder noch seine Mixturen, kauft mansie ihm noch ab. Um wieviel mehr traut man daher allgemein dem Abdecker im Bereiche des Magischen im Salzburg des 17. Jahrhunderts zu. Der schon erwähnte Adam Moser ⁷⁹⁾, Abdecker zu Mauterndorf, ist 1681 auch dem salzburgisch-fürsterzbischöflichen Hofrat deswegen „Zimblich Verdechtig“, weil „Vndter anderen Vorkhomben, daß er sich offters mit abziehung des Rokhs auf der Erden hin: Vnd wider Zuwelzen pflege“ ⁸⁰⁾. Das eröffnet wieder einen Einblick in das magische Denken der Zeit: Der Hofrat vermutet einen Zauber. Es deutet alles darauf hin: Der Abdecker „entblößt“ sich, er zieht seinen Rock aus, er bringt seinen Leib mit der Erde in nächste Berührung, er legt sich auf die Erde, er wälzt sich auf der Erde hin und her. Man scheint an kontagiöse Magie, an Berührungszauber, an die Möglichkeit einer magischen Erdkraft zu denken, vielleicht auch an Zauber fruchtbarkeitsmagischer Wirkung, solcher wird durch Wälzen geübt, an die Handlung einer agrarischen Mystik, es ist auch „Bewegungszauber“, die Verbindung mit tellurisch-chthonischen Mächten wird hergestellt (man hält Zauberer und Hexen von der Erde fern ⁸¹⁾).

Der Zaubererjackl, der einen der größten Hexenprozesse im Lande Salzburg auslöste, in dem zwischen 1677 und 1679 76 Todesurteile gefällt wurden, hieß, wie schon erwähnt, Jakob Koller und war der Sohn des Abdeckers in der Taugl. Daher führte er den Spitznamen „Schinderjackl“. Sein Vater, Kilian Tischler, war zu der Zeit, als der Prozeß anief, schon gestorben, im Oberösterreichischen, in der Gosau, begraben. Jackls Mutter, Barbara, nannte sich bald Tischler, nach ihrem Gatten, bald Koller, mit ihrem Mädchennamen. Die Abdeckerei hatte im Taugwald bestanden, zwischen Kuchl und Vigaun. Barbara Koller war nun 50 Jahre alt. Über ihren Sohn befragt, teilte sie mit, er sei 20 Jahre alt, halte sich die meiste Zeit zwischen Schellenberg und Salzburg auf und sei „dermalen grün bekleidet“. Das ist eigenartig, das deutet vielleicht sehr von ferne auf einen Vegetationsdämon, als den wir den Abdecker schon kennengelernt haben; der Teufel erscheint als grüner Jäger, in den Hexensagen als Grünrock, bei den Hexentänzen in grüner Tracht. Wir wissen, daß die Abdecker im Lande Salzburg manchen Bekleidungs Vorschriften unterworfen waren, zu dieser Zeit und noch im 18. Jahrhun-

⁷⁹⁾ Vgl. Seite 84.

⁸⁰⁾ Hofratsprotokoll vom 14. Feb. 1681, f. 132.

⁸¹⁾ Vgl. u. a. Zingerle, Sagen . . . aus Tirol, Nr. 577, 578, 579, 580, 581.

dert⁸²⁾. Sie tragen sich meist wie die „Handwerker“, wie die hochfürstlichen Bräuknechte wird 1739 in Salzburg von ihnen berichtet⁸³⁾, aber gern auch wie die Jäger. Die salzburgische hochfürstliche Obristjägermeisterei hat dem Landesherrn gemeldet, sich auch beswert, daß in den salzburgischen Gerichten manche Gerichtsdiener und Abdecker sich „unterstehen dürfen“, in ihrer Kleidung und auch sonst den Jägern gleich „aufzuziehen“. Daher ergeht am 19. August 1679 der fürsterzbischöfliche Befehl, daß „ersagtem gsünd“ solcher Aufzug, im besonderen die Hirschfänger und Weidmesser, wie nicht weniger die Präxen, „welche mit rauchen Hirschpain geschalt“ sind, sofort „abgeschafft“ werden sollen⁸⁴⁾. Auch hier ein Verweis auf ein kultisches Nachleben: Insbesondere sei ihnen das Tragen der Präxen⁸⁵⁾ verboten, „welche mit rauchen Hirschpain geschalt“ sind. Es geht demnach um das besondere Abzeichen der Jäger, die Verwendung des Hirschhorns, den Schmuck, die Auszier mit demselben. Das führt uns ab in ein anderes Gebiet der Kulturanthropologie und des Zauberwesens: Ein „hirschschalenes“ Messer dient im 17. Jahrhundert der Zauberei, damit wird der Teufel herbeigerufen. Am 30. Juni 1739 wird von Fürsterzbischof Leopold Anton Eleutherius Freiherrn von Firmian (1727—1744) durch Mandat⁸⁶⁾ „bei Strafe“ verordnet, daß im ganzen Erzstifte Salzburg die Wasenmeister und Abdecker, ihre Angehörigen und ihr Gesinde, sich kenntlich zu machen haben, auf eine Weise kennbar, daß sie auffallen, vor allem von den Handwerkern auf den ersten Blick zu unterscheiden sind; wahrscheinlich auch, daß man ihnen bei Begegnung rechtzeitig ausweichen, Abstand halten kann: In Tirol darf man niemals eine Person nahe an sich

⁸²⁾ Hofratsprotokoll vom 30. Juni 1739, f. 714 f.; Salzburger fürsterzbischöfliche Verordnung vom 30. 6. 1739. In: Salzburger Hofrats-Katenichl, Band 1737—1740, f. 195; Landesarchiv Salzburg. Vgl. Friedrich Johann F i s c h e r, Zur Bedeutung der Farbe rot in der Kleidung. (Österr. Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie, Band XV (Gesamtserie Band 64), Wien 1961, Heft 1).

⁸³⁾ Ebenda.

⁸⁴⁾ In: Jurisdictionalbüch. Von A(nno) 1539 Biß inclusive A(nno) 1673. Handschrift, deutsch, Landesarchiv Salzburg.

⁸⁵⁾ S c h m e l l e r - F r o m m a n n, I, 344: „Die Brächsen (Bräcksen), eine Art säbelähnlicher Hippe“; „Praxen, Handhacke“; „Prexen, ein Schwert“; „Waidbrächsen, Hirschfänger (?)“; auch „Brexen“; sie gehört also zu den Schneidwaffen, wird, ebenda zitiert, 1616 unter die scharfen Waffen wie Schwert, Degen, Dolch und Messer gezählt.

⁸⁶⁾ Hofratsprotokoll vom 30. Juni 1739, f. 714 f.; Salzburger Hofrats-Katenichl, Band 1737—1740, f. 195.

herankommen lassen, die im Rufe steht, eine Hexe zu sein⁸⁷⁾. Der Abdecker und seine Familie, sein Gesinde, vermögen also anscheinend durch ihre bloße Existenz Schaden zuzufügen, durch die zufällige Begegnung: Es webt um sie das Tabu des magisch-gewaltigen Menschen, des Medizinmannes. Das ganze Jahr hindurch haben sie auf ihren Kopfbedeckungen ein Zeichen zu tragen. Dies ist ein Band, von roter Farbe. Im Sommer haben sie ihre Hüte damit einzufassen, im Winter es auf ihren Pelz- oder Winterhauben anzubringen, entweder mit einer aufgehefteten Masche oder ein Ende lang, glatt herabhängen zu lassen. Ausgerechnet ein Band müssen sie tragen, dazu die Maschenform. Vier Kriterien sind hier festzuhalten, sie erweisen magisch-kultischen Wert: Die Farbe rot; die Kopfbedeckung; beider Verbindung zueinander; der „Binde“-Charakter (als Band oder Masche). Für diese Magie der Farbe rot bietet uns Salzburg noch einen anderen Beleg: Die Salzburger Landmetzger hatten in der fürsterzbischöflichen Zeit, gegen eine kleine Abgabe, die Erlaubnis, an den zwei Wochenmarkttagen (Dienstag und Samstag) mit Fleisch und lebendem Vieh in die Residenzstadt zu fahren. Das Fleisch, das sie in die Stadt hereinbrachten, wurde in der sogenannten „Roten Hütte“ untersucht, ihr lebendes Vieh darin geschlagen und ausgeschrottet. Diese Hütte stand vor dem Stadttor der Linksstadt, da der Verkaufplatz der Gäumetzger vor dem Stadttor liegen mußte, dort, wo früher der Lamberggarten gewesen, der später Gries- oder Fleischbankplatz, dann Fleischplatz genannt wurde, heute ist es der Ferdinand Hanusch-Platz, mitten in der Stadt^{87a)}. Die Vorschrift der Lage ist bemerkenswert, auffällig jedoch der Anstrich: Die Bezeichnung „Rotte Hütte“ oder „Rote Bank“ rührt von der Farbe dieses Anstrichs her. „Diese auffallende Färbung sollte die auch „Rote Bank“ genannte Hütte von den übrigen Fleischbänken unterscheiden“, sie war rot gestrichen, „um sie von den Stadtmetzgerbänken zu unterscheiden“⁸⁸⁾. Diese Erklärung scheint falsch zu sein, denn wer hätte sich irren sollen, in der damals

⁸⁷⁾ S. Seligmann, Der böse Blick und Verwandtes. 2. Band. Berlin 1910; S. 288; bezüglich des Jakob Koller, Abdeckerssohn, ergeht ein eigenes Generale des Salzburger Landesherrn, am 3. Feb. 1678 (Landesarchiv Salzburg): Dessen „handtvestmachung“ solle „niemand an seinem Ehren, oder Handwerch schädlich sein“.

^{87a)} Vgl. L(orenz) Hübner, Beschreibung der hochfürstlich-erbischoflichen Haupt- und Residenzstadt. 2 Bde. Salzburg 1792/93; II, 432.

⁸⁸⁾ H. Wickingen, Die rote Hütte oder rote Bank im erzbischoflichen Salzburg. In: Wiener tierärztliche Monatsschrift, Jahrgang 48 (1961), Heft 6.

kleinen Stadt, die Kunden oder gar die Metzger selber? Die rote Farbe hat hier apotropäische Bedeutung. Diese apotropäische Farbe ist in Salzburg bis 1803 zu sehen, in diesem Jahre wird die „Rote Hütte“ abgebrochen. Die Verbindung der Farbe rot und des Hauptes fällt uns schon in der Altsteinzeit auf: Bei der Bestattung wird bevorzugt der Schädel mit Rötel gefärbt⁸⁹⁾. Das Band muß angenäht werden, was einen Binde-Charakter in sich schließt; es selber stellt den Binde-Charakter dar: Bei den Cabirien empfangen die Eingeweihten ein purpurrotes Band, welches sie immer als Schutz gegen alle Gefahren tragen mußten, Ulysses wird durch ein solches wunderbar errettet, in Deutschland, der Schweiz und Ungarn trugen die Kinder gegen den bösen Blick ein rotes Band um den Hals, auch die Zigeunerkinder, bei den Siebenbürger Sachsen nähte man den Kindern ein rotes Bändchen an das Häubchen mitten über der Stirn, in Böhmen band man ihnen etwas Rotes um den Hals, im Erzgebirge, in der Steiermark waren rote Bänder Schutzmittel für Kinder, in ganz Deutschland schlang man dem Vieh ein rotes Band um den Hals, in Siebenbürgen befestigte man an jedem Zaum und Halfter der Pferde ein Stück roten Stoffes; in Baden und Westfalen mußte die Braut ein Band von roter Seide in ihrem Haar tragen⁹⁰⁾, bei den Schönhängstlern legten im 18. Jahrhundert verheiratete Frauen um den Haarbüschel einen aus Stroh geflochtenen und mit roter Leinwand überzogenen Kranz, welchem sie in Kindbetten und wenn sie in Gesellschaft gingen viele Kraft wider den Teufel und Zaubereien zuschrieben⁹¹⁾. Auf den Aleuten setzen die jungen Mädchen zur Zeit ihrer Periode Hüte mit breiten Bändern auf, damit sie den Himmel nicht mit ihren Blicken beschmutzen⁹²⁾. Das rote Band dient also eindeutig magischem Zwecke. Bei der Masche wird der Bindezauber deutlich betont, auch ist sie „aufzuheften“. Daher kann die magische Einsicht (der Salzburger) im Zeitalter des Barocks noch nicht ganz verloren gewesen sein und sie bezieht sich auf den Abdecker. Man kann mutmaßen, daß ein Bewußtsein von solchen Zusammenhängen 1739 noch bestanden habe, von der Magie des Bandes, des „Bindens“ und „Anbindens“, von der Verquickung der

⁸⁹⁾ Vgl. u. a. Joachim von Trauwitz-Hellwig, Urmensch und Totenglaube. München (1929); S. 83.

⁹⁰⁾ Seligmann, Böser Blick, II, 248 ff.

⁹¹⁾ U. a. in: „Die Schönhängstler“ (Eine ethnographische Studie aus Jurendes „Wanderer“ für das Jahr 1813). (Den „Mitteilungen zur Volkskunde des Schönhengster Landes“, 2. Jgg., 1906, entnommen). In: Schönhengster Heimat. Mitteilungsblatt des Schönhengster Heimatbundes E. V., April 1959, Nr. 88.

⁹²⁾ Seligmann, Böser Blick, II, 286.

Farbe rot mit dem Kopf und dem Bindungszauber und von beiden mit dem Abdecker.

Der Abdeckerssohn Jakob Koller, der „Schinderjackl“, vermag sich den Ruf eines Zauberer zu erwerben, er zieht junge Burschen an sich, Halbwüchsige, Verwahrloste, Kinder der Straße, unster Wandernde, Verfolgte, Asoziale, und bildet sich aus diesen wilden, verwegenen Gesellen eine Gefolgschaft. Die Aufnahme in diese geschieht durch eine Blutzeremonie, sie wird eine Blutgenossenschaft. Dieser „Schinderjackl“ wird der eigentliche Mittelpunkt der nun einsetzenden Hexenverfolgungen, er wird als das Haupt der ganzen Zaubererzunft betrachtet, sein Name taucht in den vielen Zaubereiprozessen des Landes Salzburg immer wieder auf, die älteren leiten sich unmittelbar vom Zaubererjackl-Verfahren her. Der Jackl ist der „verruchte“ Zaubererjackl, der „beschraite Zauberer Jäggl“⁹³⁾, der „schöllliche beswicht“⁹⁴⁾ — solche Epiklesis kommt auch dem Dr. Faust im Spießschen Faustbuch von 1637 zu. Jakob Koller wird nie gefangen, obwohl die Salzburger Gerichtsbehörden eifrig hinter ihm her sind. Man sagt ihm nach, er sei im Besitze der Kunst, sich jederzeit unsichtbar zu machen. Es werden ihm eine Reihe von zauberischen Fähigkeiten zugeschrieben, auch allerlei Zauberwerk, das seit Jahrhunderten Gemeingut der Magie ist, den großen Hexenmeistern, auch dem Faust, in die Schuhe geschoben wird: In den Prozessen sagt eine große Anzahl Leute aller Altersstufen, männlichen und weiblichen Geschlechts, aus, daß sie vom Zaubererjackl für den Teufel angeworben, diesem durch eine Feierlichkeit verbunden worden seien, mit Hilfe eines vom Zaubererjackl empfangenen Pulvers Menschen und Tiere krumm oder krank gemacht, Hagelwetter erzeugt, daß der Jackl „Mäusle“ aus einem Hut hervorgezaubert und sich zeitweilig in einen Hund verwandelt hatte. Alle gestanden auch, daß sie mit dem Jackl auf einem Brett, das dieser mit einer braunen Salbe „geschmiert“ hatte, in der Luft herumgefahren und in Weinkeller oder zu den Hexentänzen geflogen seien. Es handelt sich hier um echte magisch-religiöse Überlieferungen, und es scheint sehr wahrscheinlich, daß diese Orgien tatsächlich stattgefunden hatten, ganz nach ursprünglicher Art, geheime Zusammenkünfte mit orgiastischen Riten. Wir erinnern uns: In der zerynthischen Grotte zu Samothrake lag eine der berühmten Kultstätten der Hekate; dort fanden mit Hundeopfern verbundene Orgien und Weihen statt. Und wir lasen in Zingerles „Sagen aus Tirol“ von der „Hunds-

⁹³⁾ Hofratsprotokoll vom 27. Sept. 1677, f. 222 (u. a. m.).

⁹⁴⁾ Hofratsprotokoll vom 3. Sept. 1677, f. 159.

kapelle“: „Die Stelle, wo sich die Kranewitter Klamm am engsten zusammenzieht, heißt die Hundskapelle. Sie hat diesen Namen daher, weil die Heiden nach Einführung des Christenthums in dieser Schlucht heimlich ihren Göttern opferten“. Der Abdecker hängt, der „Hundschlager“, in Salzburg zumindest, mit dem (germanischen) Werwolfglauben, der Lykanthropie zusammen. Durch den Abdeckersohn Jakob Koller werden die Salzburger Hexenverfahren zeitweilig zu reinen Lykanthropie-Prozessen, den einzigen im Alpenlande: Der Zaubererjackl wie seine Gesellen haben es in der Gewalt, sich in Hunde oder Wölfe verwandeln zu können⁹⁵). Wir denken hier an die Zauberer mit dem Hunde- oder Wolfskopf, wie wir einen in der Zauberszene der Felszeichnung von Bessov-Noss, am Nordkap des Onega-Sees, Rußland, tanzen sehen⁹⁶), es sind, und das ist Jakob Koller auch, menschliche Zauberwandler. (Das weist auf den kultischen Jungmännerbund, wir kennen den indianischen „Bund der Hunde“⁹⁷), einen militärischen Verband, und die Pfadfinder, die die „wolf-cubs“, die „Wölflinge“, führen.) Hierher fügt sich: Am 11. März 1675 ordnet der Salzburger hochfürstliche Hofrat⁹⁸) an, daß die gefangene Barbara Koller, die Mutter des Zaubererjackls, wegen neuer Indizien, „absonderlich wegen eines verdächtigen Hundes, den sie bei sich (gehabt) habe, weiter am Ort der peinlichen Frage verhört werden solle“. Das ist ein urkundliches Zeugnis, daß man hier noch an die dämonische Natur des Hundes glaubt. Er ist ja Begleiter des Unholdes, der Teufel selbst, alle möglichen dämonischen

⁹⁵) Die bildliche Darstellung findet sich im Salzburger Lungau, auf Schloß Moosham. Richard B. Adam, München, ziert 1896 im 3. Stock das sogenannte „Sagenzimmer“ in großen Ölbildern mit den mit dem Schloß verbundenen Sagen, darunter den „Vier Wölfen“: Das sind die Spießgesellen des Jackl, die dieser auch gelehrt, sich bei Gefahr in einen Baumstrunk zu wandeln. Das belegt uns für Salzburg, die Salzburger Sage spricht davon, die Verbindung von Baum und (Wer-)Wolf, Wölfe werden zu Bäumen und gehen aus ihnen hervor. Die „Gebrüder Wölfe“ wandeln sich in Bäume (Baumstrünke): Kürsinger, Lungau, S. 170. Aber auch anderswo finden wir Belege dafür: Lothringische Hexenakten berichten, daß durch Ausrufen, Segnen und Werfen von Grashalmen wider einen Baum Wölfe hervorsprangen, die augenblicklich in die Herde fielen. Panzer, Bayerische Sagen und Bräuche, II, 442. (Damit wird ausgesagt, daß der Baum nicht nur Sitz eines guten, sondern auch eines feindseligen Prinzips ist, wie schon Mannhardt in „Wald- und Feldkulte“ erwiesen).

⁹⁶) Herbert Kühn, Die Felsbilder Europas. 2. Auflage. Stuttgart 1952; Tafel 103.

⁹⁷) Albert Bettex, Welten der Entdecker. München-Zürich 1960; S. 221.

⁹⁸) Hofratsprotokoll vom 11. März 1675, f. 206.

Wesen, Hexen, Zauberer, arme verwünschte Seelen, Gespenster wählen diese Gestalt. Aber nicht nur dem Zaubererjackl wird Lykanthropie zugeschrieben. „Adam Moser abtekhern zu Mautterndorff betr: ref.: H(err) Dr. Zillner recapitulirt, waßgestalten ermelter Moser, alß welcher insgemein beschraidt ist, daß er sich Zu einem Wolfen sollte machen khinden, so wohl wegen der in vberflüssiger menge bey ihme befundener heüt, alß auch durch die wid(er) ihme eingeholte Inquisition, . . . Zimblich Verdechtig seye . . . alß möchte vber disen Vmstandt bey sein Mosers Ehewüthin, Vnd domesticis respectiue Ernstlich Vnd Jurato Zu inquiriren, Im vbrigen aber ihne Moser, weillen Vermuetlich ein mehrers hinder ihm stekhen derffte, eheistens in alhiesiges ambthauß wollVerwarhter vberliefern Zulassen, anbefolchen werden⁹⁹⁾. Wenige Tage später ist „Adam Moser Abdekker zu Mautterndorf in hiesige Fronuest gefenklich überlifert“ worden¹⁰⁰⁾. Der Abdeckerssohn Jakob Koller lehrte seine Gefolgschaft, wie ein Mitglied derselben aussagt, auch das „Hundemachen“¹⁰¹⁾. So wird der „Schinderjackl“ zum reinen Zauberer, zum Erzzauberer, zum „Erz-Mago“, so nennt ihn Dr. Franz Rieders in seinem Bittgesuch für die Zaubererbuben an den Salzburger Landesherrn¹⁰²⁾. Ihm wird von seinen Anhängern ein riesiger mythisch-magischer Bereich zuerkannt, in dem er souverän herrscht, in das der gewöhnliche Sterbliche keinen Zugang hat, dessen Urheber daher nach der Meinung der Bevölkerung die irdische Behörde nie ergreifen kann und tatsächlich nie ergreift. Denn er vermag sich unsichtbar zu machen, er lehrt eines der höchsten Dinge, die Zauberer mitteilen können, den magischen Flug. Es ist eine „Auffahrt“ ekstatischer Art, sie wird hervorgerufen durch eine Salbe. So tut sich noch einmal, im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts, die ganze Welt der Hexen und Teufelsbeschwörungen auf, der alte Götter- und Mythenkult, von dem man gewähnt, er sei längst und endgültig

⁹⁹⁾ Hofratsprotokoll vom 14. Feb. 1681, f. 132 f.

¹⁰⁰⁾ Hofratsprotokoll vom 21. Feb. 1681, f. 137; laut Hofratsprotokoll vom 3. März 1681, f. 167, bittet Christina Moserin, Abdeckerin zu Mautterndorf, demütig um gnädige Entlassung ihres in allhiesigem Amtshaus „bösen Verdachts willen befänkhusten Ehewürths“. Im gleichen Jahr noch wird er in Freiheit gesetzt: „1681 (52) Der ob Punctum Lycanthropiae suspect wordene gefänglich angehaltene und in die Fronuest nach Salzburg gelieferte Christoph Moser s. h. Abdecker zu Mautterndorf ist, da sich nichts verificirt, gegen abstattung der Unkosten des Arrests entlassen worden“. Aus dem Archiv Moosham, Hofrats-Befehl, Ex offo. In: K ü r s i n g e r, Lungau, S. 145.

¹⁰¹⁾ Hofratsprotokoll vom 10. Jan. 1678, f. 15.

¹⁰²⁾ G u n d e l, Unsere Heimat, S. 80.

versunken. Es handelt sich um echte magisch-religiöse Überlieferungen. So erweisen sich diese Salzburger Hexenprozesse als die letzte und endgültige Abrechnung des Christentums mit einer versunkenen Welt, die, in ihrer Entstellung, ein zähes Weiterleben erweist: Rund um die Gestalt eines ihrer einstigen zahlreichen Diener, nun zum Abdecker geworden, mit seiner magischen Heilkunst und seiner Quacksalberei. Er geht in die Salzburger Sagen-
geschichte ein, wird dort mit seiner alten Welt wieder vereint und lebt in ihr und mit ihr darin heute noch weiter.

„Post sex“

Zu einem Bild der Wolfgangslegende in Niederösterreich

(Mit 1 Abbildung)

Von Leopold Schmidt

In der Festschrift für Gustav Gugitz machte 1954 Franz Lipp auf den von ihm für das Oberösterreichische Landesmuseum erworbenen „Wolfgangkasten“ aufmerksam¹⁾. Dieser volkskünstlerisch ganz köstlich ausgestaltete Tragkasten zeigt auf der Innenseite der Flügel links den heiligmäßigen Bischof über seinem Gnadenort. Die Tafel spielt, wie Lipp ausführt, auch noch auf zwei weitere Züge der Legende an, nämlich auf den Flug des Kirchleins, das mit dem Heiligen zog, als er nach Regensburg zurückkehrte, und auf den geprellten Teufel, der sich mit dem ihm anstelle eines Pilgers übergebenen Wolf in die Berge zurückziehen muß. Dann schreibt Lipp: „Rätselhaft ist die Inschrift auf einem Spruchband ‚Post SeX‘, den ein Engel über die Pilgerscharen hält.“

Der Hinweis, daß es sich bei den Bildern dieses Flügels um Züge aus der Legende handelt, die teilweise schon im Zusammenhang mit der Rückkehr des Heiligen nach Regensburg stehen, hätte darauf weiter hindeuten können, daß es sich auch bei dem „Post sex“ um eine derartige Legenden-Abbreviatur handeln könne. Dem ist auch in der Tat so. Alois M. Wolfram in Scheibbs hat bald nach Erscheinen der Festschrift darauf hingewiesen, daß diese Inschrift auf dem Spruchband auf die bekannte legendäre Prophezeiung des hl. Wolfgang zurückgehen müsse, die er gegenüber dem nachmaligen Kaiser Heinrich II. getan. Wolfram wies dabei dankenswerterweise auch darauf hin, daß diese Prophezeiung allein und für sich auf einem Bild über dem Pfarrhofeingang in Wieselburg an der Erlauf dargestellt sei²⁾.

Die Post sex-Legende wird im allgemeinen nach den mittelalterlichen Biographen Wolfgangs folgendermaßen geschildert: „Als der heilige Bischof ins bessere Leben eingegangen war, zog die Liebe oft den dankbaren Zögling (sc. Herzog Heinrich von Bayern) zum Grabe seines heiligen Lehrers. Einmal — es war im Jahre 1008 und Heinrich noch nicht Kaiser — träumte es ihm, er sei in der Kirche St. Emmeram und knie am Grabe Wolfgangs im Gebete. Plötzlich schien ihm der Heilige an seiner Seite zu stehen und zu reden: ‚Sieh‘ genau auf die Schrift an der Mauer neben meinem Grabe!‘ Er schaute auf und las nur die zwei Worte: Post sex — nach sechs. Als Heinrich erwachte, konnte

¹⁾ Franz Lipp, Der „Wolfgangkasten“. Ein neuentdecktes Figurentheater der Legende vom hl. Wolfgang (Kultur und Volk. Beiträge zur Volkskunde aus Österreich, Bayern und der Schweiz. Festschrift für Gustav Gugitz, = Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. V, Wien 1954, S. 238).

²⁾ Brief von Alois M. Wolfram, Scheibbs, 1955.

er diese beiden Worte nicht mehr los werden. Er deutete zuerst den Sinn derselben dahin, daß er nach sechs Tagen sterben werde, und gab viele Almosen. Als aber die sechs Tage vorübergingen und er keine körperlichen Beschwerden fühlte, dachte er, es werden wohl sechs Monate gemeint sein, und verlebte dieselben in banger Furcht. Aber auch diese Zeit verfloß, ohne daß er krank geworden wäre. Nun glaubte er fest, daß er nach sechs Jahren vor Gottes Gericht gefordert werde und heiligte die ganze Zeit durch Vorbereitung auf einen guten Tod. Die sechs Jahre vergingen, das siebente brach an und — brachte ihm die Kaiserwürde. Jetzt wußte er, was jene Erscheinung zu bedeuten hatte und dankte Gott und dem hl. Wolfgang, daß er ihm diese Ehre hatte offenbaren wollen.“³⁾

Versifizierte Fassungen der Legende im Mittelalter zogen die geschilderten Befürchtungen des Herzogs und späteren Kaisers gern in einige markante Zeilen zusammen. So lautet die Fassung des 14. Jahrhunderts in lateinischen Hexametern:

„Post sex“ obscurum, dum vidit, se moriturum
 Esse dies „post sex“, Henricus pertimuit rex;
 Mensibus hinc senis, sex annis denique plenis
 Vitae timescenti, mox prima luce sequenti
 Illa corona datur, qua Caesar iure vocatur.

(Als die dunkle Zahl 6 Henricus der König erblickte,
 Fürchtete er, nur noch 6 der Tage dürfte er leben;
 Demnächst hielt er die Monate 6, noch später 6 Jahre
 Für die bezeichnete Frist, bis am ersten nachfolgenden Tage
 Er die Krone empfing, die Kaiserrechte ihm eintrug.)⁴⁾

Die dunkle Prophezeiung zog also die Wiederholer und Neugestalter der Wolfganglegende immer wieder an. Nicht zuletzt fühlten sich die Nachdichter der Lebensgeschichte des kaiserlichen Heiligenpaares Heinrich und Kunigunde davon stark berührt. Das erweist sich bei dem „Lied von S. Heinrich und S. Kunigunde“ des Johann Degen von 1626. Josef Dünninger hat vor kurzem dieses umfangreiche, nicht weniger als einhundert Strophen umfassende Legendenlied des frühen 17. Jahrhunderts veröffentlicht⁵⁾. Diese „Heinrichs-Ballade“, wie Dünninger sie nennt, gehört zur Gattung der geistlichen „Rufe“ und bedient sich auch deren Form. Die Gestaltung durch den fränkischen Kaplan Johann Degen hängt wohl mit der Erneuerung des katholischen Kirchenliedes in der Gegenreformation zusammen. In Österreich ist dieser liedgeschichtlich wichtige Abschnitt durch den auch aus Franken stammenden Schulmeister Nikolaus Beuttner besonders bekannt geworden⁶⁾.

³⁾ Otto Häfner, Der heilige Wolfgang. Ein Stern des 10. Jahrhunderts. Rottenburg a. N. 1930. S. 168 f.

⁴⁾ J. B. Mehler, Der Heilige Wolfgang, Bischof von Regensburg. Historische Festschrift zum neunhundertjährigen Gedächtnisse seines Todes. Regensburg 1894. S. 196.

⁵⁾ Josef Dünninger, Das Lied von S. Heinrich und S. Kunigunde des Johann Degen von 1626 (Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. XI, Bonn 1960, S. 152 ff.).

⁶⁾ Leopold Schmidt, Geschichte der österreichischen Volkskunde. Wien 1951. S. 27.

Karl Treutwein, Von Abtswind bis Zeilitzheim. Ein Taschenbuch der Denkmäler und Überlieferungen im Landkreis Gerolzhofen. Zusammengestellt und bearbeitet. Gerolzhofen 1959. S. 83.

Degens umfangreiches Legendenlied nun bringt bald nach seinem Eingang die „Post-sex“-Legende. Es wird nach dem formelhaften Anfang „Wir wollen singen / und heben an“ kurz von der Jugend Heinrichs berichtet. Bischof Wolfgang, der „heilig Mann“ wird als sein Lehrer vorgestellt. Nach der Erziehung in Hildesheim wird nun unsere Legende in vier Strophen behandelt:

4. Der Heilig Wolffgang ließ jhn nicht /
Es kam jhm vor in eim gesicht /
Wie er wär bey S. Emeran /
Vnd gieng zu seinem Grab hinan /
5. S. Wolffgang sprach / seh an die wand /
Er sah sich vmb geschriben fandt /
Nach Sechs: vnd sonst kein Buchstab mehr /
Die Wort nam er zu hertzen sehr.
6. Er dacht nach sechs stundt ist bereit /
Daß ich von diser Welt abscheid:
Gab Allmosen / vnd thet viel guts /
Der Kirchen vnd gemeinem Nutz.
7. Als nun die Zeit verflossen war /
Sechs stundt / sechs Monat / vnd sechs jahr /
Ist er von Churfürsten wolgeborn /
Zum Römischen Keyser außerkorn.

Die Legende gehörte also zum festen Bestand aller Erzählungen um Wolfgang und Heinrich II.

Es nimmt unter diesen Umständen nicht wunder, daß sich die Legende, die an sich ja nur zwei Worte auf einer Mauer aufleuchten läßt und somit wenig Bildkräftiges bietet, dennoch auch von der legendennahen bildenden Kunst aufgegriffen wurde. Hierher gehört also das Bild über dem Pfarrhofeingang in Wieselburg⁷⁾. Das sicherlich mehrmals übermalte querformatige Bild ist eine richtige barocke Legendendarstellung: Im angedeuteten Kircheninneren von St. Emmeram erscheint der Heilige im Gewölk über seiner Tumba. Der Herzog kniet rechts, er faßt sich voll ehrfürchtigen Erstaunens über die Vision an die Brust. Engelsköpfe umschweben den Heiligen, ein Englein ganz links trägt das Beil, das „Wolfgangihackel“, damit über die Identität des dargestellten Heiligen kein Zweifel herrschen kann. Der Heilige präsentiert dem Herzog die berühmten Worte diesmal in deutscher Fassung „nach sechs“. Der Herzog kann ihren Sinn noch nicht enträtseln; für den Beschauer wird immerhin seine hohe Würde schon kräftig betont, denn links neben der Tumba lehnt der bairische Rautenschild, und davor liegen Schwert und Szepter gekreuzt, darauf der Herzogshut. Das Bild ist der kunsttopographischen Aufnahme bisher anscheinend entgangen. Auch in der Neuauflage des Dehio-Donin von Niederösterreich findet es sich nicht erwähnt⁸⁾.

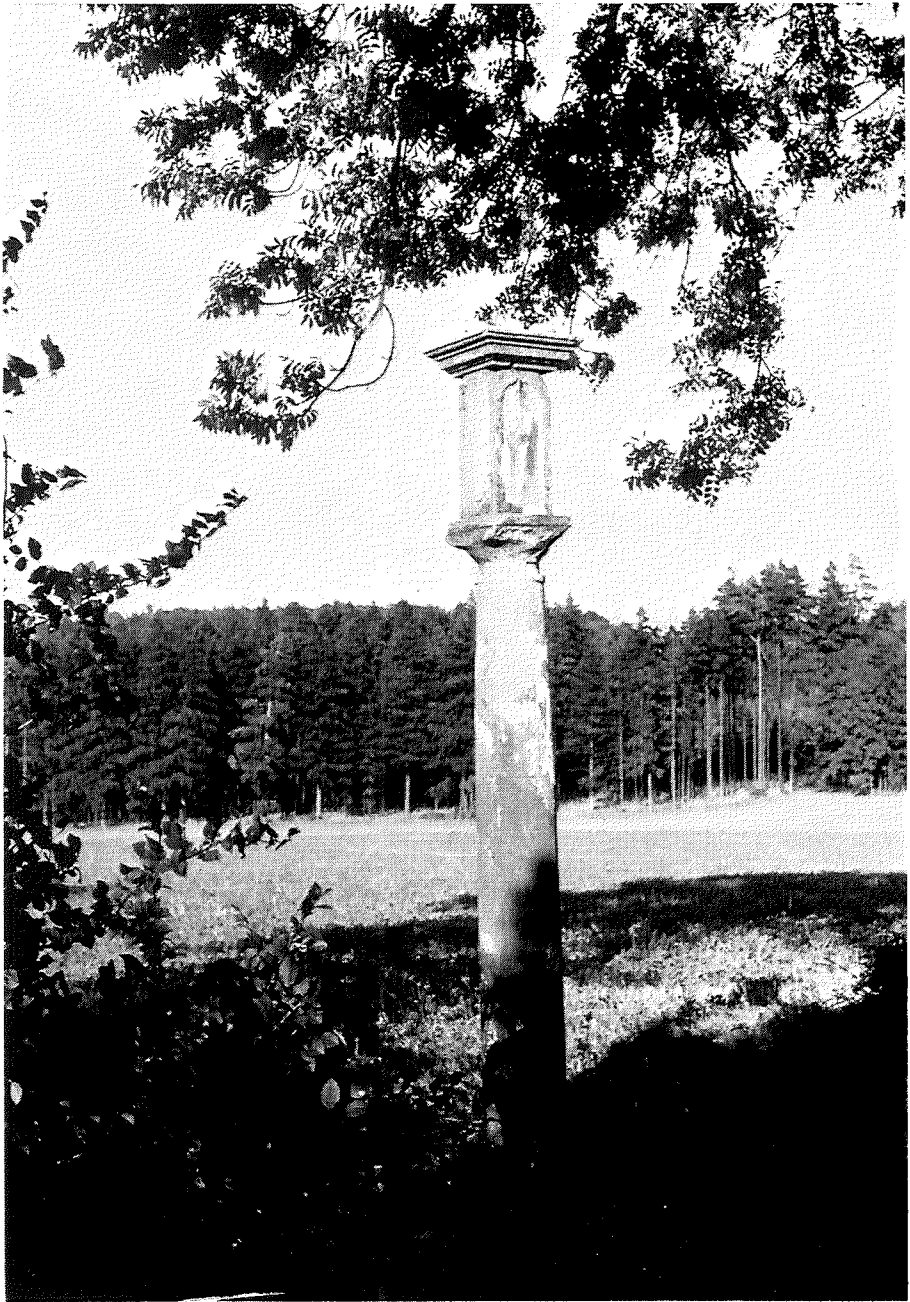
7) Unser Mitglied Frl. Eleonore Dufek in Wieselburg hat freundlicherweise die vorzügliche Aufnahme des verwitterten und übermalten Bildes besorgt.

8) Dehio-Handbuch der Kunstdenkmäler Österreichs. Bd. Niederösterreich. Neubearbeitet von Richard Kurt Donin. 3. Aufl. Wien 1953. S. 384.

zu Schmidt, „Post sex“



Bild der Wolfgangslgende über dem Pfarrhofeingang zu Wieselburg an der Erlauf.



Das Tauschen-Kreuz nächst Kolla-Priel bei Melk.

Die Anbringung in Wieselburg ist aber jedenfalls durchaus begründet. Der Ort ist eine direkte Gründung des hl. Wolfgang. Als Kaiser Otto II. sich 979 in Thüringen befand, erschien der Bischof von Regensburg vor ihm und meldete, an der Erlaf befinde sich der alte Ort Steinachiricha, der viele Jahre hindurch verlassen gewesen, von ihm aber mit bairischen Neusiedlern wiederbevölkert worden sei. Um diese Siedlung zu decken, erbat sich Wolfgang die Erlaubnis zur Erbauung einer Burg zwischen der kleinen und der großen Erlaf, in der Zwiesel, daher eben „Zwisila“ genannt. Der Kaiser schenkte dem Bischof, bzw. Regensburg das Gebiet, erlaubte ihm den Bau der Burg und gab auch den Auftrag zur Rodung des weiteren Umlandes. Die Regensburger haben in Zwisila, später eben Wieselburg genannt, gut gewirtschaftet⁹⁾. Die von Wolfgang gegründete Kirche hielt das Gedächtnis an den geistigen und materiellen Gründer also ganz berechtigtermaßen fest. Dadurch aber ist auch die „Post sex“-Legende hier gerade besonders lebendig geblieben.

⁹⁾ Otto Häfner, wie Anmerkung 3, S. 120 f.

Das Tauschen-Kreuz nächst Kolla-Priel bei Melk

(Mit 1 Abbildung)

Von Franz Hutter

Der Volksmund bezeichnet mit „Tauschenkreuz“ einen steinernen Tabernakelpfeiler am nördlichen Waldrand des Hiesberges bei der Kreuzung des Fletzerweges (Römerstraße) mit dem Fußsteig zum sogenannten Marmorbruch südlich von Kolla-Priel nächst Melk ¹⁾.

Die ungemein schlanke und ansprechende Säule ist nur den Bewohnern der näheren Umgebung und Dörfer bekannt. Sie steht auf dem Grundstück des Landwirtes Josef Wieder, Kolla Priel, dessen Familie sorgend und schützend ihre Hand über das Denkmal hält. Auf gut behauenen Granitplatten steht eine 1,80 m hohe runde Säule, welche von einem Tabernakel gekrönt ist, dem allerdings das eiserne Abschlußkreuz fehlt. Der Tabernakelpfeiler ist recht gut erhalten, wohl stark bemost und wurde von der Roten Armee 1945 durch das Aufpinseln eines roten, weißgerahmten Pfeils als Wegweiser verwendet. Die beiden Bilder, von der Familie Wieder 1950 eingesetzt, stellen den hl. Josef mit Säge und Winkelmaß und die hl. Maria mit dem Jesukinde dar. Auf der Westseite befindet sich die tiefeingearbeitete Inschrift: HANS TAUSCH HAT TIS KREIZ SETZEN LASSEN 1670, während auf der Ostseite eingeritzt die Worte — RENOVIIERT 1928 WIEDER — zu lesen sind ²⁾.

Eine Entstehungssage ist wohl nicht bekannt, doch wird erzählt, daß ein Reiter beim Kreuz 1000 Gulden vergraben hätte, sich im Wald verirrt und erst wieder herausfand, als bereits die 1000 Gulden durch Währungswechsel entwertet waren.

Im Grundbuch Melk der Herrschaft Melk ist als Besitzer des Hauses Melk, Hauptplatz Nr. 2 ³⁾ der Gastgeber Hans und Anna Tausch mit der Orientierungsbezeichnung — ein Haus in der Zeil auf dem Bach — um Nutz und Gewähr geschrieben. Eine beschädigte Kehlheimerplatte an der Pfarrkirche zu Melk berichtet: + ALHIE LIGT BEGRABEN / FRAU ANNA DAVSCHIN / IHRES ALTERS 70. JAHR / IST GESTORBEN DEN 24. / JUNI 1687. GOTT GEBE IHR / VND ALLEN

¹⁾ Schnittpunkt a/Karte Blatt 56—Melk—1946— 1:50.000. Kreuzstöckel westl. „P“överding nach Kreuzstöckel südlich M. „H“. in Groß-Weichselbach und Kote 492 nach dem oberen Ende des Schluß-l in Kollaprie, l“.

²⁾ Ist bei Franz Hula, Die Bildstöcke, Lichtsäulen und Totenleuchten Österreichs, nicht erwähnt. Weder die Topographie von Niederösterreich, noch der Band Melk der Österreichischen Kunsttopographie erwähnen dieses Kreuz.

³⁾ Heute das Amtsgebäude der Sparkasse in Melk, vorher Gasthof „zum grünen Baum“, unter dem Straßenniveau fließt der Weierbach vorüber, daher „Zeil auf dem Bach“.

CHRISTGLAUBIGEN SELLEN DIE EBIGE RVEHE + In zweiter Ehe war Hans Tausch mit einer Lucia verehelicht.

Außer einer unrühmlichen Tat ist über Hans Tausch nichts mehr zu finden. Trotz Verbot des Abtes Gregor ist Hans Tausch vor den herannahenden Türken mit seinen besten Sachen aus dem Markt Melk geflohen. Tausch ist die einzige bedauerliche Ausnahme unter seinen Mitbürgern, die da, z. B. Khueberger, schriftlich erklärten „bei dem Kloster und Bürgerschaft, wie es sich eines ehrlichen Mannes gebührt zu leben und zu sterben“; auch der Melker Apotheker Münzenrieder schloß sich vorstehender Erklärung an, genau wissend, daß seine Flucht unabsehbare Folgen für seine Mitbürger im Falle einer Belagerung durch die Türken hätte! Oder Hans Führer — „begehrt nicht zu weichen, will hierfür seinen Lederer Knecht zur Klosterwacht stellen und mit Kost unterhalten“ —, dieser Hans Führer ist der Vater von Probst Mathias Führer, dem Bauherrn des Domes zu St. Pölten.

Hier möge noch erwähnt werden, daß beim Abbruch des Gasthauses „zum grünen Baum“, auf dem der Leutgeb Hans Tausch ehemals gesessen war, im Jahre 1895 unter der Kellerstiege vergraben rund 1000 Wiener Pfennige verschiedener Prägungen gefunden wurden und ist als Vergrabungszeit das ausgehende 13. Jahrhundert anzunehmen.

Sollte hier ein nicht mehr klar herzustellender Zusammenhang mit den angeblich vergrabenen 1000 Gulden bestehen?

Nachrichten aus dem Archiv der österreichischen Volkskunde

15. Ein volkskundlicher Dokumentationsversuch in Vorarlberg vor vierzig Jahren

Von Klaus Beitzl

Im Sommer des Jahres 1919 wurden in Vorarlberg im Auftrag des damaligen Staatsdenkmalamtes kunsttopographische Aufnahmen durchgeführt zur Vorbereitung der Vorarlberger Bände der Österreichischen Kunsttopographie. Über diese Arbeiten wurde seinerzeit in den „Mitteilungen des Staatsdenkmalamtes“ in knapper Form berichtet¹⁾. Georg Kyrle hatte die urgeschichtlichen, F. Eichler die vor- und frühgeschichtlichen Objekte aufgenommen. Josef Weninger und Arthur Haberlandt hingegen beschrieben und photographierten die Denkmäler der Volkskunst im Vorarlberger Landesmuseum Bregenz, im Bregenzerwald und im Tal Montafon.

Diese nur wenige Zeilen umfassende Nachricht ist der einzige Hinweis auf die älteren kunsttopographischen Arbeiten in Vorarlberg. Einzelheiten über den Umfang und Inhalt dieser Aufnahmen sind bis heute nicht bekannt geworden. Als nach dem zweiten Weltkrieg die topographische Bearbeitung der Kunstdenkmäler in Vorarlberg neuerdings begonnen wurde, kam dem nun schon über vierzig Jahre alten Bild- und Schriftmaterial dann auch keine Bedeutung mehr zu. Jedenfalls wird in der ersten Veröffentlichung aus Vorarlberg darauf nicht mehr Bezug genommen²⁾.

Die Aufnahmen des Jahres 1919, die entsprechend der Auffassung ihrer Zeit nicht allein auf die rein kunstgeschichtlichen Denkmäler beschränkt blieben, sondern auch die Werke der vor- und frühgeschichtlichen und besonders der überlieferten Volkskunst in den Rahmen der österreichischen Kunsttopographie mit einbezogen, entsprechen nicht mehr dem Konzept der gegenwärtigen Kunstgeschichte, die Zeugnisse der

1) Mitteilungen des Staatsdenkmalamtes, Bd. 1; auch: Österreichische Kunstschatze und Altertumsstätten in illustrierten Schilderungen (Zusammendruck der „Sonderdrucke aus den Mitteilungen des Staatsdenkmalamtes, Bd. I“). Wien und Leipzig, o. J., S. 65.

2) Die Kunstdenkmäler des poltischen Bezirkes Feldkirch. Bearbeitet von Dagobert Frey, mit Beiträgen von Meinrad Tiefenthaler, Elmar Vonbank, Werner Noack, Ernst Kyriss und unter Benützung archivalischer Vorarbeiten von Julius Fleischer (= Österreichische Kunsttopographie, Bd. XXXII). Wien 1958.

Volkskunst aus ihrem Betrachtungsfeld ausschließt. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet hatten also die älteren Aufzeichnungen, die hauptsächlich von volkskundlich ausgebildeten Sachbearbeitern durchgeführt wurden und daher auch vorwiegend auf volkskundliche Erscheinungen eingestellt waren, ihren Wert verloren. Aber auch die österreichische Volkskunde, die aus diesen systematischen Erhebungen den größten Nutzen hätte ziehen können, hat diese frühen Bemühungen bis heute eigentlich nicht zur Kenntnis genommen. Auf diese Weise blieb das Material der kunsttopographischen Aufnahmen des Jahres 1919 in Vorarlberg unausgewertet. Bis vor kurzem hätte es sich auch nicht sagen lassen, ob diese Bild- und Schriftdokumentation überhaupt über die Zeiten hinweg erhalten geblieben ist und in wessen Besitz sich der ganze Bestand letztenendes befand.

Als im Jänner 1962 Frau Univ.-Prof. Dr. Margarete Weninger dem Österreichischen Museum für Volkskunde einen größeren Bestand an Lichtbildern und handschriftlichen Aufzeichnungen aus dem Nachlaß ihres Mannes, des 1959 verstorbenen Ehrenpräsidenten des Vereines für Volkskunde, des Anthropologen Univ.-Prof. Dr. Josef Weninger, als Widmung übergab, rückte die ganze Angelegenheit in ein neues Licht³⁾.

Es haben sich nämlich im Besitz von Professor Weninger, der seinerzeit an den kunsttopographischen Aufnahmen in Vorarlberg maßgeblich beteiligt war, die Kopien sämtlicher volkskundlichen Aufnahmen erhalten.

Da ein großer Teil dieser Photographien von handschriftlichen Notizen begleitet war, die neben den genauen Herkunftsangaben sehr ausführliche Beschreibungen der abgebildeten Gegenstände enthielten, kommt diesem photographischen Nachlaß Josef Weningers zunächst der Wert einer selbständigen und in sich abgeschlossenen Dokumentation zu. Darüber hinaus gewährte dieser Bilderbestand aber auch Einschau in die Beschaffenheit der kunsttopographischen Aufnahmen in Vorarlberg, über welche bisher ja nur der sehr kurze Bericht in den „Mitteilungen des Staatsdenkmalamtes“ Auskunft gab. Die Signaturen der einzelnen Photographien boten einen Anhaltspunkt für die Nachforschungen über den Verbleib des ganzen Plattenmaterials.

Diese Nachforschungen haben ergeben, daß die ganze photographische Dokumentation des Jahres 1919, das sind die großformatigen Negativplatten und das dazugehörige Inventar, erhalten geblieben ist. Der Bestand hatte nur mehrmals den Besitzer gewechselt. Vom Staatsdenkmalamt wurden die Platten an die damals halbstaatliche Lichtbildstelle in Wien abgetreten, von der das Bild-Archiv der Österreichischen Nationalbibliothek sie später übernommen hatte. Auf dieser Wanderschaft haben die photographischen Platten immer wieder die Signaturen gewechselt. Es erscheint deshalb angebracht, hier die verschiedenen Inventarnummern gegenüberzustellen, wobei für unseren Zweck von den Nummern der in die Photothek des Österreichischen Museums gelangten Kopien der volkskundlichen Aufnahmen ausgegangen werden soll.

³⁾ Leopold Schmidt, Josef Weninger † (ÖZV. 13/62, 1959, S. 53).

ÖMV/Photothek	ÖNB/Bild-Archiv	SDA/Kunsttopographie	Herkunft
1. pos. 28.601—28.697	L. 38.256—38.352	V. 26—122	Vorarlberger Landesmuseum/ Volkskundliche Objekte I
2. pos. 28.698—28.766	L. 38.353—38.390	V. 178—216	Montafon
3. pos. 28.736—28.743	—	—	Slg. Schreiber, Gargellen
4. pos. 28.744—28.763	L. 38.567—38.588	V. 399—420	Bregenzerald, Tannberg, Arlberg
5. pos. 28.764—28.769	L. 38.593—38.594 L. 38.600—38.603	V. 427—428 V. 434—437	VLMus/Volkskundl. Objekte II
6. pos. 28.770—28.822	L. 38.604—38.656	V. 438—490	Slg. Baumeister, Bregenz
7. pos. 28.823	L. 38.422	V. 254	VLMus/Volkskundl. Objekte III
8. pos. 28.824—28.833	—	1907.130 1910.6., 1910.12 1911.28.—30., 1911.33.—35.; 1913.33	Vorarlberger Unterland, Bregenzerald, Bradnental.

Es handelt sich hierbei um den recht ansehnlichen Bestand von 232 Photographien. Wenn man bedenkt, daß seinerzeit vom Staatsdenkmalamt insgesamt 400 Aufnahmen in Vorarlberg gemacht wurden, so läßt sich erst richtig beurteilen, wie stark in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg innerhalb der Österreichischen Kunsttopographie Gewicht auf die Erscheinungen der überlieferungs- und gemeinschaftsgebundenen Volkskunst gelegt wurde.

Ihrer Herkunft nach gliedern sich die Aufnahmen der Volkskunst aus Vorarlberg wesentlich in zwei Gruppen. Einerseits sind es Bilder, die nach den Objekten öffentlicher und privater Sammlungen angefertigt wurden. Das meiste Material bot das Vorarlberger Landesmuseum in Bregenz. Einen großen Anteil hat außerdem die ehemalige Sammlung des um die Vorarlberger Hausforschung hochverdienten Architekten Georg Baumeister⁴⁾. Einzelne Aufnahmen stammen von der später versteigerten und zum Teil in den Besitz des Montafoner Heimatmuseums, Schruns, gelangten Sammlung des deutschen Industriellen Schreiber in Gargellen. Neben diesen photographischen Serien aus verschiedenen Vorarlberger Volkskundesammlungen sind andererseits zwei Bildreihen zu nennen, die von den Sachbearbeitern unmittelbar im Gelände aufgenommen wurden. Arthur Haberlandt hatte die verschiedenen Orte des äußeren und inneren Montafons abgegangen und hauptsächlich Bilder von volkstümlichen Bauten und Stubeneinrichtungen, aber auch Aufnahmen von Gerät und Gegenständen der Kleinkunst aus dem Montafoner Heimatmuseum in Schruns mitgebracht. Die zweite Reihe gleichfalls vorwiegend hauskundlicher Aufnahmen stammt aus dem Bregenzerald und dem Tannberggebiet. Die Gelände-

⁴⁾ Georg Baumeister, Das Bauernhaus des Walgaues und der Walserischen Bergtäler Vorarlbergs. München 1913.

aufnahmen unterscheiden sich von den Musealaufnahmen vor allem darin, daß sie nur von kurzen Herkunftsangaben und nicht von ausführlichen Beschreibungen im Sinne einer gründlichen volkskundlichen Dokumentation begleitet sind.

Eine Übersicht der abgebildeten Gegenstände zeigt, daß im wesentlichen alle Gruppen der Volkskunst vertreten sind. Besonders zahlreich sind die verschiedenen Gattungen von Möbeln, Stubeneinrichtungen und Stubengetäfel als charakteristische Belege für die Vorarlberger Wohnkultur abgebildet. Die Bilder von Gegenständen aus Holz, Keramik, Glas, Zinn und Schmiedeeisen, von ziervollen Geräten der Bauern und der Handwerker und eine Anzahl von Bildwerken, deren eingehendere Beschreibung hier nicht möglich ist, ergeben einen repräsentativen Querschnitt durch das Volkskunstschaffen in Vorarlberg. Es lassen sich aus dem Bildmaterial die charakteristischen Züge der Volkskunst in Vorarlberg und gleichzeitig auch die für ihre Eigenart bestimmenden Einflüsse recht deutlich ablesen.

Der photographische und handschriftliche Nachlaß von Josef Weninger bedeutet für die Photothek und das Archiv des Österreichischen Museums für Volkskunde eine sehr wichtige Erweiterung der Bestände. Das Museum hat hiermit für das Bundesland Vorarlberg, das bisher sammlerisch nicht allzustark vertreten war, eine verhältnismäßig umfangreiche, in einzelnen Beispielen auch schon historische (u. a. die gedeckte Holzbrücke und die getäfelte Stube des Gasthauses „Zum Löwen“ in Tschagguns), vor allem aber eine wissenschaftlich sichergestellte Bilddokumentation erwerben können, welche sich mit der ständigen Erinnerung an den verstorbenen Ehrenpräsidenten des Vereines für Volkskunde verbindet.

Chronik der Volkskunde

Verein und Museum in den Jahren 1961/1962

Am 4. April 1962 fand die Jahresversammlung des Vereines statt. Der Jahresbericht des Vereines konnte von der Weiterführung der Vorträge und der Zeitschrift berichten, sowie von der ersten Exkursion, der nun weitere folgen sollen. Für die finanzielle Unterstützung aller Vereinsunternehmungen wurde insbesondere dem Bundesministerium für Unterricht, aber auch dem Magistrat der Stadt Wien und den Landesregierungen von Burgenland, Niederösterreich und Steiermark sowie dem Notring der wissenschaftlichen Verbände Österreichs der verbindlichste Dank ausgesprochen. Die Jahresversammlung wählte somit das gesamte Präsidium und den Ausschuß des Vereines neu. Es handelt sich um folgende Damen und Herren:

- Präsident: Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt
1. Vizepräsident: Bundesrat Prof. Dr. Karl Lugschmayer
2. Vizepräsident: Landesrat Univ.-Prof. Dr. Hanns Koren
Generalsekretär: Dr. Klaus Beitzl
Ausschuß: Kustos Dr. Hans Aurenhammer
Oberrat Prof. Dr. Ernst Burgstaller
Univ.-Prof. Dr. Karl Ilg
Univ.-Prof. Dr. Eberhard Kranzmayer
Wiss. Ass. Dr. Maria Kundegraber
Prof. Dr. Hermann Lein
Univ.-Prof. Dr. Franz Loidl
Univ.-Prof. Dr. Richard Pittioni
Hauptschuloberlehrer Franz Schunko
Prof. Dr. Richard Szerelmes
Kassier: Hauptschuloberlehrerin Margarete Bischoff.

Der Verein sprach Frl. Dr. Kundegraber, welche durch viele Jahre hindurch das Amt des Kassiers verwaltet hatte, den wärmsten Dank dafür aus, und begrüßte die Übernahme der Geschäfte durch Frl. Margarete Bischoff, bei einem Kassastand von S 27.382,39 am 31. Dezember 1961, bzw. von S 16.575,93 am 31. März 1962. Anschließend an die Ausschußwahl wählte die Jahresversammlung folgende Damen und Herren, die sich in hervorragendem Ausmaße um die Volkskunde verdient gemacht haben, zu Korrespondierenden Mitgliedern des Vereines:

- Univ.-Prof. Dr. Mathilde Hain, Frankfurt am Main
Univ.-Prof. Dr. Paul de Keijser, Gent
Dr. P. J. Meertens, Amsterdam.

Im Anschluß an die Jahresversammlung hielt dann Dr. Maria Kundegraber ihren mit großem Beifall aufgenommenen Lichtbildervortrag „Volkskundliche Wanderungen in der Gottschee“.

Aus dem Jahresbericht des Museums ist zu erwähnen, daß das Bundesministerium für Unterricht wiederum unsere Arbeiten tatkräftig gefördert hat. Die Gesamteinnahmen beliefen sich infolge der Normal- und Sonderdotationen insgesamt auf S 578.338,49, wovon allerdings S 100.000,— als Durchlauferposten für den Ankauf der Ursulinen-Apotheke in Abzug zu bringen ist. Die meisten Ausgaben sonst mußten wieder für die Einrichtungsarbeiten geleistet werden, besonders für die weitere Ausgestaltung der Depots mit Stahlregalen, die sich sehr gut bewähren.

Aus der musealen Tätigkeit sind vor allem die Erwerbungen bzw. Inventarisierungen der Hauptsammlung zu erwähnen. Der zahlenmäßige Stand am Ende des Jahres 1961 betrug 60.430 Objektnummern (die Graphiksammlung ist in dieser Zahl nicht enthalten). Der Zuwachs von insgesamt 6057 Objekten wäre der höchste in der Geschichte des Museums überhaupt. Er hat sich aber im wesentlichen aus der Neuinventarisierung von vorhandenen, aber bisher unaufgearbeiteten Beständen ergeben. Durch Ankauf wurden nur 92 Objekte erworben, durch Widmung 3821 (darunter 3350 Bodenfunde aus Wien und Niederösterreich von Dr. Mais). Aus dem Bestand der Leuchtersammlung Ladislaus Ritter von Benesch wurden 2144 Objekte nachinventarisiert. Unter den Widmungen sind besonders 40 Perlenbänder aus der Bukovina von Herrn Ebrulf Bauer zu erwähnen, sowie 61 Aquarelle aus Bosnien, welche Frau Elisabeth Leth-Lethenau aus dem Nachlaß ihres Vaters, des Malers Franz Ritter Leth von Lethenau gespendet hat. Ein Teil der Widmungen ist wieder im Zusammenhang mit den Umfragen unseres Archives eingeliefert worden. Von den Ankäufen sind besonders einige barocke Devotionalkopien zu erwähnen, die sich auf Wiener Gnadenbilder beziehen, vor allem ein großes Ölbild der hl. Kummernis. Als Ergänzung unseres geringen Kärntner Möbelbestandes konnte eine schöne Truhe aus dem Rosental erworben werden. Dr. Kundgraber hat auf ihrer Kundfahrt in der Gottschee eine Reihe von Objekten aus dem heutigen Slowenien erwerben können.

Was die museale Innenarbeit betrifft, so sind einige Punkte der Gebäudeausgestaltung herauszuheben. Auf unser dringendes Verlangen wurde von der Gemeinde Wien der Binnenhof gepflastert, die dort befindlichen Kanalanlagen wurden erneuert. In den Vergleichsräumen „Italien“ wurden die Wände trockengelegt. Durch die Gewista wurde ein Hinweisschild auf das Museum an der Ecke Langegasse—Floriansgasse aufgestellt. Die Haustelephon-Anlage wurde erneuert, das Staats-telephon erhielt einen dritten Anschluß, so daß wesentliche Erleichterungen in vielen Belangen eingetreten sind. In der Schausammlung wurde der neue Keramikraum durch eine Vitrine der mittelalterlichen Gebrauchskeramik ausgebaut. Im Krippenraum sind nunmehr alle Krippen beleuchtet, für die Mitte des fensterlosen Raumes wurde eine eigene beleuchtbare Standvitrine gebaut. Die meisten handwerklichen Arbeiten, wieder durchwegs von den Aufsehern des Museums selbst durchgeführt, galten der Heizkörperverkleidung, der Umarbeitung der Pultvitrinen, der Vereinheitlichung der verschiedenen Vitrinentypen sowie der Schaffung von zusätzlichem Depotraum. Die Deponierung der Trachten konnte durch ein großes neues Stahlregal wesentlich verbessert werden, das die einzelnen Trachten jeweils geschlossenen in eigens angefertigten Kartons enthält. Von den übrigen Arbeiten dieser Art ist besonders der große vielteilige neue Kartothekkasten für die Bibliothek

zu erwähnen, der wiederum zur Gänze im Haus von Karl Autolny angefertigt wurde.

An Ausstellungen lief die 1960 begonnene große Schau „Südtiroler Volkskunst“ weiter. 1961 erschien der umfangreiche Katalog dazu und wurden entsprechende Vorträge und Führungen veranstaltet, darunter z. B. eine Führung für den „Arbeitskreis für österreichische Geschichte“. Im Juni 1961 wurde die von Dr. Mais gestaltete kleine Ausstellung „Habaner Geschirr. Keramik der späten Wiedertäufer“ eröffnet. Im Dezember wurde der Krippenraum zu der kleinen Ausstellung „Volkskunst der Weihnachtszeit“ erweitert, mit besonderer Darbietung der verschiedenen Einzelteile der Rinner Krippe. Die „Presse“ hat in ihrer Weihnachtsnummer eine ganze Serie von Bildern darüber gebracht.

Außer Haus konnte in Zusammenarbeit mit der Südosteuropa-Gesellschaft in München für deren Tagung in Salzburg eine kleine eigene Ausstellung „Alte Volkskunst aus Dalmatien“ gestaltet werden. Aufstellung und Katalog der kleinen, im wesentlichen auf den Beständen der Sammlung Natalie Bruck-Auffenberg basierenden Ausstellung gestaltete Dr. Mais, für die praktische Durchführung sind wir den Herren Dr. Kurt Conrad von der Salzburger Landesregierung und Dir. Dr. Kurt Willvonseder vom Salzburger Museum zu Dank verpflichtet. Leihgaben für verschiedene kleinere Ausstellungen wurden unter anderem für die Universitätsbibliothek Oslo (Puppen) und für die Bundeshandelskammer (Österreich-Ausstellung in Brüssel und Kopenhagen) zur Verfügung gestellt.

Alle diese Ausstellungen sind nicht zuletzt auch deshalb für das Museum von Bedeutung, weil bei jeder Entlehnung die Gegenstände auf ihre Inventarisierung geprüft und zum größten Teil auch photographiert werden. Die Nachinventarisierung der bisher nicht oder unzulänglich inventarisierten Objekte wurde wieder mit großer Intensität betrieben. Beim Eintragen der Sammlung Benesch wurden von Dr. Beitzl auch gleich Kartothekkarten ausgefüllt, die ja für viele andere geschlossene Bestände noch fehlen. Zur Ergänzung des bisherigen Verweiskatalogsystems wurde der Plan einer chronologischen Kartothek entworfen, aber bis auf weiteres noch zurückgestellt.

Vom Archiv der österreichischen Volkskunde aus wurden im Jahr 1961 zwei neue Befragungen durchgeführt, die sehr gute Ergebnisse erbracht haben. Mit ungefähr 800 Fragebogen wurde das altertümliche Traggerät des „Heubogens“ besonders im Burgenland und in der Steiermark, aber auch im Schwarzwald, abgefragt. Im November wurde die Umfrage nach dem Brauchgerät des „Klausenholzes“ in 500 Exemplaren hauptsächlich in Vorarlberg und Westtirol verschickt. Über den Erfolg hat Dr. Beitzl bereits mit Vorlage einer ersten Karte in unserer Zeitschrift (ÖZV. Bd. XV/64, 1961, S. 277 ff.) berichten können. Die Arbeit am Atlas der burgenländischen Volkskunde wurde durch Nachbefragungen fortgesetzt, mehrere neue Kommentarkapitel konnten erstellt, einige davon auch bereits in den „Burgenländischen Heimatblättern“ veröffentlicht werden. Die Burgenländische Landesregierung hat diese Arbeiten wiederum dankenswerterweise durch einen finanziellen Zuschuß unterstützt.

Die Bibliothek des Vereins und Museums entwickelt sich immer mehr zu einer wichtigen Forschungsstätte. Der zahlenmäßige Gesamtbestand betrug am Jahresende 1961 16.433 Nummern. Der Zuwachs betrug insgesamt 613 Bücher und Sonderdrucke, davon durch Ankauf 214 Bücher. 56 Nummern waren Besprechungsexemplare, 108 Bücher

kamen durch Tausch herein und 193 als Widmung. Es wurden 249 laufende Zeitschriften gehalten. Folgende Kartotheken wurden laufend geführt: a) Haupt- und Verfasserkartei, b) Reservekartei, c) Ortskartei, d) Österreich-Bibliographie, e) Sachkartei. Ferner wurde von Dr. Kundegraber bearbeitet: Zentralkatalog ausländischer Zeitschriften für die Österreichische Nationalbibliothek, Lieferung sämtlicher Titel zum Thema Volkskunst der Kartei der Bibliothek der Akademie der bildenden Künste. Für die Internationale volkskundliche Bibliographie hat Dr. Kundegraber wieder Wien, Niederösterreich und Burgenland bearbeitet, Dr. Beitzl Tirol und Vorarlberg.

Der Stand der Photothek, von Fr. Elfriede Lies betreut, betrug am Ende des Jahres 1961: 8600 normale Negative, 1784 Leica-Negative, Gesamtzuwachs also 1670; ferner 28.300 Positive, also ein Zuwachs von 1050 Nummern. Der Zuwachs beruht zum größten Teil auf Aufnahmen der Museumsbeamten (davon Prof. Schmidt 567, Dr. Kundegraber 943 Aufnahmen). 94 Aufnahmen kamen durch das Archiv der österreichischen Volkskunde herein. Besonders hervorzuheben ist das Ansteigen von Aufnahmen von Objekten des Museums, es waren 1961 volle 438 Objekte. Der Stand der Diapositive betrug 4018, der Zuwachs also 138 Stück. Außer den Bestellungen sind hier Widmungen von Fr. Bischoff, Fr. Doris Brößler und Herrn Franz Schunko zu erwähnen. Bei den Aufnahmen im Gelände wurden 1961 zum ersten Mal in größerem Ausmaß Farbaufnahmen mit Codacolor-Negativen erprobt. Sämtliche Eingänge der Photothek wurden inventarisiert, der sehr lebhafteste Bestellverkehr durch ein eigenes Entlehnbuch geregelt.

Die Schausammlung des Museums wurde 1961 von insgesamt 4267 Besuchern frequentiert, die Bibliothek von 811 Benützern. Von wichtigen Besuchern aus dem Ausland sind besonders zu verzeichnen: Dozent Dr. Felix Karlinger (München), Friedrich Stockey (Dortmund), Dozent Dr. Albert Eskeröd (Stockholm), Mr. Klotz (Binche), Dir. Dr. Rudolf Helm (Kassel), Dir. A. T. Lucas (Dublin), Mrs. Violet Alford (London), Dir. Marianne Gusic (Agram).

Von Reisen und Vorträgen seien besonders erwähnt: Dr. Kundegraber hat eine vierzehn Tage währende Kundfahrt durch die Gottschee durchgeführt, worüber sie auch in der Jahresversammlung berichtete. Sie brachte außer zahlreichen Aufzeichnungen auch 522 Aufnahmen heim. Prof. Schmidt hielt den Eröffnungsvortrag „Wallfahrtsvolkskunde in Mitteleuropa“ bei der Neuaufstellung der Sammlung Rudolf Kriss im Bayerischen Nationalmuseum in München. Alle Museumsbeamten hielten vor allem in Wien Vorträge in den nahestehenden Vereinigungen, woran sich zum Teil Sammlungsführungen anschlossen. Zu allen Sonderausstellungen fanden Rundfunk-Interviews und -Kurzvorträge statt. Das Fernsehen verwendete mehrere Museumsobjekte. Durch eine sehr umfangreiche Korrespondenz mit der gesamten Fachwelt blieb wie immer die Verbindung mit der Fachforschung der Gegenwart hergestellt. In diesem Zusammenhang ist auch das durchwegs freundliche Echo der fachlichen Besprechungen unseres Museumsbüchleins (Österreichreihe des Bergland-Verlages, Nr. 98/100) zu vermerken. Vielfach wurde die Arbeit des Museums in der Gegenwart und die damit verbundene Publizistik als beispielgebend auch für andere Volkskunde-Museen hingestellt. Verein und Museum sind daher allen dankbar, die sich in solcher Form fördernd aussprechen, da hiermit die Richtigkeit des seit Jahren eingeschlagenen Weges bestätigt wird.

Leopold Schmidt

Das neue Volkskundemuseum in Udine

Am 25. März 1962 wurde in Udine das Museo Friulano delle arti e tradizione popolari eröffnet. Das neue Museum untersteht der Stadtverwaltung von Udine, wie das Museo Civico, aus dessen volkskundlichem Bestand es hervorgegangen ist. So richtete auch der Bürgermeister der Stadt, Prof. Bruno Cadetto, an die erschieenen Gäste herzliche Begrüßungsworte, in denen er auf den Sinn und Zweck dieser Neugründung hinwies. Nach ihm sprach Prof. Paolo Toschi, der Ordinarius für Volkskunde an der Universität Rom und Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft der Volkskundemuseen Italiens, in freudig bewegten Worten über Werden und Entstehen des Museums, über die Zusammenarbeit der Museen untereinander und über ihre Bedeutung für die volkskundliche Forschung. Das neue Museum wurde im Palazzo Magnago (Via Viola 3) eingerichtet, einem Bau aus dem 17. und 18. Jahrhundert, der nun für den musealen Zweck restauriert und adaptiert wurde.

Die größten Teile des Museumsbestandes bilden einerseits die Trachten, andererseits die Möbel und Küchengeräte. Die Trachten werden anschaulich ergänzt durch Stoffproben von Geweben und Drucken, die zugehörigen Stoffdruckmodel, das Gerät zum Spinnen und Weben von Flachs, Wolle und Seide und nicht zuletzt durch schöne Beispiele alter Spitzen. Bei den Geräten und Möbeln ist die fast ausschließliche Verwendung von Hartholz, beim Geschirr das Überwiegen von schönen Kupfergefäßen hervorzuheben. Der Bereich der Brauchgeräte ist mit holzgeschnitzten Masken aus Karnien und aus dem Torre-Tal bei Tarcento, mit Ratschen und einer Figur zum Quintanastechen auf dem Mercato vecchio in Udine vertreten. Kinderspielzeug und Kinderpfeifen fehlen nicht. Eine sogenannte Bettlerkirche stammt aus dem Grenzgebiet gegen Jugoslawien.

Unter den Möbeln finden wir geschnitzte, solche mit Einlegearbeit und auch bemalte. Einige bemalte Möbel wurden in der deutschen Gemeinde Bladen (Sappada) in Karnien erworben. Auch die ausgestellten Arbeitsgeräte (Pflüge, Joche, Wetzsteinkumpfe, Schellenbögen, ein Bienenstock) stammen zum Teil aus dieser Sprachinsel. Der verdienstvolle Erforscher und Sammler der friulanischen Volkskultur, Dr. Gaetano Perusini, hat eine stattliche Zahl von Exponaten aus seiner Sammlung zur Verfügung gestellt.

Man wird auch in Österreich das weitere Wachsen und Gedeihen dieser Museumsgründung aufmerksam verfolgen.

Maria Kundegraber

Österreichisches Museum für Volkskunde

Ausstellung Volkstümliche Perlmutterarbeiten

Die kleinen Sonderausstellungsräume im Erdgeschoß des Museumsgebäudes wiesen nach den ersten Jahren der Benützung einige technische Fehler auf. Vor allem war der Zugang zu dem 1950 geschaffenen neuen Schlittenraum gesperrt. Die Räume wurden nun von Maurern, Zimmermalern und Anstreichern gründlich überholt und der Zugang zum Schlittenraum durch Zurücksetzung der Verbindungstür in den Hauptgang neu geschaffen. In den erneuerten Räumen wurde zu Ostern 1962 eine kleine schlichte Ausstellung volkstümlicher Perl-

mutterarbeiten aus Altösterreich eingerichtet. Die Ausstellung zeigt nur Stücke aus dem Besitz des Museums, wie sie sich im Lauf von fast siebenzig Jahren zusammengefunden haben. Manche Gruppen, etwa die der volkstümlichen religiösen Schnitzereien aus den an Italien angrenzenden Gebieten, sowie jene der Pfeifen aus Krain haben sich zusammengestellt in neuer Blickschau darbieten lassen. Bisher vollkommen vernachlässigte Stücke wie große italienische Holzschnitt-Bilderbogen (Apostelfolgen und Kreuzwegstationen) konnten restauriert und zur Erläuterung der gefelderten Perlmutter-Reliefs ausgestellt werden.

Volkskunde an den österreichischen Hochschulen

Universität Wien

Promotio sub auspiciis praesidentis

Professor Georg Reitter, Lienz, wurde am 23. März 1962 unter den Auspizien des Herrn Bundespräsidenten zum Doktor der Philosophie promoviert. Er hat bei Prof. Leopold Schmidt seine Dissertation über die „Wallfahrtsvolkskunde von St. Chrysanthen bei Nörsach in Osttirol“ verfaßt, eine Arbeit von 400 Textseiten und 67 Bildtafeln, und durch die vorzügliche Durchführung dieser Arbeit sowie durch die Ablegung sämtlicher Prüfungen mit der Note „Ausgezeichnet“ die Bedingungen zur Promotio sub auspiciis praesidentis erfüllt. Bei dieser im Fach Volkskunde erstmaligen Promotion war der Herr Bundespräsident persönlich anwesend und überreichte Prof. Reitter den dafür geschaffenen Ehrenring.

Auszeichnung

Der Herr Bundespräsident hat unserem Vereinsmitglied, auch Mitarbeiterin an der Zeitschrift, Frau Volksschuloberlehrerin Anna Gamerrith in Graz mit Entschließung vom 22. März 1962 das Silberne Verdienstzeichen der Republik Österreich verliehen („Wiener Zeitung“ Nr. 94 vom 22. April 1962, S. 2).

Österreich und die Volkskunde Japans

So sehr unsere Sammlung und Forschung auf Europa eingestellt ist, soll doch der Hinweis hier nicht unterbleiben, daß ein sehr wichtiges Unternehmen zur vergleichenden Volkskunde im wesentlichen von einem Österreicher getragen wird. Matthias Eder aus Salzburg, Angehöriger der Missionsgesellschaft vom Göttlichen Wort, leitet nämlich seit vielen Jahren die maßgebliche Zeitschrift „Folklore Studies“ in Tokio¹⁾. Eder war nach seinem Studium in Wien, Paris und Berlin zunächst Professor für Völkerkunde an der Universität Peking. Dort schuf er ein Museum für Volkskunde mit stattlich vielen Objekten zur Volkskunst und zum Spielzeug. 1942 begann das Publikationsorgan „Folklore Studies“ zu erscheinen, mit Beiträgen in englischer Sprache, die zum Teil erstmalig Bestände der chinesischen Volkskunde erschlossen. 1949 mußte Eder China verlassen. Seine Missionsgesellschaft wünschte aber die Fortsetzung der „Folklore Studies“ und sandte Eder

¹⁾ Matthias Eder, Tokio (Japan). (Österreichische Hochschulzeitung, 15. Februar 1962, S. 5)

deshalb nach Japan. Die Atmosphäre dieses Landes, in dessen Volkskultur sich Eder erst einarbeiten mußte, war seiner Tätigkeit günstig. Er konnte sich beispielsweise eingehend mit der Erforschung des japanischen Bauernhauses beschäftigen. Die „Folklore Studies“ konnten tatsächlich fortgesetzt werden und sind vor kurzem mit ihrem 20. Jahrgang in Tokio erschienen²⁾. Die Zeitschrift ist zuletzt durch ihre Zusammenfassungen von in japanischen Zeitschriften erschienenen Aufsätze und ihre Buchbesprechungen wertvoll, welche sonst unserem Fach doch aus sprachlichen Gründen unzugänglich wären. Eders fachliche und herausgeberische Arbeit muß also sehr hoch eingeschätzt werden. Bei ihrer weiteren Kenntnisnahme in Europa könnte man sich ab und zu gewiß ruhig darauf besinnen, daß hier in der zurückhaltenden Art unserer besten Vertreter eine echte österreichische Leistung gesetzt wird.

Schdt.

Ein Volkskunde-Vorhaben des Europa-Rates

Wir haben vor einiger Zeit (ÖZV XII/61, 1958, S. 269 f.) über den Beginn eines Volkskunde-Vorhabens des Europa-Rates berichtet. Die Arbeiten an den ersten Bänden der damals in Straßburg geplanten Schriftenreihe sind inzwischen in Angriff genommen worden. Als erster Band wurde ein Band „Märchen“ durch Laurids B ö d k e r, Kopenhagen, zusammengestellt. Der zweite Band, der Balladen enthalten soll, wird von Erich S e e m a n n, Freiburg, und Dag S t r ö m b ä c k, Uppsala, bearbeitet. Als dritter Band wurde schon 1957 ein Band „V o l k s s c h a u s p i e l“ vorgeschlagen. Die Redaktion wurde Österreich anvertraut. Durch die Berufung von Leopold Kretzenbacher hat sich die Arbeit daran verzögert. Nunmehr hat das Bundesministerium für Unterricht den Gefertigten beauftragt, die Herausgabe dieses Bandes für den Europa-Rat zu übernehmen. Auf Vorschlag des Generalsekretariats der Kulturabteilung des Europa-Rates wurde für die Zeit vom 8. bis 10. Mai 1962 eine Sitzung nach Wien einberufen, die in den Räumen des Museums stattfand. An der Sitzung nahmen Anthony Haigh, der Direktor der genannten Kulturabteilung, Victor d e P a n g e, der Generalsekretär und die Herren Dir. Dr. Laurids B ö d k e r, Kopenhagen, Fräulein Christout, Paris (in Vertretung von Dir. Georges-Henri Rivière), Prof. Gianfranco d' A r o n c o, Padua, Dir. Dr. Hans M o s e r, München, und Prof. Ahmet Kudsi T e c e r, Istanbul, sowie Dr. Klaus Beitzl, Wien, und der Gefertigte teil. Nachdem der letztere zum Präsidenten des Komitees gewählt worden war, wurden in drei Sitzungen alle wichtigen Punkte für die Erstellung und Herausgabe eines derartigen Bandes über das europäische Volksschauspiel durchbesprochen. Die Herausgabe der ausgewählten Textstücke in Originalsprachen und Übersetzungen konnte als besonders wesentlicher Punkt dabei festgelegt werden.

Bei der Arbeitssitzung konnten auch Pläne für die Fortsetzung der Reihe besprochen werden. Es wurden insbesondere Bände über Schwänke (Anekdoten), Volkstänze, Legenden, Kinderspiele und Volksbildkunst (Imagerie populaire) besprochen. Die ausführlich und sachlich geführten Besprechungen erwiesen den allseits vorhandenen guten Willen, die

²⁾ Folklore Studies. Journal of far eastern Folklore. Tokio. Anschrift des Herausgebers: Prof. Dr. Matthias Eder S. V. D., Tokyo, Japan, St. Albert Home, Musashino, Kichijoji 503.

Volkskultur der im Europa-Rat vertretenen Völker in wissenschaftlich einwandfreier Form zur buchmäßigen Darstellung zu bringen. Erfreulicherweise erwies sich auch, daß die Mittel für die Herausgabe, nicht zuletzt für die dabei wesentlichen Übersetzungsarbeiten, von der Kulturabteilung bereitgestellt sind.

Die Auslandabteilung des Bundesministeriums für Unterricht hat diese Arbeitstagung organisatorisch vorbereitet und geleitet. Die Beistellung einer Dolmetscherin und einer Protokollführerin hat die Arbeiten wesentlich erleichtert und beschleunigt. Dadurch wurde die Tagung auch durchwegs in sachlicher guter Stimmung durchgeführt. Es steht zu hoffen, daß bei weiterem Anhalten dieser Förderung durch die maßgebenden Stellen dieses Volkskunde-Vorhaben zu einem Erfolg geführt werden kann.

Leopold Schmidt

Literatur der Volkskunde

Die Märchen der Weltliteratur. Herausgegeben von Friedrich von der Leyen. Düsseldorf, Eugen Diederichs Verlag.

Unter allen Reihen, die Sammlungen von Volkserzählungen darbieten, ist die von Friedrich von der Leyen einstmals begründete und heute noch geleitete des Diederichs-Verlages die umfangreichste und bekannteste. Ihre schmucken Bände sind weit über die Fachkreise hinaus bekannt geworden. Wer sich mit ihrem Werden beschäftigen will, wird mit großem Gewinn die Erinnerungen ihres Herausgebers lesen: Friedrich von der Leyen, Leben und Freiheit der Hochschule. Erinnerungen. Köln 1960. S. 103 f. Das Buch ist aber für die Geschichte der Volkskunde in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts überhaupt wichtig und lesenswert.

Nach dem zweiten Weltkrieg hat es einige Zeit gedauert, bis Neuauflagen der bunten Märchen-Bände wieder erschienen. Nach einigen Versuchen, ältere Bände neu bearbeitet wieder vorzulegen, haben dann Herausgeber und Verlag auch ganz neue Bände herausgebracht. Sie tragen das gleiche Gesicht wie die alte Reihe, sind aber innerlich vielleicht etwas volkstümlicher geworden. Kaum einer der Bände scheint mir so unentbehrlich zu sein wie die meisten der Vorkriegsbände, kaum einer davon ist auch so kommentiert, wie sehr viele der früheren Bände waren. Dennoch würden sie alle wenigstens einen Hinweis hier verdienen. Wir beschränken uns darauf, auf drei vielleicht besonders wichtige Bände aufmerksam zu machen:

Bertha Kößler-Ilg, Indianermärchen aus den Kordilleren (Märchen der Araukaner). Düsseldorf 1956. 326 Seiten.

Der Name der Verfasserin hat in der Welt der Märchenforschung einen besonderen Klang: Handelt es sich doch um die gleiche Bertha Ilg, die vor einem halben Jahrhundert die Märchen und Schwänke der Insel Malta herausgegeben hat (1906). Es dürfte kaum jemand angenommen haben, daß sie nach einer so langen Pause noch einmal auf ihr altes Sammelgebiet zurückgreifen würde. Tatsächlich hat sie sich als Frau eines Arztes dauernd mit den Eingeborenen beschäftigt, hat innerhalb von 35 Jahren alles aufgeschrieben, was ihr die Eingeborenen nach dem Ablegen ihrer großen Scheu erzählten. Märchen sind es nicht. Man sieht an diesem Band so deutlich wie an wenigen anderen, daß man den Begriff nicht endlos ausweiten kann. Es sind mehr oder minder mythische Geschichten, vielfach Pflanzen- und Tiergeschichten, die in vieler Hinsicht interessant, aber für die europäische Volkskunde unergiebig sind.

Felix Karlinger, Inselmärchen des Mittelmeeres. Düsseldorf 1960.
334 Seiten.

Der Münchner Romanist hat hier einen glücklichen Griff in die reiche Märchenüberlieferung der verschiedenen Inseln des Mittelmeeres getan. In die der griechischen wie der romanischen, nur nicht in die der slavischen (die aber ja auch eigentlich nicht im Mittelmeer, sondern in der Adria liegen). Österreich ist in diesem Fall sehr interessiert, weil doch eine der ersten und besten Märchensammlungen von einer Mittelmeerinsel die des Erzherzogs Ludwig Salvator, Märchen aus Mallorca. Würzburg 1896, war. Mehrere Märchen aus Sardinien hat Karlinger selbst aufgezeichnet. Bis auf die vielleicht etwas zu knapp gefaßte Kommentierung scheint mir der Band interessant und nützlich.

Angelika Merkelbach-Pinck, Lothringer Volksmärchen. Düsseldorf 1961. 324 Seiten. DM 14,80.

Die Sammlerin und Herausgeberin, Schwester des berühmten Sammlers des Volksliedes in Lothringen, Pfarrer Louis Pinck, hat Sammlungen von Volkserzählungen aus ihrer Heimat in bemerkenswerter Fülle zustandegebracht. Am umfangreichsten sind ihre beiden Bände: Aus der Lothringer Meistube, Kassel 1943, ein infolge seiner innerlichen Ungeordnetheit freilich fast unbenützbare Werk. Der vorliegende Band schöpft neuerlich aus der Fülle der Aufzeichnungen, aber Friedrich von der Leyen selbst hat ordnend eingegriffen, eine Auswahl von 53 Erzählungen getroffen, und diese auch knapp kommentiert. Somit liegt hier ein schönes, brauchbares Märchenbuch aus Lothringen vor, dessen Erscheinen gerade in dieser Reihe man aufrichtig begrüßen wird. Daß man sich aber in diesem Fall zu fast jeder Erzählung ziemlich viel an Kommentierung vorstellen könnte, dürfte freilich selbstverständlich sein. So ist Nr. 23, „Der Türkengraf“, die Heimkehrergeschichte des Grafen Julian von Backenweil (Baqueville), nur mit dem ganz knappen Hinweis auf die entsprechende Ballade und deren Bearbeitung in John Meiers Balladenwerk (Bd. I, Nr. 12) kommentiert. Wir erinnern uns aber doch immerhin an die ausführliche Abhandlung von Leopold Kretzenbacher, Der Graf von Backenweil. Ein Heimkehrerspiel auf dem steirischen Barocktheater (Festschrift Julius Franz Schütz. Graz 1954. S. 101 ff.). Und dann sei hier noch ein Hinweis auf eine ganz andere Art von Literatur zu dem Thema angebracht, ein Hinweis aus der Backenweiler-Landschaft selbst, der sonst für gewöhnlich übersehen werden dürfte. In seiner Rechtfertigungsschrift: Tausend Brücken. Eine biographische Erzählung aus dem Schicksal eines Landes. Herausgegeben von Agnes Gräfin Dohna. Stuttgart 1952, hat Fritz Spieser, der sich damals und öfter Friedrich Hünenburg nannte, von dem Werden seiner Doktorarbeit (Das Leben des Volksliedes in einem Lothringer Dorf. Bühl 1934) berichtet. Dort S. 130 ff. erzählt er auch, wie er die Ballade vom Grafen Backewill gerade im Jagdhaus, das ehemals dem gräflichen Haus gehört habe, in den Vogesen aufgezeichnet habe. In dieser Welt also hat auch die Geschichte als Volkserzählung gelebt, und man müßte sie und viele andere, die von der fleißigen Sammlerin dargeboten werden, wohl auch mit einer entsprechenden landschaftlichen, landschaftsgeschichtlichen Erläuterung versehen. Es ist ja leider doch so, daß die historisch-volkskundlichen Probleme des alten französisch-deutschen Grenzgebietes viel zu

wenig bekannt, und vor allem zu wenig unparteiisch und besonnen behandelt wurden und werden. Vielleicht wird da die Zukunft manches nachholen. Da werden die Sammlungen der Geschwister Pinck sicherlich nicht vergessen werden.

Leopold Schmidt

Alfred Cammann, Westpreußische Märchen (= Supplement-Serie zu *Fabula*, Zeitschrift für Erzählforschung, Reihe A: Texte, Bd. 3). Berlin 1961. Verlag Walter de Gruyter & Co. VI + 358 Seiten, mehrere Abbildungen.

Größere Volkserzählensammlungen aus dem ehemaligen deutschen Nordosten beginnen allmählich spärlicher zu werden. Wirklich gute Sammlungen aus dem Gebiet Posen-Westpreußen hat es auch früher nicht viele gegeben. Am besten orientierte man sich wohl an den Sammlungen von Otto Knopp, beispielsweise seinen Volkssagen, Erzählungen, Aberglauben, Gebräuche und Märchen aus dem östlichen Hinterpommern. Posen 1885. Das vorliegende Buch entstammt der Gegenwart, bzw. der jüngsten Vergangenheit. Der Aufzeichner hat das Gebiet zwanzig Jahre hindurch beobachtet, darin eine bestimmte Erzählerfamilie mit Angehörigen von fünf Generationen. Einige von den Erzählern dieser Familie, beispielsweise Anna Spurgarth, geborene Restin, leben nach der Vertreibung aus Westpreußen heute im Rheinland. Die Märchenforschung hat sich um die von Cammann so lang beobachteten Erzähler aus Parpahren im Weichsel-Nogat-Gebiet sehr bemüht, die Märchen wurden auch auf Tonband aufgenommen. Cammann berichtet anschaulich über seine Erfahrungen mit den Erzählern in ihrer alten Heimat, über die Kunst des in seiner Marienburger Landschaft berühmten Erzählers Karl Restin usw. Man wird daher auch die von Cammann so bezeichneten „Vorfeldgeschichten“ von der Erzählerforschung her richtig einschätzen. Den größten Teil der eigentlichen Sammlung machen dann die „Zauber märchen“ aus (S. 39—196). Restin war stolz darauf, ausführlich erzählen zu können. Eine Reihe kürzerer „Himmel und Hölle“-Geschichten, Abenteuer-Erzählungen und der von Anna Spurgarth-Restin erzählten Märchen beschließen den wertvollen Band. Interessant die „synoptischen“ Abdrucke von zwei Märchen (Das goldene Ei, und Karl und Berta), welche zeigen, wie der Erzähler die gleichen Geschichten variierte. Das nach Aarne-Thompson erstellte Typenverzeichnis (S. 357) erscheint mir als eine etwas dürftige Kommentierung einer derartigen Sammlung.

Leopold Schmidt

Lutz Röhrich, Erzählungen des späten Mittelalters und ihr Weiterleben in Literatur und Volksdichtung bis zur Gegenwart. Sagen, Märchen, Exempel und Schwänke, mit einem Kommentar herausgegeben. Bd. I: 313 Seiten. Bern 1961, Francke-Verlag. DM 24,— Studienausgabe DM 14,—.

Vor fast dreißig Jahren begann Lutz Mackensen eine Serie „Volkskundliche Texte“ herauszugeben, die ungefähr den gleichen Zielen zustrebte wie der vorliegende Band, der hiermit begrüßt sei. Den ersten Band der damaligen Serie widmete ein hervorragender Kenner, nämlich Friedrich Ranke, der „Volkssage“. Man greift noch heute mit Gewinn danach, wenn man Textreihen für Geschichten wie die vom „Traum vom Schatz auf der Brücke“ oder jene von der „Geheimnis-

vollen Todesbotschaft“ sucht. Ich bin überzeugt davon, daß man lange Jahre hindurch nun nach dem Buch von Lutz Röhrich greifen wird, das der Francke-Verlag hier in stattlicher Gediegenheit vorlegt. Es sind zwölf bekannte Erzählmotive, deren Geschichte direkt anhand der neu vorgelegten Texte genau verfolgt werden kann: I. Schrätel und Wasserbär. II. Die gestörte Mahrtenehe (Peter von Staufenberg). III. Die drei Wünsche (beginnend vom Stricker). IV. Die Boten des Todes (beginnend mit Hugo von Trimberg). V. Das Exempel vom undankbaren Sohn (beginnend mit der Kotzenmaere). VI. Der Teufel in der Kirche (Sündenregister auf der Kuhhaut). VII. Der entrückte Mönch (später als Mönch von Heisterbach lokalisiert). VIII. Kaiser und Abt (wieder mit dem Stricker beginnend). IX. Der Bettler als Pfand (abermals beim Stricker beginnend). X. Die naschhafte Köchin (Der entlaufene Hasenbraten). XI. Das Schneekind (abermals mit dem Text des Stricker beginnend). XII. Dümmling und Prinzessin im Redewettkampf. Alle erforderlichen Texte sind ganz abgedruckt, nach den besten Fassungen, also auch für philologische Übungen ohne weiteres brauchbar, wie das ja auch Ranke damals vorschwebte. Der ausführliche Kommentar bringt eine Einführung in die jeweilige Problemstellung, in die Überlieferung, in die eventuelle Deutung, wobei sich Röhrich jeweils auf die letzten Monographien zu dem betreffenden Thema stützt.

Das Buch ist vorzüglich gemacht, auch der Kenner ist über die Akribie der Durchführung überrascht und erfreut. Röhrich hat die jeweilige interpretierende Literatur zu den einzelnen Stücken genau geprüft, und sagt es auch, wenn seine Ergebnisse mit denen älterer Untersuchungen nicht übereinstimmen. Beispielsweise S. 236 ff. zu Schrätel und Wassermann, wo von Schiers Theorie nicht mehr viel übrigbleibt. Er sagt es auch, wenn Erzählungen, die bei Grimm aufgenommen sind, zwar in der alten Literatur vorkommen, aber kaum in der neueren breitschichtigen Volkserzählung, so jene von den „Boten des Todes“, wo auch eine von Schmeller gebrachte Version S. 261 als „literaturverdächtig“ bezeichnet werden muß. Begrüßenswert erscheint es mir auch, Stücke neuerer Literatur abzudrucken, wenn es der Zusammenhang erfordert. Man kann heute kaum von einem Studenten verlangen, daß er sich die schöne Literatur in jenem Umfang zu eigen macht, der gerade für diese Dinge notwendig wäre. Gerade bei Stoffen, die jederzeit mehr in der Literatur als in der mündlichen Überlieferung vorkamen, beispielsweise also V. Das Exempel vom undankbaren Sohn, ist das sehr begrüßenswert. Man wird auch in diesem Fall für den Nachweis des literarischen Einflusses z. B. auf die steirische Fassung (S. 266) sehr dankbar sein. Der einzige bedeutendere Einwand, den ich doch machen möchte, wäre eigentlich, daß eine so wenig appetitliche Geschichte wie XII. Dümmling und Prinzessin, nicht in ein derartiges Werk gehört. Für die Forschung ist sie selbstverständlich wichtig, die anscheinend gesamteuropäische Verbreitung ist sicherlich bemerkenswert. Aber wie sagt Röhrich selbst S. 302: „Der zotenhafte Charakter des Wettgespräches jedenfalls erweist dieses Schwankmärchen als Erwachsenenunterhaltung.“ Das ist milde ausgedrückt, hätte als Erkenntnis aber vielleicht eben schon vor der Aufnahme in diese an sich sehr bewußt und gekonnt getroffene Exempel-Reihe warnen sollen.

Man darf jedenfalls einem zweiten Band, der ja geplant ist, mit großen Erwartungen entgegensehen.

Leopold Schmidt

Max Lüthi, *Volksmärchen und Volkssage*. Zwei Grundformen erzählender Dichtung. 203 Seiten. Bern 1961, Francke-Verlag. Sfr. 19,80.

Max Lüthi, dessen „Europäisches Volksmärchen“ erst vor kurzem hier (ÖZV XV/64, 1961, S. 69 f.) anzuzeigen war, legt in dem neuen stattlichen Band seine gesammelten Abhandlungen zur Volkserzählung vor. Lüthi ist Literarhistoriker, und zwar von modernem, durchaus persönlichem Gepräge. Er sieht an der Dichtung, also auch an der Volksdichtung, vor allem die Form. Man fühlt sich an André Jolles und seine (sehr problematischen) „Einfachen Formen“ erinnert (Neuaufgabe Halle 1956), ein Buch, das von Lüthi übrigens auch manchmal erwähnt wird, wenn auch durchaus nicht öfter als die anderen Pioniere der Erzählforschung, deren er in seinen stets besonnenen, höflichen Ausführungen immer gern gedenkt.

Lüthi's Abhandlungen sind größtenteils erst in den letzten Jahren erschienen und daher zumindest für den Fachmann unschwer greifbar. Dennoch wird man es begrüßen, daß er die Gelegenheit wahrgenommen hat, sie hier nun in zum Teil leicht geänderten Formen nebeneinanderzustellen. Es zeigt sich so die Einheitlichkeit seiner Betrachtungsweise, die man am besten unter dem Titel einer der hier aufgenommenen Abhandlungen verstehen kann: Lüthi geht es um „Gattungsstile“, und diese versucht er immer erneut für das Märchen und gelegentlich auch für die Sage zu umschreiben. Alles weitere Eingehen auf das Buch und seine Einzelaufsätze würde eigentlich davon abhängen, ob man mit Lüthi an solche „Gattungsstile“ zu glauben vermag, oder nicht, oder ob man diesem Phänomen überhaupt in unserem Rahmen Bedeutung zuerkennen mag.

Sieht man einmal davon ab, dann wird man Lüthi's Aufsätze gewissermaßen für sich lesen, und vielleicht dabei zur Einsicht kommen, daß man seinen Arbeiten mit einer ungeredten Voraussetzung gegenübergetreten ist. Man ist von unserer geläufigen fachlichen Arbeit her gewohnt, daß Abhandlungen geboten werden. Aber Lüthi schreibt keine Abhandlungen, seine Aufsätze sind Essays. Und über diese kann man wohl mit unseren Maßstäben nicht richten. Versucht man es trotzdem, dann füllen sich die Ränder des schönen Buches mit Fragezeichen, vor allem bei den ersten Kapiteln. Wenn Lüthi bei der Charakteristik des Märchens beispielsweise (S. 33 und 45) schreibt, daß das Märchen Liebe, Erotik im normalen Sinn nicht darstelle, „weil es derartige Vorgänge wesensmäßig nicht zeichnen will“, dann kann man über diese Eigenmächtigkeit einer Erzählform wohl nur den Kopf schütteln. Aber mit dem Märchen hat sich Lüthi seit langem eindringlich beschäftigt. Bei der Sage steht es anders. Auch da versucht er stilistische Eigentendenzen zu erkennen, die aber den Kern aller Sage wirklich nicht treffen. Wenn er etwa (S. 46) meint „Nicht jeder Aberglaubensbericht verdient den Namen Sage“, oder „Eine solche nüchterne Feststellung (nämlich vom Kommen des Wilden Heeres in der Form des Nachtvolkes!) ist noch keine Sage“, so obsiegt in ihm einfach der Formalist. Daß der stoffliche, glaubensmäßige Kern die Hauptsache ist, und es völlig einerlei bleibt, wann, wie, wo, wie lang usw. daraus die Sage weitererzählt wurde, das kann Lüthi offenbar nicht fassen.

Wie gesagt, man könnte so auf vielen Seiten Fragezeichen setzen. Auch zu jenen Kapiteln, die einzelne Erzählungen behandeln, beispielsweise „Fischer und sine Frau“. Da heißt es S. 56, das frevle Verlangen der Fischersfrau, zu werden wie der liebe Gott sei „an sich ein echtes

und legitimes Ziel menschlichen Strebens“! Das dazu gebotene theologische Gerüst besagt über das Märchen gar nichts. Den Essay über „Rapunzel“ wird man vielleicht mit mehr Zustimmung lesen, da es sich dabei zumindest um kein deutsches Märchen handelt. Die Freude an der Variantenfaltung freilich wird man kaum zu teilen vermögen. Bei der kleinen Abhandlung über „Hamlet in der Gascogne“ fragt man sich, ob nicht der konkrete Weg über eine französische Prosafassung des 16. Jahrhunderts (vielleicht Belleforest) hätte eingeschlagen werden sollen. Die sehr schön und liebevoll geschriebene kleine Abhandlung „Shakespeare und das Märchen“ ist doch mehr eine duftige Paraphrase über den vielen Stoff, den Simrock und seine Nachfolger als „Quellen Shakespeares“ zusammengetragen haben. Die Interpretation eines Passionsgedichtes von Friedrich von Spee in Ringform (den Ausdruck „Rundung der Kette“ S. 199 kann ich nicht glücklich finden) versucht Gleichformen in der Volksliteratur, freilich vor allem Vorder- und Südostasiens heranzuziehen.

Die beiden Schlußabhandlungen „Märchen und Literaturwissenschaft“ und „Volkskunde und Literaturwissenschaft“ gehören zu den geglücktesten Stücken des Bandes. Sie waren schon bei ihrem ersten Erscheinen zu begrüßen. Die vornehmen Auseinandersetzungen mit uns gleichzeitigen Mitarbeitern in so ziemlich dem gleichen Weinberg liest man mit Gewinn noch einmal. Lüthi tritt da mehrmals mit Entschiedenheit für die Berechtigung seiner Betrachtungsweise ein, beispielsweise S. 181: „Die Eigenschaften von Lied, Spruch, Märchen, Sage, Ornament, Motivbild, Maske deuten auf die Formbedürfnisse ihrer Träger, die oft gleichzeitig ihre Gestalter sind. Ist es für die Erfassung der Eigenart der Kinder oder des Volkes wirklich so viel wichtiger zu erforschen, bei welchen Gelegenheiten Kinderlieder oder Märchen gesungen und erzählt werden als zu erkennen, wie diese Lieder oder Märchen aussehen? Ist nicht beides volkskundlich gleich wertvoll?“ Die Frage erschöpft gewiß nicht die aufgeworfene Problematik. Aber sie ist berechtigt, und niemand wird Lüthi die Berechtigung absprechen, sie für sich positiv zu beantworten. Im Gegenteil, die Lektüre von Lüthis gelassen vorgetragenen, gedankenreichen Essays bereichert, es gibt nicht viele Forscher in unserem engeren Kreis, die so vorzüglich zu formulieren verstehen wie er, wodurch auch unwillkürlich jede Diskussion mit ihm sich auf einem gehobenen Niveau vollziehen muß.

Leopold Schmidt

Das Geschenk des Trolls. Volksmärchen aus dem Norden. Schweden, Dänemark, Finnland, Norwegen, Island. Herausgegeben von Harry Trommer. Illustrationen und graphische Gestaltung von Eberhard Binder. 280 Seiten. Rostock 1961, VEB Hinstorff Verlag.

Ein schönes, für die Jugend bestimmtes Märchenbuch, das der Nachbemerker des Herausgebers nach für die Verbundenheit der Nachbarn an der Ostsee Zeugnis ablegen soll. Die Erzählungen sind den im 19. Jahrhundert erschienenen Übersetzungen der Sammlungen von Afzelius, Asbjörnsen, Hylten Cavallius, Geijerstam, Grundtvig und Poestion entnommen. Es stehen daher viele vorzüglich erzählte Fassungen bekannter Märchen drin, beispielsweise „Der Köhler“ (S. 138 ff., eine norwegische Fassung des Doktor Allwissend) oder „Die folgsame Frau“ (S. 225 ff., eine dänische Fassung von Der Widerspenstigen Zähmung). Bei der Fülle derartiger Geschichten ist nicht recht einzusehen,

warum der Herausgeber auch Kunstmärchen in den Band aufgenommen hat, und zwar aus der Sammlung von Karl Ewald (für Dänemark) und von Zacharias Topelius (für Finnland). Auf diese Weise stammt hier aus dem märchenreichen Finnland kein einziges Volksmärchen, alle drei gebrachten Geschichten sind so etwas wie Kunst-Sagen. Daß der alte Österreicher Poestion mit seinen „Isländischen Märchen“ (1884) und seinen „Lappländischen Märchen“ (1886) sehr zu Ehren gekommen ist, freut uns dagegen selbstverständlich. Leopold Schmidt

Käthe Altwallstädt, Die blaue Rose. Märchen aus Polen. 154 Seiten. Buchschmuck von Kurt Eichler. Berlin 1961. Altberliner Verlag Lucie Großer. DM 4,80.

Ein nett ausgestattetes Büchlein, das polnische Märchen in deutscher Übersetzung vermittelt, scheint an sich ganz willkommen. Bei näherem Zusehen freilich ergibt es sich, daß die Märchen aus einem polnischen Auswahlband (Tomasz Jodelka, *Polskie Basnie Ludowe*, Warschau 1956) übersetzt wurden, der sich seinerseits wieder auf verschiedene alte Sammlungen stützte, deren Qualität recht unterschiedlich ist. So ist das Märchen „Die starken Zwillingbrüder“ aus der unkritischen Sammlung von Kasimir Wojcicki (1836) übernommen, die titelgebende „Blaue Rose“ hat Roman Zmorski zumindest stark bearbeitet. Die „Jurata, Königin der Ostsee“ ist schon von weitem als Fälschung zu erkennen, wie sie auf den offenbar recht bedenkenlosen Nacherzähler Lucian Siemienski zurückgehen. Die „Prinzessin Frosch“ und andere Geschichten sind der Sammlung von Josef Glinka entnommen, der aber keine polnischen, sondern weißrussische Märchen aufgenommen hat. Über all das hätte sich die Übersetzerin wenigstens aus Bolte-Polivka (Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, Bd. V, S. 138 ff.) orientieren sollen. Denn die teilweise recht phantastischen Stücke, die sie in dem Band vereinigt hat, geben kein richtiges Bild vom polnischen Märchengut.

Man möchte bei der Gelegenheit daran erinnern, daß sich unser Verein für Volkskunde einstmals, 1918, sehr bemüht hat, eine gute Sammlung „Polnische Volksmärchen“, übersetzt von Johannes Piprek, herauszubringen (Ergänzungsband zu unserer Zeitschrift, Bd. XIII). Das Buch ist längst vergriffen, aber immer als quellenmäßig einwandfreie Ausgabe anerkannt worden. Da würde sich eine Neuausgabe weit eher lohnen als in anderen Fällen. Leopold Schmidt

C. Narciss, Lügenmärchen aus alter und neuer Zeit. Mit Zeichnungen von Kurt Halbritter. 320 Seiten. Stuttgart 1962, Steingrüben Verlag. DM 19,80.

Vor kurzem hat C. Narciss eine Sammlung „Märchen und Geschichten aus dem Morgenland“ herausgegeben. Eine willkürliche, aber nette Auslese aus bekannteren und unbekannteren alten Märchensammlungen. Bibliophil schön aufgemacht, aber durch die hingekleckten Zeichnungen von Gunter Böhmer eher verunstaltet als geschmückt. Der Band scheint verlegerisch gut angekommen zu sein, denn schon liegt wieder ein derartiger Auswahlband von C. Narciss vor. Es sind „Lügenmärchen“, Geschichten also mit größeren oder geringeren Aufschneideereien, aus guten alten (auch neuen) Märchensammlungen bunt zusammengestellt. Auch einige Kunstmärchen von Rabelais über Swift bis Strindberg finden sich darunter, wie die anderen Stücke in einem

Quellennachweis ausgewiesen. Die Zeichnungen von Halbritter sind köstlich.

Man möchte sich vielleicht nur wundern, wieso derartige Sammlungen, die ja kaum einen Tag Arbeit geben, man kann sie in jeder Bibliothek unseres Faches im Dutzend erzeugen, verlegerisch so gut einschlagen. Dabei gibt es ganz und halb wissenschaftliche Märchenausgaben doch gleichzeitig auch, und Neuausgaben, Neudrucke älterer Sammlungen, kurz, die mannigfachsten Variationen. Sammlungen, die jahrzehntelang vergriffen wie beispielsweise „Tausendundein Tag“ erscheinen plötzlich in einer ganz billigen Neuausgabe (Heyne-Paperback, München 1962), man kommt mit dem Registrieren all dieser Erscheinungen kaum nach.

Leopold Schmidt

Hubert Kaut, **Alt-Wiener Spielzeugschachtel**. Wiener Kinderspielzeug aus drei Jahrhunderten. Mit Beiträgen von Gabriele Folk-Stoi, Gertrud Wernigg und Christian M. Nebehay. Mit vielen Farbbildern und 130 Abbildungen. Wien, Hans Deutsch Verlag A. G., 1961. 135 Seiten.

Der Kustos am Historischen Museum der Stadt Wien, Hubert Kaut, hat bereits an der 1959/1960 im genannten Museum veranstalteten Sonderausstellung „Das Kind und seine Welt“ maßgeblich mitgearbeitet und einige Kapitel des dazu erschienenen Kataloges geliefert. Im hier angezeigten Buch legt er eine umfassende Geschichte des Wiener Kinderspielzeugs vor, die aus der Beschäftigung mit jener schönen Ausstellung erwachsen ist, vertieft und erweitert durch seine noch nachfolgenden Studien.

In dem kurzgefaßten einleitenden Kapitel „Spielzeug und Spiel“ erinnert der Verfasser an den seelischen Hintergrund des Spielzeugs, welches, zum „Nutzen und Vergnügen“ geschaffen, das Kind in das Leben und seine Pflichten hineinwachsen läßt. So sind uns Spiel und Spielzeug ein Spiegelbild der Kultur ihrer Zeit und über das Kinderspiel hinaus, zu einer bedeutsamen Quelle für den Kulturhistoriker. Das wird nicht direkt ausgesprochen, begegnet uns aber bei der Lektüre immer wieder. Wir können so das Buch mit doppeltem Gewinn lesen, zu dem sich die Freude an der schönen Ausstattung mit Schwarzweiß- und Farbbildern gesellt.

Die Kapitelüberschriften zeigen das weitgespannte Thema: Christkindlmarkt und Weihnachtsfest; Puppen und Puppenzimmer (von Gertrud Wernigg); Ankleidepuppen aus Papier; Das erste Spielzeug; Bausteine und Baukasten; Ritter, Soldaten, Seressaner und Türken; Zinnfiguren; Grödner und Hernalser Holzspielzeug; Bilderbücher; Kinderbücher und Malbücher; Steckenpferd; Schaukelpferd und Räderpferd; Sänften, Kutschen und Eisenbahnen; „Kinder-Belustigungen im Freien“; Zauberlaterne (Laterna magica); Guckkasten; Panorama, Diorama und Kinitorama; Stroboskopische Wunder- oder Zauberscheiben; Lebensrad oder Wandertrommel; Stereoskop; Kindertheater; Mandelbogen; Verwandlungsspiel; Gesellschaftsspiele; Gedrechseltes Spielzeug; Hammer und Glocke; Kakelorum und Lotto; Chinesischer Treppenläufer; Domino; Puzzlespiele. Es fehlt nicht die Betrachtung der Spielwarenfabrikation (Nürnberg, Gröden, Berchtesgaden, Wien) und des Verkaufs. Es dünkt uns, daß auch nichts vergessen wurde.

Der Wiener Antiquar Christian M. Nebehay berichtet über seine Kinderbuchsammlung. Gabriele Folk-Stoi's Spielzeugsammlung ist längst über Wien und Österreich hinaus bekannt und man wird mit

Interesse die Geschichte dieses „Privat-Museums“ lesen, die die Besitzerin zu dem Buch beigesteuert hat¹⁾.

Der Abschnitt „Spielzeug in Wiener Museen“ schließt den Leseteil des Buches ab, dem sich ein Bilderverzeichnis und -Nachweis, sowie ein Quellen- und Literaturverzeichnis anschließen.

Alles in allem können wir das Buch dem Wissenschaftler nicht minder empfehlen als dem Laien und sind gewiß, daß es beiden Gewinn und Freude bringen wird.

Maria Kundgraber

Reimmichls Volkskalender für das Jahr 1962. Bozen, Verlagsanstalt Athesia. 224 Seiten, mit zahlreichen Abbildungen.

Auf diesen immer sehr reichhaltigen Kalender muß diesmal hingewiesen werden, weil er einen ausführlichen Beitrag von Hermann Holzmann „Berge und Bergbauern des oberen Eisacktales“ enthält (S. 141—197). Zahlreiche Bilder, vielfach Aufnahmen des Verfassers, auch welche von Berghöfen und der Arbeit der Bergbauern, beleben den volkerzählerisch geschriebenen Beitrag, der die charakteristischen Züge seines volkstümlich romantisch gestimmten Verfassers, den wir als Wipptaler Sagensammler kennen, nicht verleugnet.

Leopold Schmidt

Der Vordernberger Bergreim. Herausgegeben von Franz Kirnbauer und Ludwig Müllner (= Leobener Grüne Hefte, H. 47). 29 Seiten, 6 Abb. Wien 1961, Montan-Verlag.

Als Heft 46 dieser der bergmännischen Volkskultur gewidmeten Reihe erschien der Eisenerzer Bergreim in einer von den Herausgebern erneuerten Fassung. Nunmehr bringen sie den „Vordernberger Bergreim“, also das Gegenstück dazu, zum Abdruck. Dieser ist viel weniger bekannt als das auf Eisenerz bezogene Gedicht. Anton Schlossar hat ihn 1879 veröffentlicht. Der Neudruck wäre daher erwünscht. Er hätte nur sachkundiger kommentiert werden sollen. Die Herausgeber haben wohl lokal-bergmännische Worterklärungen beigefügt, aber nichts über den Dichter und seine Leistung zu sagen gewußt. Es ist ihnen offenbar auch die Literatur über diesen freilich nicht sehr bedeutenden Pritschmeister unbekannt gewesen. Sie hätten sie aber leicht bei Anton Dörner, Der Spruchdichter Sigmund Bainstingl aus Tirol (Tiroler Heimatblätter, Bd. 27, 1952, S. 126 ff.) zusammengestellt gefunden.

Leopold Schmidt

Walter Dreizner und Fritz Fischer, Usedom. 209 Seiten, zahlreiche Lichtbilder im Text, 6 Farbtafeln. Schwerin 1961, Petermännken-Verlag. DM 17,—.

Wir haben schon wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß heute im Deutschland östlich der Elbe verschiedentlich Bildbände erscheinen, die man auch von der Seite der Volkskunde her nicht unbeachtet lassen sollte. Auch dieser mit sehr vielen guten Aufnahmen ausgestattete Band gehört dazu; er ist übrigens ein Band einer (nicht numerierten) Reihe „Bildbände der norddeutschen Landschaft“, die man sich in diesem Sinn vormerken sollte. Die lebendige, erwanderte Schilderung zielt ganz auf die augenblickliche Gegenwart, ist eindeutig

¹⁾ Vgl. auch: Gabriele Folk-Stoi, Eine Wiener Spielzeugsammlung (Mitteilungsblatt der Museen Österreichs 5, 1956, S. 154—158).

politisch, aber vielleicht gerade deshalb nicht uninteressant, weil man über die Veränderungen, welche diese Gegenwart in der norddeutschen Provinz hervorruft, sonst doch kaum orientiert ist. Das gegenwärtige Leben der Fischer, der Bauern, der Kleinstädter, aber selbstverständlich auch der sehr zahlreichen Feriengäste in den Ostseebädern kommt hier zur Geltung. Als durchaus wichtige Hintergründe werden Bilder aus der Vergangenheit gezeigt, mit manchen herben Seitenblicken auf Adels- und Klosterwirtschaft. Die geschichtlichen Zusammenhänge werden dabei zweifellos einseitig dargestellt. Rein volkskundliche Bestandaufnahmen, etwa Angaben über Häuser, Möbel, Trachten usw. findet man weniger. Nur für die Gebiete von Siedlung und Haus fallen ausgiebig viele Lichtbilder ab, auch gute, ungeschminkte Bilder von Volkstypen. Wie gesagt, ein Stück Gegenwartsvolkskunde, der sich vor allem die deutsche Forschung nicht entziehen dürfte.

Leopold Schmidt

Wastl Fanderl, Annamirl Zuckaschnürl. Altbairisches Liederbuch. 92 Seiten. Ehrenwirth Verlag. München 1961.

Ein sehr gediegener Verlag, ein anerkannter Fachmann und eine begabte Zeichnerin lassen ein vorbildliches Liederbüchlein erwarten. Diesmal geht leider die Rechnung nicht ganz auf und man kann schweren Herzens nur mit „befriedigend“ zensieren. Ich schätze den Wastl Fanderl, seine kundige Praxis und seine noblen Absichten, und weil ich ihn als ernsthaften Hüter alten Erbes achte, glaube ich ihm ein offenes Wort schuldig zu sein.

Geglückt ist dem Herausgeber die Auswahl, geglückt sind ihm die Liedsätze, aber mit den Texten ist es teilweise daneben gegangen. Sie sind weder hochdeutsch noch mundartlich, sondern sie liegen auf der gefährlichen Linie des städtischen Jargons, der unsern bairischen Dialekt langsam unterhöhlt. Nur ein kurzes Beispiel in Form einer Gegenüberstellung:

Wastl Fanderl:	Kiem Pauli:
Wia i bin auf d'Alma . . .	Wiari bin . . .
ham s'ma wolln . . .	hams ma woin . . .
. . . gel göi . . .
. . . Wald Woid . . .
. . . verbrunna vabrunna . . .
. . . laufa laffa . . .
. . . kaufa kaffa . . .

Dabei bin ich überzeugt, daß der Praktiker Fanderl selbst „wiar i“ singt, nicht nur weil er weiß, daß sich im Bairischen der Bindekonsonant „r“ zwischen diese beiden Worte schiebt, sondern auch weil man sonst die Melodie gar nicht mit der nötigen Bindung schön im Bogen aus-singen kann. Es handelt sich also lediglich um eine unklare Überschreibung. Mißverstanden ist dagegen das „um fünf Schusser Bibihender!“ (statt „um fünf Schuß a Bibihender!“), aber das will ich nicht kritisieren, denn ähnliche Umdeutungen finden sich in der heutigen Lied-praxis häufig. Das Schwanken zwischen Mundart und städtischer Um-gangssprache dagegen mindert den Wert des sonst hübschen Büchleins beträchtlich. Fern jeder kleinlichen Nörgelei muß man sagen, daß je namhafter ein Herausgeber ist, umso anspruchsvoller auch die Erwar-tungen sein dürfen, die man in seine Ausgaben setzt.

Es wäre schön, wenn die sprachlichen Schwächen in einer Neuauflage beseitigt werden könnten, und wenn das Verzeichnis „Über die Herkunft der Gesänge“ noch etwas genauer zitieren und dabei die nicht mehr üblichen Bezeichnungen „Oberdonau“ und „Niederdonau“ ändern würde.

Ob ein ausgesprochenes Volksliederbuch unbedingt den Vermerk „Verlag und Verfasser behalten sich alle Rechte an Texten und Notensätzen dieser Fassung vor. Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, das Buch oder Teile daraus auf irgendeinem Wege zu vervielfältigen.“ tragen muß, wage ich in Zweifel zu ziehen. Selbst Diederichs große Märchensammlung wendet diesen Passus nicht an und nimmt jeden Abdruck hin, obwohl die Sammlung überwiegend unveröffentlichten Gutes und die Übersetzung ins Deutsche stärker Autorenrechte geltend machen könnten. Felix Karlinger

Edmund Schneeweis, *Serbokroatische Volkskunde. Erster Teil, Volksglaube und Volksbrauch* (= Grundriß der slavischen Philologie und Kulturgeschichte). Berlin, Walter de Gruyter & Co., 1961. XI und 218 Seiten, 40 Abb. DM 38,—.

Der bekannte Forscher Edmund Schneeweis, Slavist und Volkskundler, in früheren Jahren auch Mitarbeiter unserer Zeitschrift, dessen Werke schon des öfteren in dieser Zeitschrift besprochen wurden, gibt mit diesem zweiten Band der Serie eine erweiterte Neuauflage seines Werkes „Grundriß des Volksglaubens und Volksbrauches der Serbokroaten“ heraus, das 1935 in Cilli (Celje) erschienen ist und heute kaum mehr in einem Antiquariatsangebot zu finden ist. So sind wir froh, dieses Buch wieder erreichbar zu wissen. Leider sind wir über die Erweiterung der Auflage etwas enttäuscht, denn es handelt sich nicht um eine Neubearbeitung, die angesichts des „Niedergangs der Bauernkultur in Kroatien“¹⁾ berechtigt wäre, sondern um einen Neudruck, der nur einige Literaturangaben in den Text einfügt; die Anmerkungen decken sich mit denen der 1. Auflage. Wir vermissen aber manche Neuerscheinungen der letzten Jahre. Wohl ist das Literaturverzeichnis am Ende des Werkes neu bearbeitet. Neuere Publikationen sind eingefügt, ältere z. T. gestrichen. Trotzdem vermißten wir etwa die Abhandlung von Werner Lynge über Dialekt, Unifrauen und Vilen²⁾. Im ganzen aber ist das Literaturverzeichnis eine gute Quelle der neueren Literatur.

Der Wert der Neuauflage des Buches liegt in der Tatsache, daß es dadurch überhaupt wieder greifbar wurde. Die deutsche Volkskunde wird immer mehr zu einer vergleichenden Volkskunde. Bei dem dauerlichen Mangel an slavischen Sprachkenntnissen im deutschen Raum bildet das Buch also den Zugang zum Volksbrauch und Volksglauben der Serbokroaten. Der weiter Interessierte wird sich des Literaturverzeichnisses mit Erfolg bedienen.

Maria Kundgraber

¹⁾ Mirko Kus-Nikolajev, *Niedergang der Bauernkultur in Kroatien* (ÖZV Bd. 61, 1958, S. 249—253).

²⁾ Werner Lynge, *Dialekt, Unifrauen und Vilen. Motivgeschichtliches zu den weiblichen Sagengestalten mit Tierfüßen im Alpen- und Karstbereich* (ÖZV Bd. 60, 1957, S. 194—218).

Arnoldo Ciarocchi, Ermanno Mori, *Le tavolette votive italiane*. Udine 1960. Edizioni Doretti. 283 Seiten.

Das prächtige Werk gibt zum erstenmal eine zusammenfassende Darstellung der italienischen Votivtafelmalerei und schließt damit eine empfindliche Lücke in der religiösen Volkskunde Europas. Obwohl Italien als das Ursprungsland der europäischen Votivtafelmalerei anzusehen ist, lagen bisher nur lokale Einzel-Untersuchungen zu diesem Thema vor. Aus diesem Grunde ist das Werk, dessen verlegerische Betreuung nur als erstklassig bezeichnet werden kann, um so mehr zu begrüßen.

In einer Einleitung von 25 Seiten bringen die Verfasser einen geschichtlichen Überblick über die Entstehung der Votivtafeln auf italienischem Boden und heben mit Recht die Predellen als einen der Ausgangspunkte dieser volkstümlichen Kunst hervor. Des weiteren sind die Einflüsse von Bedeutung, die von der Miniatur, den volkstümlichen Drucken und der sienensischen Bicchernen-Malerei herkommen. Eingestreute Bilder dienen den Autoren dazu, ihre Theorie zu stützen. Nach einer Bibliographie, die alle wichtigen Arbeiten über unser Thema zusammenfaßt und einer Übersicht über die wichtigsten italienischen Wallfahrtskirchen, welche größere Schätze an Votivtafeln besitzen, folgt der eigentliche Hauptteil des Buches, der aus einer Auswahl von 116 Farbtafeln besteht, die einen Zeitraum von fünf Jahrhunderten umfassen. Den Bildtafeln gegenüber findet man auf den leeren Seiten kurze Notizen, welche aber nicht nur Erläuterungen zur jeweils abgebildeten Tafel geben, sondern darüber hinaus mancherlei allgemeine Hinweise enthalten, sei es zur Maltechnik, sei es zum Inhalt der Darstellung selbst. Auf diese Art kommt zwar keine wissenschaftliche Systematik zustande, andererseits jedoch sind diese wie zufällig aus dem unmittelbaren Erlebnis des Beschauers eines Bildes hingeworfenen Bemerkungen von großer Unmittelbarkeit und dadurch in der Lage, dem Leser das Thema lebendig vor Augen zu stellen.

Läßt man es als den Hauptzweck eines Buches gelten, daß sein Verfasser damit dem Leser ebensowohl eine gründliche Kenntnis der behandelten Materie zu vermitteln als auch eine innere Anteilnahme daran zu erwecken bestrebt sein soll, so wird dies auf eine solche, mehr das Gefühl ansprechende Weise, sicher ebenso gut erreicht, als durch eine konsequent wissenschaftliche Darstellung, die sich in erster Linie an die rationalen Kräfte des Lebens wendet.

Die farbigen Abbildungen verdienen alle Anerkennung, würden aber dem interessierten Beschauer eine noch ungeteilte Freude bereiten, wenn man es unterlassen hätte, die Ränder zu beschneiden, was leider des öfteren geschehen ist und sich mitunter störend bemerkbar macht.

Rudolf Kriss

Anzeigen / Einlauf 1959—1962 / Sage

- Gerhard Aick, Sagen der verlorenen Heimat. Mit 50 Zeichnungen von Willy Widmann. 319 Seiten. Wien 1959, Verlag Carl Ueberreuther. 15.250
- Anton Avanzin, Neue Tiroler Versionen der Sage vom Tod des großen Pan (Der Schlern, Bd. XXXIV, Bozen 1960, S. 100—105). 15.876
- Anton Avanzin, Die sagenmäßige Grundlage von Stifters „Katzensilber“ (ÖZV, XV/64, 1961, S. 274—276). 16.536
- Wilhelm Barner, Hoike. Sagen und Erzählungen aus dem Land zwischen Hildesheimer Wald und Ith. Alfeld 1960. 182 Seiten (vervielfältigt) (= Schriftenreihe des Heimatmuseums Alfeld, Nr. 7). 16.228
- Arno Beurmann, Der Aberglaube der Jäger. Von der beseelten Magie, von Mystik und Mythen und allerlei Zaubervahn der Jäger. 256 Seiten. Hamburg und Berlin 1961, Paul Parey. 16.358
- Hans Friedrich Blunck, Donausagen. Mit 37 Zeichnungen von Klaus Gelbhaar. 284 Seiten. Stuttgart 1959. Loewes Verlag. 15.745
- Walther Braun, Elbinger Sagen und Sitten (= Elbinger Hefte. Eine kulturelle Schriftenreihe, H. 14). 51 Seiten. Essen 1953. Westverlag. 15.475
- Christian Caminada, Die verzauberten Täler. Die urgeschichtlichen Kulte und Bräuche im alten Rätien. 326 Seiten, XXIV Tafeln, Zeichnungen im Text, Noten. Olten und Freiburg 1961, Walter-Verlag. 16.292
- Hans Commenda, Gesellschaft der Schatzgräber, Teufelsbeschwörer und Geisterbanner, Linz 1792 (Historisches Jahrbuch der Stadt Linz, 1960, S. 171—195). 15.930
- 675 Jahre Rattenfängersage. Sonderausgabe der Deister- und Weserzeitung. Heimatzeitung für das mittlere Wesergebiet und die angrenzenden Landesteile. Hameln, 26. Juni 1959, 112. Jg., Nr. 145. 40 Seiten (unpag.). 16.229
- Bernward Deneke, „Sage“ im 18. Jahrhundert. Zu den „Unterredungen“ des v. Graben zum Stein (ÖZV, XV/64, 1961, S. 255—266). 16.534
- Curt-Manfred Franke, Der Schinderhannes in der deutschen Volksüberlieferung. Eine volkskundliche Monographie. Diss. 195 Seiten. Frankfurt am Main 1958. 15.538
- Milovan Gavazzi, Totenraststeine (Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Bd. 57, 1961, S. 37—46, 5 Abb.). 16.274
- Johann Georg Theodor Grässe, Bibliotheca magica et pneumatica oder wissenschaftlich geordnete Bibliographie der wichtigsten in das Gebiet des Zauber-, Wunder-, Geister- und sonstigen Aberglaubens vorzüglich älterer Zeit einschlagenden Werke. Ein Beitrag zur sitten- geschichtlichen Literatur. IV und 175 Seiten. Hildesheim 1960, Georg Olms. 15.486
- H. W. Haussig, Wörterbuch der Mythologie. I. Abtlg. Die alten Kulturvölker. Stuttgart 1961 ff., Ernst Klett-Verlag. 16.372

- Gottfried Henssen, Bergische Märchen und Sagen. Volkserzählungen (= Märchen aus den Landschaften. Unveröffentlichte Quellen. Bd. 1). 135 Seiten. Münster 1961. Aschendorff. 15.981
- Elisabeth Hering, Sagen und Märchen von Donau und Rhein. 238 Seiten, Textillustr. Berlin 1959. Lucie Groszer. 15.096
- Elisabeth Hering, Sagen und Märchen von der Nordsee. 235 Seiten, Textillustr. Berlin 1961. Lucie Groszer. 16.215
- Hermann Hild, Die saarländischen Sagen vom Wilden Jäger, mit einem Vorwort von Karl Lohmeyer. 111 Seiten, 4 Abb. auf Tafeln, 1 Karte. Saarbrücken 1957. Verlag Die Mitte. 15.035
- Otto Höfler, Siegfried, Arminius und die Symbolik. Mit einem historischen Anhang über die Varusschlacht. 190 Seiten, 8 Abb. Heidelberg 1961. Carl Winter. 16.226
- Walter Lewerenz, Sagen und Geschichten um St. Marien (= Türme — Masten — Schlote, Heft 6). 32 Seiten. Lübeck o. J., Matthiesen. 15.827
- Max Lüthi, Volksmärchen und Volkssage, zwei Grundformen erzählender Dichtung. 203 Seiten. Bern 1961, Francke. 16.508
- Milko Matičetov, Sezgani in prerojeni clovek. Der verbrannte und wiedergeborene Mensch (= Slov. Ak. znan. in umetnosti, Abt. für Philosophie und Literatur, Bd. 15). 279 Seiten, VIII Tafeln. Deutsche Zusammenfassung. Laibach 1961. 16.312
- Oskar Moser, Der Grenzlauf. Eine Mölltaler Sage und ihr antikes Gegenstück in der Sage von den philänischen Brüdern zu Karthago (Die Kärntner Landsmannschaft 1960, Nr. 7, S. 4—5, 1 Abb.). 15.786
- Werner Müller, Die heilige Stadt. Roma quadrata, himmlisches Jerusalem und die Mythe vom Weltnabel. 304 Seiten, 54 Textabb., 20 Bildtafeln. Stuttgart 1961. Kohlhammer. 16.302
- Jochem Nietzold, Die schönsten Thüringer Sagen. Bearbeitet und zusammengestellt. 1. (Nördlich des Rennsteigs). 2. (Südlich des Rennsteigs). (= Thüringer Heimatbücherei, Bd. 1 und 2). 64, 64 Seiten. Würzburg 1960, Ludwig Nonnes Erben. 16.383
- Karl Paetow, Die Wittekindsage zusammengestellt und neu erzählt. 138 Seiten, 17 Zeichnungen. Hannover 1960. Adolf Sponholz. 15.843
- (Franz Pehr), Kärntner Sagen. 5. Aufl. 152 Seiten, Textillustr. Klagenfurt 1960. Johannes Heyn. 16.241
- Will-Erich Peuckert, Die Sagen der Monathlichen Unterredungen Otto von Grabens zum Stein (= Corpus Fabularum, Bd. I). XIX und 327 Seiten. Berlin 1961. Walter de Gruyter. 16.279
- Will-Erich Peuckert, Deutsche Sagen. Herausgegeben v. Bd. I. Niederdeutschland. 219 Seiten. Berlin 1961. Erich Schmidt. 16.396
- Handwörterbuch der Sage. Namens des Verbandes der Vereine für Volkskunde herausgegeben von Will-Erich Peuckert. Göttingen 1961 ff. Vandenhoeck und Rupprecht. 16.399
- Will-Erich Peuckert, Bremer Sagen. Herausgegeben (= Denkmäler deutscher Volksdichtung, Bd. V.). IX und 296 Seiten, 1 Karte. Göttingen 1961. Otto Schwartz. 8739/V
- Arno Pfaffrath, Die Legende vom Heiligen Hubertus. Ihre Entstehung und Bedeutung für die heutige Zeit und für die Hubertusfeiern. 80 Seiten, 13 Abb. auf Tafeln. Hamburg und Berlin 1961, Paul Parey. 16.386

- Elisabeth Reinke, Die Truhe. Die schönsten Sagen, Märchen und Schwänke aus dem Oldenburger Land. 3. stark vermehrte Auflage. 248 Seiten. Vechta 1956. Vechtaer Druckerei und Verlag. 15.504
- Josef Rotter, Hundert Sagen aus den Sudetenländern. Herausgegeben. 4. Aufl. 134 Seiten, Textillustr. Regensburg (1959). Josef Habel. 15.239
- Michael Scherer, Sagen und Sitten an Mosel und Saar. 245 Seiten, Textillustr. Konz bei Trier 1959. Matthias Nau. 15.705
- Leopold Schmidt, 365 Fenster. Bemerkungen zu einem burgenländischen Volkslied- und Sagenmotiv (Burgenländische Heimatblätter, Bd. XXII, 1960, S. 22—25). 15.433
- Leopold Schmidt, Volkssagen in Lebenszeugnissen deutscher Literaten (Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. X, Bonn 1959, S. 176—191). 15.630
- Leopold Schmidt, Mythen und Sagen um österreichische Höhlen (Österreichische Hochschulzeitung, Bd. 13, Wien 1961, Nr. 13, S. 12). 16.277
- Erich Schneider (Krawc), Sorbische Sagen. Eine Auswahl für Kinder. Bearbeitet. Illustriert von Martin Nowak-Neumann. 86 Seiten. Bautzen 1960. Domowina-Verlag. 15.639
- Ernst Schneider, „Heiden“-Flurnamen (Hegau. Zeitschrift für Geschichte, Volkskunde und Naturgeschichte des Gebietes zwischen Rhein, Donau und Bodensee, Heft 2 (10), 1960, S. 264—276). 16.198
- Franz X. Schönwerth, Oberpfälzische Sagen, Legenden, Märchen und Schwänke, aus dem Nachlaß von Schönwerth gesammelt von Karl Winkler. 2. Aufl. Kallmünz o. J. Michael Laßleben. 16.116
- Herbert Strutz, Das Netz des Wassermannes. Geschichten aus den Alpen. 146 Seiten, Textillustr. Graz 1959. Styria. 15.188
- Eugen Thurnher, Rede, Spiel und Erzählgut des Volkes. Zur Vorgeschichte der Vorarlberger Literatur. 84 Seiten. Dornbirn 1961. Vorarlberger Verlagsanstalt. 16.216
- Helmut Wiemken, Doctor Fausti Weheklag. Die Volksbücher von Dr. Johann Faust und Christoph Wagner. Nach den Erstdrucken neu bearbeitet und eingeleitet. LXXIII und 310 Seiten. Bremen 1961. Carl Schünemann. 16.378

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde
Alle Rechte vorbehalten
Druck: Holzwarth & Berger, Wien I
Wien 1962

Die mitteleuropäischen Volkskundemuseen und ihre Aufgaben in der Mitte des 20. Jahrhunderts

Von Leopold Schmidt

Die heurige Tagung des Verbandes der Vereine für Volkskunde ist ihrem Programm gemäß weitgehend den Fragen der Museen unseres Faches gewidmet.*) Ich begrüße diese Themenstellung sehr, weil mir dieser Fragenkomplex sehr wichtig erscheint, und danke zunächst verbindlichst dafür, als Leiter eines solchen Museums hier über die Probleme unseres Gebietes sprechen zu dürfen.

Vor einer Corona von Fachleuten der Volkskunde, die bei jeder ihrer Tagungen getreulich unsere Museen besuchen, über diese Probleme zu sprechen, ist eine besondere Aufgabe. Ich bin nämlich überzeugt davon, daß Sie, meine Damen und Herren, über unsere Probleme, über die Freuden wie über die Leiden unserer Museen durchaus im Bilde sind, ebenso wie über ihre Geschichte, ihre Entfaltung und ihre Bedeutung innerhalb des Faches und für das Fach. Außerhalb eines solchen Kreises ist das jedoch leider durchaus nicht der Fall. Wenn man ein beliebiges modernes Nachschlagewerk aufblättert, kann man sich davon unschwer überzeugen. Ich habe beispielsweise den „Neuen Brockhaus“ zur Hand genommen, aufgeschlagen, und dort unter „Volkskunde“ gelesen: „Bis etwa 1920 war sie eine Nebenwissenschaft der Germanistik.“¹⁾ Eine merkwürdige Einengung unserer Wissenschaftsgeschichte. Die Museen, die durchschnittlich um 1890 bis 1910 gegründet wurden, haben davon gar nichts gemerkt, die sind nämlich ganz ungermanistisch groß geworden. Ich will hier nicht untersuchen, ob zu ihrem größeren oder kleineren Vor- oder Nachteil. Jedenfalls hat der größte Teil von ihnen nicht einmal die an sich so wichtige germanistische Realienkunde eines Moritz Heyne sonderlich berührt. Aber dieses eigene Wachstum könnte in in einem eigenen Lexikon-Artikel geschildert sein? Es ist nicht

*) Vortrag gehalten am 24. IV. 1960 bei der Tagung des Verbandes der Vereine für Volkskunde in Cloppenburg.

1) Der Neue Brockhaus. Allbuch, Bd. 5, Wiesbaden 1960. S. 419.

so, der Neue Brockhaus weiß von den Volkskundemuseen gar nichts, er hat für sie gar kein eigenes Schlagwort, wogegen „Volkskundeatlas“ für ihn schon ein Begriff ist.

So steht es also bei der breiten Allgemeinheit, deren Bildung durch die Lexika vertreten wird. Aber wir dürfen nicht übersehen, daß auch größere Teile der Fachwelt, insbesondere Spezialisten der mündlichen Überlieferung mitunter recht museumsfremd waren und noch sind. Als beispielsweise eine große Erzählforscherin, — sie weilt nicht mehr unter uns — den Ethnologenkongreß in Wien 1952 besuchte, wollten wir sie auch ins Museum locken, wo wir noch dazu eine eigene Volkserzählhausausstellung aufgebaut hatten. Aber sie sagte uns zunächst ganz trocken: „Was soll ich in einem Museum?“, und war nur schwer davon zu überzeugen, daß so eine Institution vielleicht doch auch für die Verwalterin eines Erzählarchives interessant sein könnte. Nun, schließlich ist sie unserer Einladung dann doch gefolgt, und hat es nicht bereut. Aber, wie gesagt, der Gedanke lag ihr an sich durchaus nicht nahe.

Das war und ist kein Einzelfall. Ich muß hier doch darauf hinweisen, daß eine große deutsche Zusammenfassung der bisherigen Volkskunde so ziemlich die gleiche Einstellung vertritt. Adolf *Bach* hat in der 1. Auflage seiner „Deutschen Volkskunde“, 1937, die Museen kaum zur Kenntnis genommen.²⁾ Die Neuauflage von 1959, die doch in mancher Hinsicht verändert und korrigiert erscheint, hat diesbezüglich keine Verbesserungen für nötig gefunden. Es heißt dort in ganzen fünf Zeilen, daß in Berlin von 1888 bis heute ein Volkskundemuseum existierte, dem eine „Reihe weiterer volkskundlicher Museen, so in Dresden, in Innsbruck und in Wien“ gefolgt sei.³⁾ Dies die Auswahl, das die merkwürdige Reihenfolge. Irgendein Wort über die Bedeutung der Museen, über die großen Sammler, Männer von der Bedeutung eines *Oskar Kling* für Nürnberg oder eines *Theodor Zink* für Kaiserslautern, um irgendwelche Namen als Beispiele herauszugreifen, sucht man vergebens. Das ist offensichtliche Museumsblindheit, vermutlich persönlich bedingt, aber sachlich doch sehr bedauerlich. Sie gilt ja auch für die Ausstellungen, ein Gebiet, für das doch wahrlich manche Anstrengungen verzeichnenswert gewesen wären. Aber *Bach* erwähnt in einem einzigen Satz eine Ausstellung

2) Adolf *Bach*, Deutsche Volkskunde. Ihre Wege, Ergebnisse und Aufgaben. Leipzig 1937. S. 36, § 31.

3) Adolf *Bach*, Deutsche Volkskunde. Wege und Organisation, Probleme, System, Methoden, Ergebnisse und Aufgaben. Schrifttum. 3. Aufl., Heidelberg 1960. S. 59, § 31.

in Berlin 1952, über die sehr bedeutenden Expositionen des Germanischen Nationalmuseums dagegen fällt kein Wort. Dabei haben die von Erich Meyer-Heisig durchgeführten Ausstellungen dort doch einen sehr beträchtlichen Ansporn aller neueren Volkskunstforschung gebildet, und waren zumal im buchmäßigen Niederschlag ihrer schönen Bildbände nicht zu übersehen.⁴⁾

Der Außenstehende kann sich also weder in geläufigen Nachschlagewerken, noch auch in einem Handbuch wie diesem, auch nur einigermaßen über den ganzen Fragenkomplex der Volkskundemuseen, ihrer Bestände wie ihrer Aufgaben, orientieren. Ich übergehe die vielen anderen versäumten Gelegenheiten, die alle davon Zeugnis ablegen, daß die Publizistik der letzten fünfzehn Jahre hier weitgehend versagt hat.

Unter diesen Umständen scheint es erforderlich, einen *Überblick* über den gegenwärtigen Zustand der Volkskundemuseen zu gewinnen. Einen Überblick, wie ihn die weitere Öffentlichkeit zweifellos nicht hat. Ja man kann sogar sagen, daß von einigen ganz intimen Sachkennern, nämlich den ganz wenigen hauptberuflichen Museumsleuten selbst abgesehen, sozusagen überhaupt niemand einen solchen Überblick hat. Ich fürchte dies auch von einem weiteren volkskundlichen Kreis sagen zu müssen. Von einer noch weiteren Öffentlichkeit, etwa im Sinn der Vertreter der Nachbarwissenschaften, ganz zu schweigen.

Es fehlt ja auch an Mitteln, einen solchen Überblick zu gewinnen. Die Museen unseres Faches sind in den letzten Jahren eben unverdient schlecht weggekommen, auch im Vergleich zu den anderen Museen, zu nächsten und schließlich fachlich recht verwandten Institutionen. Unter diesen gibt es manche, die ihr ganzes Gebäude durch Kriegseinwirkung verloren haben, und heute wieder ein neues, ein schöneres besitzen, oft ein zweckmäßigeres als vorher. Das gibt es in unserer Disziplin leider nicht. Das gibt es aber sehr wohl vor allem für die Kunstsammlungen, die Gemäldegalerien, aber mitunter auch schon für die archäologischen und prähistorischen Sammlungen, die uns damit weit vorangekommen sind. Und über sie kann man sich auch schon einigermaßen orientieren. Über sie stehen richtige Daten in den Reisehandbüchern, für sie wird wohl auch die soeben wieder ange-

⁴⁾ Erich Meyer-Heisig, Deutsche Volkskunst. Mit einem Geleitwort von Ludwig Grote. München 1954.

derselbe, Deutsche Bauerntöpferei. Geschichte und landschaftliche Gliederung. München 1955.

derselbe, Weberei — Nadelwerk — Zeugdruck. Zur deutschen volkstümlichen Textilkunst. München 1956.

kündigte großformatige Zeitschrift „Museumskunde“ dasein⁵⁾, die ja an sich reichlich spät wieder erstanden ist, sogar erst drei Jahre nach dem entsprechenden Museumsblatt der Ostzone, der „Neuen Museumskunde“⁶⁾.

Gerade als Besucher von außen, von außerhalb der Grenzen der deutschen Bundesrepublik her mußte man in den vergangenen Jahren immer wieder mit Verwunderung feststellen, daß sich die Volkskundemuseen an diesem Aufschwung nicht beteiligten. Die Landesmuseen, ja manche größere Heimatmuseen waren fast die einzigen, die mit ihrem Neuaufbau einigermaßen Stimme gewannen. Das spiegelt sich auch in der *Museumsliteratur*: Fast zwanzig Jahre hindurch hat die deutsche Volkskunde so ziemlich überhaupt keine zureichende fachliche Museumsliteratur mehr geschaffen. Wenn man die von Oswald A. Erich einst initiierten Minerva-Handbücher der deutschen Museen von 1939 zum Ausgangspunkt nimmt⁷⁾, dann sieht man mit Bedauern, wie wenig weit es seither gebracht wurde. Allgemeine Übersichten, die anderthalb Jahrzehnte später wieder zu erscheinen begannen, schienen die Volkskunde fast überhaupt nicht mehr zu kennen. Ich will nicht davon sprechen, daß Ludwig Kunz in Brünn in seinem 1958 erschienenen Katalog „Die ethnographischen Museen der mittel- und osteuropäischen Staaten“ die Museen in der Deutschen Bundesrepublik überhaupt nicht aufgenommen hat.⁸⁾ Das dürfte wohl politisch bedingt gewesen sein. Aber auch die innerdeutschen Veröffentlichungen waren diesbezüglich recht sparsam. Die niederdeutschen Museen meldeten sich in den Hamburger „Beiträgen zur deutschen Volks- und Altertumskunde“ ab 1954 am ehesten zu Wort.⁹⁾ Und als Alfred Kamphausen seine „Museen

5) Museumskunde. Fachzeitschrift, herausgegeben vom Deutschen Museumsbund. III. Folge. Bd. 1 (29), Berlin 1960.

6) Neue Museumskunde. Informationsorgan über die Arbeit der kulturgeschichtlichen und naturkundlichen Museen in der Deutschen Demokratischen Republik. Bd. I, 1958, herausgegeben von der Fachstelle für Heimatmuseen beim Ministerium für Kultur, Halle a. S.

7) Minerva-Handbücher. III. Abteilung: Die deutschen Museen mit besonderer Berücksichtigung der Heimatmuseen. Bd. 1: Die Museen in Bayern. Herausgegeben von Oswald A. Erich. Berlin 1939.

8) Ludvik Kunz, Narodopisna Musea statu středni a vychodni Evropy. Katalog (Die ethnographischen Museen der mittel- und osteuropäischen Staaten. Ein Katalog). (= Male Tisky, II), Brünn, Mährisches Museum, 1958.

9) Beiträge zur deutschen Volks- und Altertumskunde. Herausgegeben von Walter Hävernicks, 1954 ff. Hamburg, Museum für Hamburgische Geschichte.

Vgl. besonders Bd. I, S. 131 ff.: Die niederdeutschen Kultur- und Heimatmuseen. Ihre Tätigkeit nach 1945.

des Landes Schleswig-Holstein“, Meldorf 1955, herausgab, da waren auch die volkskundlichen Bestände der dortigen Heimatmuseen knapp, aber immerhin doch dargetan.¹⁰⁾ Das seit 1959 erscheinende „Jahrbuch der deutschen Museen und kunsthistorischen Institute“ ist dagegen bisher ganz ohne Volkskunde angekommen.¹¹⁾ Der schön illustrierte Band „Museen und Sammlungen in Württemberg und Hohenzollern“ von 1960 berücksichtigt die volkskundlichen Sammlungen, macht auch die entsprechenden Bestände der dortigen Heimatmuseen namhaft, leider freilich sehr knapp, aber dafür von Abbildungen unterstützt.¹²⁾ Aber beim Durchblättern des Bandes wie beim Museumsbesuch in dem schönen südwestdeutschen Land erweist sich doch deutlich, daß es dort zur Zeit keine zentrale, sachlich umfassende und fachlich geleitete Volkskundesammlung gibt. Der Spiegel, den diese Veröffentlichungen darstellen, trägt leider nicht: Im Gesamt der Museen spielen die volkskundlichen zur Zeit keine bedeutende Rolle, man kann sie sogar mehr oder minder ganz übersehen.

Um also dennoch wenigstens ein gewisses Bild zu erlangen, habe ich mich bemüht, auf mehreren Museumsreisen vergleichende Beobachtungen zu sammeln, die sich nicht nur auf Bestände und Schausammlungen bezogen, welche sachlich zunächst am wichtigsten erscheinen und die auch jene Dinge sind, an die man bei den Museen immer zuerst denkt, obwohl sich ja sehr wesentliche Teile des ganzen Musealwesens, der ganze Arbeitsapparat vor allem nicht auf dieser Bühne zeigen.¹³⁾ Ich habe mich also bemüht, auch von den materiellen und personellen Verhältnissen Kenntnis zu erhalten, also vor allem von all dem, was man beamt-

¹⁰⁾ Alfred Kamphausen, Die Museen des Landes Schleswig-Holstein, Meldorf 1955.

¹¹⁾ Jahrbuch der deutschen Museen und kunsthistorischen Institute, Bd. I, Hamburg 1959.

¹²⁾ Museen und Sammlungen in Württemberg und Hohenzollern. Herausgegeben vom Württembergischen Museumsverband (= Reihe Kleine Kunstführer in Baden-Württemberg, Bd. 2). Stuttgart 1960.

¹³⁾ Leopold Schmidt, Auf der Suche nach der verlorenen Volkskunde. 1. Bericht über eine Winterreise 1957 zu den Sammlungs- und Forschungsstätten der Volkskunde in Süd- und Westdeutschland (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XI/60, Wien 1957, S. 226 ff.).

derselbe, Auf der Suche nach der verlorenen Volkskunde. 3. Bericht über eine Frühlingsreise 1958 zu den Sammlungs- und Forschungsstätten in Flandern (ebendort, Bd. XII/61, 1958, S. 319 ff.).

dazu: Klaus Beitzl, Auf der Suche nach der verlorenen Volkskunde. 2: Bericht über die Forschungs- und Sammlungsstätten der Volkskunde im Elsaß, Herbst und Winter 1957/58 (ebendort, Bd. XII/61, 1958, S. 146 ff.).

lich Budget und Dienstpostenplan nennt, und weiterhin auch Kenntnis von den Depotbeständen, ihrer Aufbewahrung und Wartung. Ich habe mich in meinen veröffentlichten Reiseberichten darüber meist nicht weiter geäußert, weil ich oft gerade darüber tief befremdet war, und ich werde mich auch hier darüber nur generell äußern. Ganz allgemein möchte ich nur feststellen: Gerade auf diesen Kerngebieten eines gesunden Musealwesens ist Mitteleuropa heute nicht gut dran, man muß wohl sagen, daß es sogar den meisten Ländern Osteuropas gegenüber recht weit unterlegen erscheint. Wenn man, um ein beliebiges Beispiel, das möglichst unbefangen klingen wird, herauszugreifen, etwa die personellen Verhältnisse der volkskundlichen Sammlungen von München und von Agram in Kroatien vergleichen würde, müßte man feststellen, daß das Museum in Agram mindestens zehnmal soviel akademische Beamte als die betreffende Abteilung in München aufzuweisen hat. Wir könnten noch viel kleinere, dem Mitteleuropäer heute meist fast ganz unbekannte Museumsorte in den Oststaaten nennen, die sich ebenfalls eines beachtlichen Reichtums an akademischen Beamten, das heißt an volkskundlich durchwegs sehr gut geschulten, meist spezialisierten Nachwuchswissenschaftlern erfreuen.¹⁴⁾ Es sind das auch jene geschulten Leute, die sich mit einem erstaunlichen Eifer an die Sichtung und Ordnung der Depotbestände gemacht haben, die in jenen Ländern des großen Trachten- und Textilienreichtums, der reichlich gesammelten Keramik und Hirtenkunst usw. in unendlicher Fülle vorhanden sind, und vielfach erst in den letzten Jahren eine Aufarbeitung rein sammlungs-interner Natur gefunden haben, wie wir alle mit einem an Neid grenzenden Erstaunen zur Kenntnis nehmen. Wir sind ja davon überzeugt, daß die politisch-gesellschaftlichen Zustände in jenen Ländern an dieser Art der Arbeit bis zu einem gewissen Grad Anteil haben. Die harmlos-stille Tätigkeit in den Sammlungsdepots ist wohl für manche wissenschaftlich arbeitenden Menschen dort eine Art von notwendiger Ablenkung nach innen hin geworden. Aber der Erfolg entscheidet doch auch hier: Die Museen dieser Länder haben von dieser stillen, vielleicht manchmal resignierten Arbeit ihren Nutzen gezogen. Diese Museen in Brünn meinerwegen oder in Martin in der Slowakei oder in Bukarest und in so vielen anderen

¹⁴⁾ Vgl. Adolf Mais. Das slowakische Musealwesen nach 1945 (Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, Bd. 5, Wien 1954, S. 152 ff.). derselbe, Geschichtlicher Überblick über die volkskundlichen Sammlungen in Rumänien (ebendort, Bd. 5, 1956, S. 49 ff.). derselbe. Slovenske narodne muzeum in Martin (Slowakei) (ebendort, Bd. 9, 1960, S. 16 ff.).

Städten des europäischen Mittel- und Südostens haben heute größtenteils vorzüglich durchgearbeitete Depotbestände, mitunter auch ganz hervorragend konservatorisch betreut, Studien-sammlungen, denen wir in Deutschland und Österreich nicht all-zuviel wirklich Entsprechendes gegenüberstellen können. Ich darf das auch für unsere österreichischen Museen ruhig sagen, deren Personalstand ja größtenteils auch noch zu niedrig ist, wenn sich auch in den letzten Jahren schon manches gebessert hat. Immerhin ist der Stand an akademischen Beamten mit moderner Fachschulung und auch an entsprechenden Präparatoren bei uns noch zu niedrig, sodaß auch bei uns erst allmählich eine Überleitung der alten Depots zu modernen Studiensammlungen erfolgen können wird.

Ein wesentlicher Grund für diese Verhältnisse ist meiner Ansicht nach darin zu erblicken, daß die Bevorzugung der Kunstmuseen, der Gemäldegalerien, in Mitteleuropa einerseits, die Förderung der Volkskundemuseen im mittleren Osten Europas dagegen andererseits weitgehend geschichtlich-politisch verursacht erscheinen. Mitteleuropa hat sich nach dem letzten Krieg mehr oder minder bewußt von seiner Erbverwurzelung losreißen wollen, wohl auch als entgegengesetzter Pendelausschlag zu den Bestrebungen in den Jahren knapp vorher. Osteuropa bemüht sich im Gegenteil verzweifelt um eine wenigstens museale Bewahrung der ererbten Wesenszüge, die in allen jenen Ländern durch Kollektivisierung und hastig vorangetriebene Industrialisierung rasch verschlissen und verschliffen werden. Es ist dort eine Bewegung zur Bewahrung alter Volkskultur im Gange, die uns mitunter wie eine äußerlich enorm intensivierte zweite oder dritte Romantik anmutet. Die dickleibigen Volksliedersammlungen und Trachtenbücher sprechen da eine sehr deutliche Sprache. Aber auch in Mitteleuropa sind ja solche Wellen mitunter einmal durchgezogen, und haben auch die Volkskundemuseen manchmal nachdrücklich gefördert. Die letzte Blüte des Museums für deutsche Volkskunde in Berlin beispielsweise stand doch mit einer solchen Welle des neuerlichen Retten- und Erhaltenswollens im engsten Zusammenhang. Ich erinnere etwa an die Einstellung von Konrad *Hahm*, der den Untergang deutscher Volks- und Handwerkskunst vor sich sah und eindringlich auszusprechen wußte: „Kaum je ist eine Kulturleistung und Kulturmasse ohne Kriege und ähnliche Katastrophen gewissermaßen so friedlich vernichtet worden wie die bäuerliche Kultur in Deutschland und in den (anderen) zivilisierten Großstaaten Europas“. ¹⁵⁾ Das war

¹⁵⁾ Konrad *Hahm*, Handwerkskunst. Vorwort zur gleichnamigen Ausstellung. Berlin 1940.

gesteigerter, gefühlsmäßig betonter Ausdruck einer Art von zweiter oder dritter Romantik, wie sie in dieser Art und mit dieser Geistigkeit die Volkskundemuseen wieder zu Horten des Bewahrens aufrief. Walter *Hävernick* hat dann gelegentlich darauf hingewiesen, wie einseitig diese Bestrebungen eigentlich waren.¹⁶⁾ Aber es handelt sich hier und jetzt nicht darum, Berechtigung oder Nichtberechtigung solcher Kulturklagen zu überprüfen. Es handelt sich nur um die Feststellung, daß einem solchen Wellenberg gefühlsmäßig betonter Anteilnahme ein tiefes Wellental gefolgt ist. Die Wellen mußten geradezu zurückschlagen, und wir haben als die Folgen davon den Untergang oder doch die weitgehende Nichtbeachtung oder Vernachlässigung der volkskundlichen Sammlungen durch anderthalb Jahrzehnte erleben müssen. Da wir eben von Konrad Hahn sprachen, müssen wir an dieser Stelle wohl besonders an das Unglück des schönen Berliner Museums erinnern, das uns so besonders deutlich vor Augen steht. Was von der ganzen Sammlung nach dem Bombenkrieg erhalten blieb, sammelt sich allmählich wieder, aber dem Schicksal Berlins entsprechend in zwei getrennten Museen, von denen jedes wieder nur das Anhängsel an andere Museen ist, meistens unaufgestellt, also ohne eigene Ausstellungsräume, mit einem winzigen Beamtenstab, ohne Wirkung auf die Öffentlichkeit. Wir sind in den letzten Jahren einmal von Ostberlin her von einer Neuaufstellung verständigt worden:¹⁷⁾ Kaum stand die Sammlung, mußte sie anderen musealen Zwecken wieder weichen, nämlich als die bei Kriegsende nach Rußland abtransportierten Bestände der anderen Museen zurückgestellt wurden. Nun liegen sie also offenbar wieder in einem Depot. Und in Westberlin weist ein Schild auf dem Gebäude der „Ehemals Staatlichen Museen“ auf das Museum für Völkerkunde hin, das nach einer Abteilung Europa eine weitere Abteilung Deutsche Volkskunde verzeichnet. Das sind die Reste einer einstmals gut angelegten Sammlung, die vielleicht nie eine ganz zentrale Stellung eingenommen hat, die aber doch reich genug war, um als Beispielsammlung für das ganze deutsche Sprachgebiet nachdrücklich aussagen zu können. Die Spiegelung der Spaltung Deutschlands in der Spaltung selbst noch der Restbestände des Berliner Volkskundemuseums muß uns alle tief ergreifen. Wir sollten aber keine Gelegenheit vorübergehen lassen, die Unhalt-

¹⁶⁾ Beiträge zur deutschen Volks und Altertumskunde, Bd. I, Hamburg 1954, S. 196.

¹⁷⁾ Faltblatt: Staatliche Museen zu Berlin, Museum für deutsche Volkskunst, Eingang Kupfergraben, Nordflügel, o. J. (1957).

barkeit dieses Zustandes zu betonen und entsprechende Abhilfe zu verlangen.

Aber wir haben hier nicht nur von Berlin zu sprechen, es geht um die *Wiederinstandsetzung* von einst inhaltsreichen Volkskundemuseen überhaupt, und von der Möglichkeit, sie so zu modernisieren und in wissenschaftlicher und konservatorischer Hinsicht auf den Stand unserer Zeit, der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts zu bringen. Da sind vor allem jene Museen ins Auge zu fassen, die ihr Gebäude ganz oder halb verloren haben. Die Bestände sind infolge der einstigen Bergung meist erhalten, oder doch zu guten Teilen erhalten. Aber die verschiedensten Umstände lassen sie nicht oder nur teilweise zur Darbietung kommen. Ich erinnere an den Fall des Pfälzer Volkskundemuseums in Kaiserslautern, des Theodor-Zink-Museums. Der Fall ist zweifellos besonders schwierig, denn damals, als die Bestände vor den Luftangriffen in Sicherheit gebracht wurden, also vor etwa zwanzig Jahren, da gehörte die Pfalz noch zu Bayern. Heute gehört sie zu einem eigenen Land Rheinland-Pfalz. Die geborgenen Bestände liegen aber, soviel ich weiß, heute noch an einem bayerischen Bergungsort. In Kaiserslautern ist jedoch das Museumsgebäude vollständig verschwunden, sodaß die Pfälzer gewissermaßen froh sein müssen, daß sich die Bestände wenigstens irgendwo in Kisten immerhin noch erhalten haben. Nur: Museum ist eben wirklich keines da, und zwar nunmehr immerhin schon so lang, daß die gesamte Tradition allmählich abstirbt. Ein Museum ohne Gebäude, dessen Inhalt in weiter Ferne ruht, beginnt wohl für die nächsten Generationen allmählich dem berühmten Lichtenbergschen Messer ohne Klinge zu ähneln, das den Griff verlor. An die Beispiele der Museen mit den halben Häusern, mit den überfüllten Dachbodendepots usw. will ich gar nicht erinnern. Es ist nicht meine Sache, hier fortzufahren, sondern eher die, so eindringlich wie nur möglich zu bitten, diese unwürdigen und sachlich so völlig unhaltbaren Zustände möglichst bald zum Besseren zu wenden.

Wenn ich dazu kurz etwas sagen dürfte, dann wäre es vor allem folgendes: Meiner Ansicht nach wäre dazu in erster Linie notwendig, ein entsprechendes Museumsverzeichnis, ein vollständiges *Handbuch* aller deutschen Sammlungen für Volkskunde zu erstellen, das rückhaltlos und genau die Situation jeder einzelnen Sammlung dartun müßte. Ich habe vorhin gezeigt, daß keine der in den letzten Jahren erschienenen Museumsveröffentlichungen dieser Aufgabe gerecht wird. Während und nach der Bearbeitung dieses Handbuches könnte wohl am besten eine Kommission, unter der ich mir eine Kommission unseres Verbandes vorstelle, festle-

gen, was nun jeweils die dringendsten Maßnahmen zur Abstellung der größten Schäden wäre. Es scheint ja doch so, daß die lokale oder auch landschaftliche Initiative auf unserem Gebiet nur in ganz verschiedenem Ausmaß zu wirken begonnen hat. Von einer fachlich-planmäßigen Leitung eines solchen Handbuches und seiner Auswertung würde ich mir mehr als von den bisherigen wenn auch noch so löblichen Einzelinitiativen erwarten.

Ich kann hier die Frage nicht umgehen, was sich bei einer solchen von einer derartigen Aktion ausgehenden weiteren Planung an größeren Problemen ergeben dürfte. Meiner Ansicht nach wird sich dabei wahrscheinlich ergeben, daß eine *neue Konzentration* des Materials und der Arbeit angestrebt werden muß. Man wird gewiß die Fülle der bestehenden Sammlungen nicht angreifen, aber ich darf mich vielleicht auf ein klares Wort von Torsten Gebhard berufen, der den bayerischen Heimatmuseen auf der Tagung von Nördlingen 1959 erklärte, es gäbe ihrer einfach zu viele, und ein beachtlicher Prozentsatz von ihnen sei nicht lebensfähig.¹⁸⁾ Das müßte man sich bis zu einem gewissen Grad auch für die kleineren und mittleren landschaftlichen Volkskundensammlungen überlegen. Soweit sie lebensfähig sind, wird man sie immer wieder herzlich begrüßen. Die ständige Gefahr des Absterbens des Eigenlebens solcher Sammlungen weist jedoch gebieterisch darauf hin, daß unser Fach gewisse museale Mittelpunkte braucht, an denen wenigstens das Minimum an wissenschaftlicher und konservatorischer Betreuung dauernd gegeben erscheint. In jedem Land der Bundesrepublik wäre meines Erachtens *eine* Sammlung als derartige Zentrale herauszustellen. Ich darf mich dabei auf das Beispiel der österreichischen Museen beziehen. Wir fahren mit unseren drei großen Museen in Wien, Graz und Innsbruck nicht schlecht, von denen jedes eigene Aufgaben hat, und keines die Arbeit der volkscundlichen Abteilung der Landesmuseen einschränkt, die daneben noch bestehen, und zum Teil sehr umfangreiche Bestände aufzuweisen haben. Wir schränken uns gegenseitig nicht ein, sondern unterstützen uns im Gegenteil womöglich noch, nicht zuletzt hinsichtlich der Ausbildung des fachlichen Nachwuchses, die ich ja für ein Hauptanliegen unseres Faches in der gegenwärtigen Situation überhaupt halte. Freilich trägt bei uns dazu auch die Bindung der drei großen österreichischen Museen an die drei Universitätsstädte unseres Landes bei. Die gleichzeitige akademische und museale Schulung, die für an-

¹⁸⁾ Torsten Gebhard, Die Aufgaben der bayerischen Heimatmuseen (Schönere Heimat. Erbe und Gegenwart. Bd. 48, München 1959, S. 65 ff.).

dere Fächer eine Selbstverständlichkeit ist, kann in diesem glücklichen Ausnahmefall bei uns auch in unserem Fach praktiziert werden.

Es ergibt sich dabei auch die so notwendige *Traditionsbildung* an den einzelnen Museen, die man kaum überschätzen kann. Ich brauche wieder nur an das Pfälzer Museum zu erinnern, für das die Tradition der Kenntnis und Pflege nun schon so weitgehend geschwunden sein dürfte. Wer sich da einmal mühsam anhand der hoffentlich geretteten Inventare allein neu wird einarbeiten müssen, der wird selbst bei guter Vorschulung ein schweres Stück Arbeit vor sich haben. Noch dazu Arbeit, die späterhin das Publikum, der Museumsbesucher letzten Endes dann weder merkt, noch merken soll. Da sollten wir wohl weitgehend helfend eingreifen.

Aber ich greife wohl weit über meine Aufgaben hinaus, und möchte mich daher lieber auf einige bescheidene *Anregungen* zurückziehen.

Wenn man nach der großen Zäsur des letzten Krieges wieder vor die Sachgüter und Volkskunstobjekte unserer Museen gestellt wurde, und die ganze sich neu auftürmende Problematik des Faches kannte, erhoben sich zunächst immer zwei Fragen: Was ist denn eigentlich bisher gesammelt worden, und was kann man nun vernünftigerweise damit leisten. Die Gründer und Mehrerer unserer Volkskundemuseen haben mit zunehmend sicherem Griff *Traditionsgüter* gesammelt. Güter der als beharrsam angesehenen Volksschichten, also vor allem der bäuerlichen und zum Teil auch der klein- und vorstädtischen Bevölkerung. Und zwar haben sie querschnittartig gesammelt, zum jeweiligen Sammlungszeitpunkt, der dann in ihren entsprechenden Betrachtungen als „Gegenwart“ erscheint. Wir werden davon noch zu sprechen haben. Man kann solche Gegenwarts-Querschnitte in den meisten Sammlungen für die Jahre um etwa 1870, um 1890, um 1910 und um 1930 feststellen. Vor dieser Zeit dominierte im Gegensatz dazu die Bilddokumentation. Empire und Biedermeier sammelten noch fast keine Objekte unseres Faches, sie liebten die Abbildungen der Trachten, der Volksbräuche und Spiele. Daraus ergeben sich auch wieder Zeitquerschnitte, meist solche um 1810, um 1830 und um 1850. Daraus entsteht übrigens für die musealen Bestände meist die Diskrepanz, daß die gesammelten Objekte, zum Beispiel die Trachtenstücke, nicht zu den Bildzeugnissen passen, die, besonders was die guten graphischen Reihen betrifft, meist mindestens ein halbes Jahrhundert älter sind. Um aus solchen Querschnitt-Sammlungen Schau-Bestände nach den heutigen Erfordernissen zu schaffen, bedarf es

dauernder Nachsammlung in den gleichen Sparten, verbunden mit einer möglichst umfassenden *Dokumentation*, bei der das moderne Bild und die Photographie allmählich vor die Objektsammlung zu rücken beginnen. Besonders die anwachsende Einbeziehung des schaffenden Menschen, des Volkskünstlers usw. hat ja neue Erfordernisse geschaffen. Es ist ähnlich wie in der Erzählforschung, die aus älteren Zeiten nur die gesammelten Märchen besitzt, und heute in vielen Fällen mindestens zusätzlich die Aufnahme des Erzählers selbst, seiner Persönlichkeit in Beschreibung und Bild anstrebt.

Das sind nun freilich Fragen einer intensiven musealen Innenarbeit, die nur von einem großen Institut mit einem entsprechenden Mitarbeiterstab behandelt werden können. Im allgemeinen wird man auf die zweite Frage, was man mit diesem Material in den heutigen Museen nun vernünftigerweise anfangen könne, viel bescheidener antworten müssen. Je mehr man sich in das Einzugsgebiet eines unserer Museen vertieft, desto mehr drängt sich die Überzeugung auf, daß eigentlich nur *Beispielsammlungen* möglich sind. Man nehme etwa das für süddeutsche und österreichische Verhältnisse naheliegende fruchtbare Gebiet der Wallfahrtsvolkskunde. Man wird bald einsehen, daß kein Volkskundemuseum jemals so viele und so verschiedene Votive und Votivtafeln besitzen oder gar zeigen kann, wie auch nur eine einzige Wallfahrtskirche in gutem Zustand gehabt hat. Aber das ist ja auch gar nicht notwendig, wir wollen doch auf keinem unserer Sammelgebiete abräumen, wir brauchen nur Beispiele, womöglich typische Beispiele, die sich zumeist in Rettungsaktionen erwerben lassen, und damit genug. Freilich muß man, um das Typische an solchen Dingen erkennen zu können, das Gebiet schon sehr gut kennen, und für die nicht zu erwerbenden Objekte womöglich die entsprechende photographische Dokumentation einleiten. Das werden uns unsere Nachfolger einmal danken. Wieder haben es dabei jene Museen am besten dabei, die sich der Hilfe des akademischen Unterrichts mit seinen Seminararbeiten und Dissertationen bedienen können. Der meist kleine, für solche Aufgaben viel zu kleine Beamtenstab könnte solche Aufgaben nicht erfüllen. Vor der Initiative der großen einsamen Sammler wird man dessenungeachtet immer den nötigen Respekt bewahren.

Jedenfalls kann man hinter den Schaugütern, den Proben der typischen Dinge einen Fonds aufbauen, der der Innenarbeit zugutekommt. Beim Wallfahrtswesen beispielsweise ist das Mitsammeln der kleinen Andachtsbilder ein solches Erfordernis, die viele Mühe, die man damit hat, lohnt sich in irgendeiner Form

immer. Ähnlich ist es ja bei der Hinterglasmalerei, deren Vorbilder, die sogenannten „Risse“, man doch viel zu lang übersehen und nicht mitgesammelt hat. Aber erst ihr Besitz läßt die tatsächlichen Werkstattverhältnisse, zeitlichen Schichten usw. erkennen, wogegen die früheren Bestimmungen doch oft einem besseren Rätselraten glichen.

Diese nur lose gestreiften Einzelprobleme verschiedener Volkskunstgebiete sollten auf weitere Fragen hinweisen, die alle in einem gewissen inneren Zusammenhang stehen, nämlich dem der immer dringender werdenden *Historisierung* der volkskundlichen Stoffe. Die letzten Jahrzehnte haben die Fragen der Altersschichten unserer Stoffe, der volkskundlichen Sammelgüter, in immer stärkerem Ausmaß an uns herangetragen. Wo früher immer wieder nur eine beiläufige Gegenwart gesehen wurde, herrscht heute durchwegs die Frage nach der zeitlichen Einordnung des Einzelstückes wie seines Typus. Man kann daher das Problem auch in der musealen Darstellung nicht umgehen. Es muß mindestens in Proben gezeigt werden, wie beispielsweise die Trachten, die wir als solche nicht mehr haben, ausgesehen haben, als man jene Häuser baute, deren Bilder und Modelle wir daneben aufstellen. Viktor *Geramb* hat ja einst mit der Trachtengalerie seines Steirischen Volkskundemuseums einen Versuch gemacht, dieses geschichtliche Trachtenwerden in Rekonstruktionen darzustellen. Das mag man heute vielleicht schon als problematisch empfinden, und hat es auch in dieser Form nicht weiter nachgemacht. Diese sehr kostümgeschichtliche Methode entspricht wohl auch nicht ganz der volkskundlichen Fragestellung. Man wird daher zum Teil eher bei solchen Zusammenstellungen vielleicht gestaltliche Typen herausarbeiten, und dabei Landschaftsstile und Zeitstile zur Geltung bringen. Ich denke da etwa an die von Josef *Hanika* zuerst erschlossenen Stilformen der Hauben. Man soll sich gerade museal den Anregungen von optisch eingestellten Menschen auf diesem Gebiet nicht verschließen.

Einigermaßen Gleiches gilt auch für die *Zeitstile* der Volkskunst, wobei etwa in Gebieten mit bemalten Möbeln auch Farbtypen erarbeitet werden können. Die bayerische Volkskunstforschung hat da vorbildlich vorgearbeitet, und man wird kaum überschätzen können, was sich auf diesem Gebiet alles erheben läßt, was rein landschaftsgeschichtlich verständlich wird, wenn man solche Gesichtspunkte beispielsweise im Zusammenhang mit der konfessionellen Geschichte einer Landschaft durchzudenken und dann auch sammlungsmäßig darzustellen versucht.

Auch heute kommt wohl jeder Versuch, die Volkskultur einer Landschaft geschichtlich zu erfassen und darzustellen, gelegentlich wieder zur *Gegenwart*, im Sinn der Zeit, die der Bearbeiter selbst bewußt erlebt. Die Querschnitt-Versuche von früher, die ich vorher schon charakterisiert habe, wird man in dieser Form heute wohl nicht mehr wiederholen. Es steht auch keineswegs so, daß man allen problematischen Versuchen der volkskundlichen Bewältigung der Gegenwart auch schon ohne weiteres die Tore der Museen öffnen könnte. Aber um beides handelt es sich hier nicht. Es handelt sich vielmehr, um es noch einmal zu betonen, um die Anerkennung des *Zeitproblems* überhaupt, um die Frage nach der Wichtigkeit der geschichtlichen Folge in der Darbietung unserer Museen. Überblickt man die Bestände der meisten Sammlungen heute, so wird man leicht feststellen können, daß unsere museale Volkskunde nur einen einzigen Zeitraum erfaßt und darstellt, nämlich die Neuzeit vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. Man mag sich da theoretisch drehen und wenden wie man will, die Erfassung aller anderen Zeiträume ist immer nur Traum und Wunsch geblieben. Die Gerambsche Trachtengalerie in Graz, die mit Rekonstruktionen bekleidete Trachtenfigurinen von der Urzeit bis zur Gegenwart darbietet, ist im ganzen übrigen Steirischen Volkskundemuseum nicht nachgeformt worden, weder für die Möbel, noch für die Geräte noch für irgendwelche andere Sachgebiete sind gleiche Reihen angelegt worden, sodaß es sich um einen Torso handelt. Es steht eben dort wie anderswo, die Sammlung verfügt an Originalbeständen, wenn man ihre datierten Bestände mustert, fast überhaupt nur über Objekte des 18. und frühen 19. Jahrhunderts. Das ergibt aber doch einen bedenklichen Kontrast. Es bleibt eben dabei: Die Zeit der Trachtenblüte, der reich bemalten Möbel, sie ist von Anfang an unser Hauptsammelgebiet gewesen, und alle Mahnungen, nunmehr Erweiterungen und Ergänzungen nach hinten und nach vorn zu versuchen, sind doch ziemlich fruchtlos geblieben.

Das hängt bis zu einem gewissen Grad auch mit der Stellung der Volkskunde im Gefüge der Geisteswissenschaften zusammen.¹⁹⁾ Theoretisch ist über die Beziehungen der Volkskunde zur Vorgeschichte beispielsweise manchmal viel gesprochen worden, aber praktische Folgerungen haben sich in den wenigsten Fällen daraus ergeben. Nun könnte eine Konkurrenz zur Ur- und Frühgeschichte auf musealem Gebiet ja zweifellos nicht in unserer Ab-

¹⁹⁾ Leopold Schmidt, Die Stellung der Volkskunde im Gefüge der Geisteswissenschaften (Referat auf dem Internationalen Volkskunde-Kongreß in Arnhem, 1955).

sicht liegen. Aber manche Anschlußstücke wären doch erforderlich. Man müßte doch auf manchen Gebieten der Sachkultur, des Hauswesens, wenigstens Bindeglieder vorführen, oder auf den eventuell deutlichen Abstand hinweisen. Noch wichtiger freilich wäre eine ernsthafte Beziehungsaufnahme zur Archäologie des Mittelalters, einer vielfach noch vernachlässigten Disziplin, die zwar mancherorts nach dem letzten Krieg einen gewissen Aufschwung genommen hat, der sich aber sammlungsmäßig noch recht wenig bemerkbar machen konnte.²⁰⁾ Hier wäre jedenfalls der Ansatz für die Errichtung von Abteilungen für *mittelalterliche Volkskunde*. Man müßte sie zumindest probeweise aufbauen und die hie und da schon erschlossenen Bestände beispielsweise der hochmittelalterlichen Gebrauchskeramik, von der ja viele Museen Bestände besitzen, ohne sie jedoch zu zeigen, zur Darbietung bringen. Freilich sitzt der Kern auch dieses Problems tiefer; wir sind eben in all den Jahrzehnten zu keiner brauchbaren Volkskunde des Mittelalters gekommen, jede Spezialdisziplin hat wohl bestimmte Teilstücke in Händen, die aber zusammen noch kein Ganzes in der Art der Volkskunde ergeben, wie wir sie sonst zu kennen glauben. Da können wohl auch die Museen beim besten Willen einstweilen nur Anfänge setzen. Wenigstens dazu sind wir aber sicherlich verpflichtet, denn die Historisierung dringt eben unaufhaltsam in alle Teildisziplinen unseres Faches ein, und der von der archivalischen Quellenkunde, wie sie beispielsweise Hans Moser in München so vorbildlich erstellt, erhobene Ruf nach der ehrlichen Berücksichtigung dieser geschichtlichen, dieser datiert festgelegten Angaben zu den verschiedensten Gruppen und Gestaltungen der Volkskultur darf von uns nicht überhört werden.

Im Zuge dieser Bestrebungen werden auch die anderen Bestände der Museen, die nachmittelalterlichen, wieder mehr auf ihre geschichtliche Bezogenheit hin untersucht und dementsprechend anders angeordnet werden als bisher. Die Betonung der Wichtigkeit der datierten Volkskunststücke, wie sie Josef M. Ritz soeben wieder deutlich vorgetragen hat, soll als wichtiger Hinweis nicht übergangen werden.²¹⁾ Die Gegenseite, die typologische Eingliederung und reihenweise Darbietung der Objekte wird ja ihr Eigengewicht demgegenüber sowieso immer behaupten.

Das Gegenspiel dieser beiden großen Möglichkeiten der quellenmäßigen Beurteilung unserer Objekte bringt uns nochmals zur

²⁰⁾ Adolf Mais, Aufgaben der volkskundlichen Archäologie (Wiener völkerkundliche Mitteilungen, Bd. II, Wien 1954, Nr. 2, S. 184 ff.).

²¹⁾ Josef Maria Ritz, Datierete Volkskunst (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, München 1959, S. 162 ff.).

Frage der volkskundlichen Bewältigung der Gegenwart im Bereich der Museen zurück. Ich glaube, bei eindringlicher Kenntnisnahme der dargestellten Probleme wird niemand von unseren Museen verlangen, dieses Gebiet vorschnell bewältigen zu sollen. Es ist nur die Frage, ob nicht gewisse Versuche der Annäherung doch gemacht werden müssen. Mir drängt sich dabei der Gedanke auf, daß wir zumindest in dieser Hinsicht wieder an einer Art von *Ende der Objektsammlung* stehen. Sie hat nunmehr etwa ein Jahrhundert gewirkt und den wesentlichen Kern unserer Museumsbestände geschaffen. Damit dürfte ihre Aufgabe aber nunmehr so ziemlich beendet sein. Wie in der vormusealen Zeit der Volkskunde werden es nunmehr vielleicht wieder nicht die Gegenstände sein, denen wir uns hauptsächlich zuwenden, sondern die Bilder, allgemeiner gesprochen die *Bilddokumentation*, durch die wir die Gegenwart sehen, wenn auch vielleicht kaum erkennen, und durch deren Sammlung wir zumindest deren Spiegelung für die nächsten Generationen aufbewahren können. Es handelt sich dabei um die Frage des Abstandes, der Distanz, die wir rein sammlerisch zu unserer wirklichen Gegenwart sonst kaum gewinnen können. Wenn wir sie nicht aufbringen, und das scheint mir weitgehend der Fall zu sein, dann können wir eben die Zeugnisse des zweifellos vorhandenen Volkslebens der Gegenwart nicht selbst erfassen, wohl aber vielleicht deren Spiegelung. Bildzeugnisse stellen eine Art von *gefiltertem Anschauungsstoff* dar. Ich meine damit besonders neue künstlerische Bildzeugnisse. Die Volkskundesammlungen haben schon zu verschiedenen Zeiten auf bildliche Darstellungen des Volkslebens ausgegriffen; in glücklichen Zeiten einer realistischen Malerei etwa war dies auch nicht schwer, und wir sind den leider seltenen Erwerbern jedenfalls dankbar geblieben.²²⁾ Ich denke dabei an so eindrucksvolle Beispiele wie etwa das große Gemälde von Fritz Mackensen „Gottesdienst im Moor“ im Niedersächsischen Volkstumsmuseum in Hannover. Rückschauend und umblickend wird man ähnliche Versuche öfter wiederfinden, gerade in den letzten Jahren haben sich die zunächst fast ausschließlich objektbetonten Sammlungen doch allmählich wieder den Bildzeugnissen etwa der Romantikerzeit genähert und bei uns beispielsweise die Volksdarstellungen aus der

²²⁾ Vgl. dazu die Bemühungen von Gisliind Ritz, Münchener Museen als Quellen zur Volkskunde (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, München 1958, S. 143 ff.), dazu meine kritischen Bemerkungen: Historische Bildzeugnisse zur Arbeitsgerätekunde (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XIII/62, Wien 1959, S. 48 ff.).

Zeit des Erzherzogs Johann, die ja bewußt als Dokumentation geschaffen worden sind, miteinzubeziehen versucht. Das spätere 19. Jahrhundert ist diesbezüglich noch zu wenig beachtet worden. Der Ausgriff auf die *Kunst der Gegenwart* ist in den verschiedenen Sammlungen bisher in ganz verschiedenem Ausmaß erfolgt, soweit es die Schausammlungen beurteilen lassen, im ganzen aber eigentlich noch wenig versucht worden. Denn auch wo Museen schon entsprechendes Bildmaterial gesammelt haben, zeigen sie es nur in seltenen Fällen, vielfach wohl auch infolge der peinlichen Raumeinge. Es wird aber vermutlich mit der Zeit doch notwendig werden, für diese neuen Schöpfungen der bildenden Kunst, die wir als eine neue Art der Bilddokumentation herausstellen wollen, mit der Zeit eigene moderne Abteilungen unserer Sammlungen einzurichten, schon um den an unserem alten Material verwöhnten Besuchern die Betrachtung dieser ihnen vielfach in diesem Zusammenhang ungewohnten Bilder zu erleichtern. Dabei kann es nicht um Gegenstände zu den Kunstmuseen, zu den modernen Galerien gehen, wir werden auch hier wieder unseren eigenen Weg finden müssen. Es wird sich aber jedenfalls darum handeln müssen, in den Museen selbst nicht gegenwartsblind zu werden.

Mit dem Hinweis auf den eigenen Weg, auf die unserem Fach eigenen Mitteln, bin ich beim letzten Punkt meines Programmes angelangt. Ich darf nochmals auf eigene Eindrücke in den letzten Jahrzehnten zurückgreifen. Als wir, Vertreter meiner Generation, in den Museen zu arbeiten anfangen, waren diese Museen ausgesprochene Objektsammlungen. Gerade damals begann sich die Diskussion darüber zu entwickeln, was unsere wie alle kulturgeschichtlichen Museen eigentlich sein sollten: Museen der Objekte oder Museen der Ideen.²³⁾ Wir haben uns damals bei aller selbstverständlichen Freude am Objekt für die Zielsetzung „*Museum der Ideen*“ entschieden, und seither in steigendem Ausmaß versucht, die Objektgruppen durch museale Hilfen, also Beschriftungen, Bilder und Karten so zum Sprechen zu bringen, daß der Beschauer die hinter dem mehr oder minder zufälligen Sammelgut

²³⁾ Vgl. August L o e h r, *Musealprobleme* (Anzeiger der phil. hist. Klasse der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Jg. 1940, Nr. 10, Wien 1954).
derselbe. *Geschichte und Aufgaben der österreichischen Museen*. Vortrag, gehalten im UNESCO-Seminar am 24. Mai 1956 (= Veröffentlichungen des Verbandes Österreichischer Geschichtsvereine, H. 12), Wien 1957.

stehende Idee zu erfassen instandgesetzt würde.²⁴⁾ Überblicke ich heute diesen Weg, so muß ich sagen, daß wir daran offenbar gut getan haben. Man kann bei unseren Stücken nicht beim Objekt allein stehenbleiben, ein Spaten oder ein Wetzknopf sind eben kein Rubens und kein Rembrandt. Ich übergehe die naheliegende Frage, ob sich nicht auch Kunstsammlungen unserer Aufstellungsart in mancher Abwandlung bedienen könnten, sondern lege nur Gewicht darauf, daß wir es mit Maß und Ziel immer weiter so treiben, und auch den Erfolg davon Tag für Tag sehen. Unsere *Veranschauligungsmittel*, besonders die verschiedenen Formen von Karten, haben sich mit größtem Nutzen einsetzen lassen. Wir wissen es fach-intern, wie wichtig uns die Karte als Veranschaulichungsbehelf bei der eigenen Arbeit geworden ist. Die Volkskundeatlanten sind aus dieser Tendenz heraus entstanden, und werden wohl hauptsächlich deshalb wieder weitergefördert. Die *Schaukarte*, die wir in den Museen entwickeln, geht einen Schritt über die Aufweisung von Beständen hinaus. Sie zeigt unsere Kenntnis, und unsere Sammlungsintensität einerseits, sie illustriert beinahe wortlos Forschungsergebnisse und stellt andererseits dadurch auch eine gewisse Rechtfertigung der musealen Innenarbeit dar. Und dies ist ja immer wieder bis zu einem gewissen Grad notwendig, wenn eine solche öffentliche Einrichtung wie ein Museum als lebendig empfunden werden soll.

Mit diesen Arbeiten haben wir am ehesten das Gefühl, auf der Linie zu sein, die in die nächsten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts weiterführt. Selbstgewonnenes Verständnis durch überlegte museale Mittel weiterzugeben erscheint uns fachlich wie volkserzieherisch am ehesten dem Geist unserer Zeit zu entsprechen. Um aber in diesem Sinn wirken zu können, muß man unsere Museen an diese Aufgaben und Ziele heranwachsen lassen. Es ist unsere Sache, den Weg dazu zu weisen, aber die Öffentlichkeit muß ihn nun auch erkennen und unser Weiterschreiten darauf unterstützen. Nur dann werden unsere Volkskundemuseen in den nächsten Jahrzehnten wieder den ihnen zukommenden Platz einnehmen können.

²⁴⁾ Leopold Schmidt, Forschungsaufgaben der volkskundlichen Sammlungen (Hessische Blätter für Volkskunde, Bd. 38, Gießen 1940, S. 36 ff.). derselbe, Das Österreichische Museum für Volkskunde. Werden und Wesen eines Wiener Museums (= Österreich-Reihe, Bd. 98/100), Wien 1960.

Das Museum Neunkirchen

Spiegelbild einer Kulturlandschaft

(Mit 16 Abbildungen)

Von Helene Grün

Neunkirchen im niederösterreichischen Steinfeld ist eine alte Siedlung. Infolge seiner kulturgeographischen Lage erhielt es früh große Bedeutung. Aus ältesten Zeiten erzählen die Funde von und um Neunkirchen, die sowohl keltischen, wie römischen Ursprungs sind. Dazu zählen römische Grabsteine und Inschriftentafeln, wie Ausgrabungen und Grabbeigaben.

Eine Sammlung von Hieb-, Stich- und Schußwaffen erinnert vor allem an die Zeit der ständigen Abwehrbereitschaft des Gebietes. Hier am Ausgang der Ödenburger Pforte gelegen, mußte man stets wachsam sein gegen die Einfälle der Feinde. Die Waffen stammen aus dem weiten Raum der etwa vierzig befestigten Häuser, Kirchen und Burgen um Neunkirchen.

Schon zu Beginn des 12. Jahrhunderts werden dem Orte Markt- und Münzrecht bestätigt. Damit war die Bedeutung Neunkirchens als Handelszentrum für das gesamte Gebiet gegeben. Handwerk und Handel konnten sich entfalten und ausbreiten. Erst durch die Gründung von Wiener-Neustadt 1192, wird dem Orte der Rang abgelaufen. Diese geschichtliche Bedeutung von Neunkirchen konnte mit einigen Gegenständen des nunmehr neu aufgestellten und geordneten Museums angedeutet werden. Zahlreiche Urkunden zur Marktgeschichte sind im Archiv verwahrt. Einige der doppelseitig geprägten „Neunkirchner Pfennige“ sind ausgelegt. Als sichtbares Zeichen des Marktrechtes sind Marktrichterwürdezeichen, Marktgerechtigkeiten und Marktrichterschwert zu sehen. Eine Besonderheit in der Reihe der Rechtsaltertümer bildet der „Fußbock“ des Marktgerichtes aus dem Jahre 1698. Er ist aus Holz, bemalt und mit einer Inschrift versehen (Abb. 1). Aus der Zeit um 1700 stammt der Ratstisch mit den zehn reich geschnitzten Sesseln. Ortsdarstellungen aus frühen Ölbildern, Stadtverbauungspläne, Pläne, Wappen, Porträts führender Persönlichkeiten, wie Erinnerungsstücke an die Nationalgarde, das Post- und Meldewesen sind aus den folgenden Epochen.

Von künstlerischen Handwerksleistungen spricht die gotische, geschnitzte Holztüre der Sakristei, das barocke Eisenbalkongitter vom ehemaligen Rathaus.

Die bürgerliche Wohnung aus der Zeit des Biedermeier ist durch das „Stockhammer-Zimmer“, das dem Andenken des hochherzigen Förderers von Stadt und Museum gewidmet ist, vertreten. Die Spätbiedermeiermöbel mit all den liebenswürdigen Kleingegenständen jener Zeit stammen aus einem Haushalt.

Mit der Bedeutung des Marktes Neunkirchen geht der Aufstieg des Handwerks Hand in Hand. Aus dem 18. und 19. Jahrhundert datieren die Zunftaltertümer des Museums. Es ist dem glücklichen Umstand zu danken, daß Lehrer Heinrich Mose, der ein eifriger, früher Mitarbeiter der österreichischen Volkskundeforschung war, ihren Wert erkannte und sie sammelte. Sie waren der Beginn zur heutigen, nunmehr vervielfachten Sammlung. Es finden sich hier Zunftladen aus Holz nahezu aller Zünfte, stattliche Zinnhumpen, oft auch reich geziert, wie zahlreiche schwere Brokat-Kirchenfahnen mit Ölbildern der Handwerkspatrone. Die Fahnenstangen sind reich geschnitzt, vergoldet und oft farbig gehöht. Kostbarkeiten sind Trinkbecher aus Edelmetall mit Renaissanceornamenten und solche mit Barockzierat. Vom strengen Zunftleben erzählen eiserne Kassetten. Hierin kamen Spargelder und Bußgelder. Ein bemaltes schönes Erinnerungsstück aus dem 17. Jahrhundert konnte erhalten werden. Urkunden in schön getriebenen Gehäusen, Pergamente gar kostbar geschrieben und bemalt, oft mit prächtigen Wachssiegeln versehen, wie kleine Zunftsiegel aller Zeiten wurden in einigen Beispielen gezeigt. Zunft- und Herbergszeichen, haben die Embleme der jeweiligen Handwerkszweige zum Inhalt. Sie wie Schilde, Geschäfts- und Wirtshauszeichen geben beredtes Zeugnis von der Blütezeit des Handwerks (Abb. 2).

Vom frühen geistig-religiösen Leben dieses Standes künden die Bruderschaftsfahnen, die wesentlich kleiner und einfacher im Stoffmaterial gehalten sind als die großen Kirchenfahnen. Aber auch sie tragen doppelseitige Ölbilder ihrer jeweiligen heiligen Patrone.

Als Nachfahren der ehrwürdigen Zünfte erwachsen schließlich die Schützengesellschaften. Eine Reihe von Schützenscheiben durchwegs aus dem 19. Jahrhundert, schildern Handwerker, Bürger und Bauern in ihrer heimischen Tracht, beim Fest und bei der Arbeit. Sie sind vorzügliche Quellen für das Studium des Lebens im vergangenen Jahrhundert in Neunkirchen.

Aus der Fülle der Gewerbebezüge wurden das Gerät der Hutmacher, Töpfer, Schlosser und Schmiede, Tischler, Zimmerleute und Binder, Strohdachdecker und Schuster, oft auch mit ihren Erzeugnissen, in geschlossenen Gruppen zur Schau gestellt (Abb. 3).

Konnte sich beispielsweise das Handwerk der Hafner in Neunkirchen auf Grund des natürlichen Vorkommens von Lehm, wie uns aus Schriften des Jahres 1540 bekannt wurde, so weit entwickeln, daß es wörtlich hieß, die Hafner hätten ihre Ware „weit herum“ gebracht, so konnte von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an, Neunkirchen auch als Industriestandort Bedeutung erlangen. Am südlichen Rand des Wiener Beckens gelegen, wurde auch der Raum Neunkirchen in die Industrialisierungsbestrebungen für das Steinfeld einbezogen. Textil-, Eisen- und Gummiindustrie vor allem, nützten die vorhandene Wasserkraft und den alten Handelsweg. Von diesen Industrieerzeugnissen finden sich einige Beispiele im Museum (Abb. 4).

Früh wurden die Bodenschätze des Gebietes genützt. Davon kündigt eine frühgeschichtliche Kupferschmelzanlage aus dem 12. bis 11. Jahrhundert v. Chr., welche aus Prein an der Rax stammt. Der Schmelzofen samt den dazugehörigen Geräten ist als Freilichtanlage aufgebaut. Vom Abbau der Braunkohlenlager in Hart bei Gloggnitz und dem Steinkohlenbergwerk Grünbach am Schneeberg zeugen einige Bergmannslampen, Berghäckel, wie eine Schutzscheibe mit Bergwerksdarstellung (Abb. 5).

Die ausgedehnten Wälder in der Umgebung von Neunkirchen brachten auch ihre Nutzung mit sich. Die aus vielen Gegenden Österreichs zugewanderten Holzacker rodeten mit Einheimischen die großen und unwegsamen Waldgebiete. Ihr altüberliefertes Arbeitsgerät wird gezeigt. Da die Holzknächte vielfach Arbeitsgemeinschaften bilden, die sich die Woche über im Wald aufhalten und selbst verpflegen, wurde auch ihr oft recht einfaches Kochgeschirr und ihr Vorratskorb, „Vögelkober“ genannt, mit ausgestellt (Abb. 6). Eine kolorierte Lithographie von Klein zeigt einen „Kohlbauern“ mit seinem typischen Gefährt. Das einst stark vertretene Waldgewerbe der Kohlenbrenner ist heute nahezu verschwunden.

In diesem Gebiet bildet die Schwarzkiefer den wesentlichen Teil des Baumbestandes jener Inselbildung, die das Piesting- und Triestingtal, wie das Steinfeld umfaßt und bis vor die Tore Wiens reicht. Harzgewinnung und Harzverarbeitung ist daher auch hier schon früh zu finden. Ein Querschnitt durch diesen Waldnutzungs Zweig zu geben, schien deshalb notwendig. Im Museum konnten die Arbeitsverfahren, das Gerät der Pecher zur

Harzgewinnung wie auch das Gerät der Pechsieder zur Harzverarbeitung zur Schau gestellt werden (Abb. 7).

In der Gesamtübersicht fehlt auch die Würdigung von Jagd und Fischerei nicht.

Honig und Wachs zählten früh zu gesuchten Produkten der Umgebung. Schon 1310 wird der Neunkirchner Honig in einer Marktordnung von Wiener-Neustadt genannt. Im Museum befindet sich eine Schützenscheibe mit der Darstellung eines Imkers, der seinen Schwarm mit einem zum Klingen gebrachten Sensenblatt wieder einfängt (Abb. 8). Ein „Beinlpfoad“, Schutzkleid der Imker, einige „Beinlsumper“, Bienenkörbe in Strohwulsttechnik geflochten, Wachsziehergerät, Kerzenmodell und Wachsstockziehapparat wie einige Lebzeltmodel sind für den Besucher bereitgestellt.

Die geographische Lage als Grenzbezirk von Niederösterreich, an Burgenland und Steiermark anschließend, brachte zu allen Zeiten ein Zusammenspiel verschiedener Impulse und Kräfte, das sich in Gestaltung, Form und Materialwahl ausdrückt. In diesem Zusammenhang sei beispielsweise auf verschiedene Gebrauchskorbarten verwiesen. Darunter finden sich Flechttechniken, die für Niederösterreich typisch sind und solche, die man als burgenländische oder steirische Eigenart bezeichnen könnte.

Die Sammlungen des Museums vermögen einen guten Überblick über die Vielfalt der Trachten, auch die weiteren Umgebung, zu geben. Hier wurden weibliche Arbeits- und Festtrachten gesammelt, die die bäuerliche Bevölkerung trug, wie auch bürgerliche Alltags- und Repräsentationskleidungsstücke aufbewahrt. Von den im Depot ruhenden, typischen landschaftgebundenen Trachtenformen konnten kleine Aquarelle angefertigt werden, die so eine Übersicht vermitteln. Das Museum besitzt auch einen ansehnlichen Wäschebestand.

Zudem gibt es eine Anzahl weiblicher Haubenformen, Drahtelhauben, wie die besondere Form der „Saurüsselhaube“ aus dem Schneeberggebiet (Abb. 9). Auch die männlichen Hüte finden sich in allen Formen vom „Erzherzog-Johann-Hut“ bis zum schwarzen „Reindlhut oder Bürstelhut“ der Schneeberggegend. Trachtliches Beiwerk, Tücher, Schmuck, Pfeifen, Besteck u. a. m. vervollständigen die ansehnliche Sammlung.

Der Anteil an bäuerlicher Bevölkerung im Bezirk ist groß. Neben den großen Herrschaften konnten sich früh kleine Bauernhöfe entwickeln, die gemischte Wirtschaftsformen betrieben. So wird hier der Weinstock noch gezogen als südöstlichster Ausläufer des Südbahnweingebietes. Zur kleinen Wirtschaft gehört

vielfach auch etwas Waldbesitz, der zusätzliche Einnahmen durch Holznutzung und Harzgewinnung einbringt. Bergwerke und Industrieanlagen verlockten bald, zuweilen dort Arbeit zu suchen. Je nach den natürlichen Bodenverhältnissen erwachsen aber auch stattliche Bauernwirtschaften. Im bäuerlichen Wirtschaftsleben nimmt eine beachtliche Stellung die Viehzucht ein. Sie machte früh ein gut gegliedertes Hutwesen nötig. Die älteste aus dem Raume überlieferte „Zöchordnung“ der Bruderzeche der Viehhalter oder Feldgrafen, wie sie sich selbst nannten, stammt vom 1. Juni 1592. Richter und Rat des Marktes Neunkirchen bestätigten ihren Zechartikelbrief. Die Ausdehnung der Viehhalterzeche erstreckte sich über die heutigen politischen Bezirke Neunkirchen, Wiener-Neustadt und Baden. Das Museum verwahrt in seinem Besitz eine Fahne der Viehhüterzunft mit der Aufschrift: „Einer Ehrsamten Halter-Zöch-Fahn“ mit einem Ölbild, das die heilige Anbetung und auf der Kehrseite den hl. Martin zeigt, aus dem Jahre 1765 (Abb. 10), ferner eine Hirtenkeule, eine „Halter-Blase“, Ringstöcke, wie sie bis heute bei den Haltern üblich sind, eine „Pfungstgoaßl“, eine Halterpeitsche, und Feldhüterabzeichen. Die Pfingstgoaßl ist das Brauchtumsgerät des einst hier geübten Brauches, das des Pfingstschnalzens.

Dem bäuerlichen Wohnraum, und Arbeitsgerät ist daher im Museum Neunkirchen der weitere Ausstellungsraum zugeordnet. Es konnte eine kleine Bauernstube mit einem grünen Kachelofen, einem großen Tisch und einigen bemalten Bauernmöbeln, einer Wiege und dem dazugehörigen Wandschmuck an religiösen Hinterglaspildern, Kruzifixen und Wanduhren zusammengetragen werden (Abb. 11). Ein bunter Tellerreim mit Keramikgeschirr aus Neunkirchen und Umgebung und einigen Zinntellern und Zinnkrügen ist vorhanden. Neben den bemalten Kästen und Truhen zieht noch eine kleine gehackte Diensthötte, ein sogenanntes „Schreinl“ die Aufmerksamkeit auf sich. Ihr Bau entspricht der alten Zimmermannstechnik, die weit zurückreicht (Abb. 12).

Aus dem Lebensbrauch findet sich ein beachtlicher bäuerlicher „Totentanz“ aus dem 18. Jahrhundert im Museum Neunkirchen. Ursprünglich waren es 6 Blechtafeln, bemalt, die bei der Einsegnung in der Kirche über den Sarg gehängt wurden. Die erhaltenen 5 Tafeln stammen aus Edlitz, doch auch in Brennbürg gab es eine gleiche Einrichtung. Einer Tafel ist dem Tod als Gerippe ein Blinder beigestellt, der Spruch hiezu lautet: „Ich find, obschon kein Aug mehr hab, bey blinde tridte doch mein Grab“, auf der anderen ist der Bauer mit dem Spruch „Bauer geh mit, du gherst in mein Schnid“ abgebildet. Zum Gelehrten auf der Tafel

No 3 sagt der Tod: „So beredt du immer bist, so fangt dich doch des Todes List“. Tod und Statthalter sind der Inhalt der 5. Tafel: „Der Stadthalter auf der Erden, mus der todt zum Heil auch werden!“ Und schließlich werden der Tod und Herrscher zusammen abgebildet: „Scepter und Cronen tut der todt nicht verschonen“. Die Tafel „Tod und Soldat“ ging in Verlust (Abb. 13).

Ein kleiner Nebenraum im Gartentrakt des Museums schien geeignet, einen offenen Feuerplatz, wie er in den alten Bauernküchen und Holzhackerhütten bis zum zweiten Weltkrieg vielfach zu finden war, anzudeuten. Über ihm befindet sich ein Rauchabzug. Auf der gemauerten Herdstelle konnte alles Herdgerät, wie Pfannknechte, Feuerrosse, Dreifußgefäße aus Eisen und Ton, Pfannen aller Art, Bratspieß, Schmarrnschaufeln, Kienspanhalter verschiedener Größen und Formen aufgestellt werden. In einem Schlüsselkorb, auf dem Tisch und der Bank fand das übrige Koch- und Eßgeschirr wie Küchengerät seine Aufstellung. Hier fehlt nicht eine große „Teigschüssel“ aus Holz, die aus dem Vollen gearbeitet ist.

Viele der bereits erwähnten und im folgenden noch zu erörternden Ausstellungsgegenstände sind nahezu völlig aus dem Gebrauch gekommen. Der umsichtigen Sammeltätigkeit, der tiefen Verbundenheit zu Land und Leuten, die den bis 1945 tätigen Kustos Prof. Fritz Weninger auszeichnen, verdankt das Museum seine heutigen, reichen Schätze. Selbst aus dem Bauernland um Aspang stammend, hatte er neben reicher künstlerischer Begabung auch das richtige „Gspür“ dafür. Zu völlig unbekanntem Schätzen Neunkirchens gehören zahlreiche Studien, Zeichnungen und Aquarelle aus seiner Hand. Es sind dies Szenen aus dem Volksleben, zahlreiche Interieurs, Werkstätteneinblicke, Studien zur heimatlichen Tracht, Gerät, ja schließlich viele Volkstypen.

Ein Raum konnte den landwirtschaftlichen Geräten gewidmet werden. Hier ist es nun der Kustos Karl Schmidl, der mit großem Ordnungssinn die bestehenden Lücken immer noch aufzufüllen weiß. Das Gerätewesen blieb bis zur Gegenwart wenig berücksichtigt. Doch unsere Zeit mit ihren revolutionierenden Neuerungen auch auf dem Gebiet der Landwirtschaft machte es zur dringenden Notwendigkeit, landwirtschaftliche Geräte, sozusagen in letzter Minute, zu sammeln. Im Museum Neunkirchen finden sich Acker-, Heu-, Ernte-, Garten- und Stallgeräte, Joche, Kummete, Hufeisen, Glocken und Schellen, Vorratsgefäße, Maße, Waagen und Gewichte, bäuerliche einfache Maschinen u. a. m. (Abb. 14).

Im Mittelpunkt menschlichen Denkens und Fühlens steht der Glaube. Bauern, Handwerker, Waldarbeiter, Grubenarbeiter besitzen seit altersher ein eigenes religiöses Leben. So werden in allen Ständen heilige Patrone verehrt, die aus ihrer menschlichen Erfahrung im Erden- und Berufsleben geeignet sind, die Belange der Bittenden Gott zu vermitteln. Ihre Standbilder zieren Kirchen, Kapellen, öffentliche Plätze und reichen bis in die entlegensten Hütten. Schon früh bildete sich auch ein ausgedehntes Wallfahrtsleben aus. Im Steinfeld konnten an Kultheiligtümern vor allem hilf spendende Bründln entstehen. Neben befestigten Bergkirchen sind es im Bezirk Neunkirchen aber auch kleine Kapellen im Walde, die gläubige Menschen erbauten. Hier sind es bei zwanzig Kultstätten, die verehrt wurden und werden. Eine Übersichtskarte findet sich im Ausstellungsraum „Volks Glaube“, der bei der Neuaufstellung, wegen seiner übergeordneten Bedeutung an den Beginn der volkskundlichen Sammlung verlegt wurde. Den älteren Bestand der religiösen Volkskunstsammlung bildet ein barockes Altarblatt mit einer Darstellung der hl. Susanne, als Pestpatronin, vermutlich die Arbeit eines Wiener-Neustädter Malers, und sechs gotische und barocke Plastiken aus Holz, farbig gefaßt. Auch einige Wachsbossierungen und Reliquiare, Amulette und kleinere religiöse Andenken, wie eine Nachbildung des Gnadenbildes „Maria Hilf“ von Neunkirchen und eine Kopie eines Motivbildes von 1704, das 1945 beschädigt, nun aber restauriert wurde.

Im Zuge der Neuaufstellung und Sachbearbeitung konnte die Sammlung wesentlich erweitert werden. Votive und Motivbilder vom 17.—19. Jahrhundert wurden von der Sachbearbeiterin und dem Kustos 1960 an Wallfahrtsorten im Bezirk Neunkirchen als Dauerleihgaben entlehnt oder als Spenden erworben (Abb. 15).

Die bedeutendste Erwerbung ist wohl das Bild der hl. Wilgefortis, ein großes Ölbild, das vom hochw. Pfarrer aus Schwarzau am Steinfeld gespendet wurde. Nunmehr restauriert, bildet es ein interessantes spätes Belegstück der Kummernis-Verehrung. Das Ölbild, dem Bildkreis der Nazarener zuschreibbar, wurde vermutlich nach dem Kirchenbrand von 1864 neu erstellt und hing an einer Wand seitlich vom Hochaltar, wie sich die ältesten Leute aus Schwarzau erinnern können. Der Kummernis-Kult selbst reicht ins Mittelalter und erfuhr seine Ausdehnung über Deutschland, Österreich, Belgien, England, Frankreich, Spanien und Portugal. Dargestellt ist die von der Kirche mehr gelittene, als eigentlich anerkannte Legende um die Heilige mit der Spielmannsszene. Das Bild zeigt eine in prächtigen Frauenkleidern gehüllte Gestalt

mit Bart und Krone, die mit ausgestreckten Armen am Kreuz hängt, mit dem beschuhten Fuß auf einer Stütze aufstehend. Links von ihr kniet der Spielmann. Die Bildinschrift besagt:

„Hl. Wilgefortis, die Tochter eines heidnischen Königs war sehr schön und eine Christin. Sie sollte einen heidnischen Prinz heiraten. Da bat sie Jesum, ihr die Schönheit zu nehmen. Jesus sprach: Du sollst mir gleichen. Über Nacht bekam sie einen Vollbart. Wie das der König sah, sprach er: Bist du in einem deinem Gatten gleich, sollst es auch im andern sein und ließ sie kreuzigen. Vom Kreuze predigte sie die Lehre Jesu und viele bekehrten sich, unter diesen auch ihr Vater, er hat eine Kirche erbaut und die Statue seiner Tochter mit goldenen Schuhen hinein. Vor dieser spielte einst ein armer Fiedlmann und klagte ihr seine Noth. Da warf sie ihm einen Schuh herab. Als er ihn aber verkaufen wollte, hieß es, er habe ihn gestohlen und sollte hingerichtet werden. Bittend um die Gnade, ihn noch einmal vor der heiligen Jungfrau spielen zu lassen, führte man ihn hinein. Indem er spielte, löste sich der zweite Schuh vom Fuße und fiel herab. So wurde die Unschuld bewiesen.“ (Abb. 16).

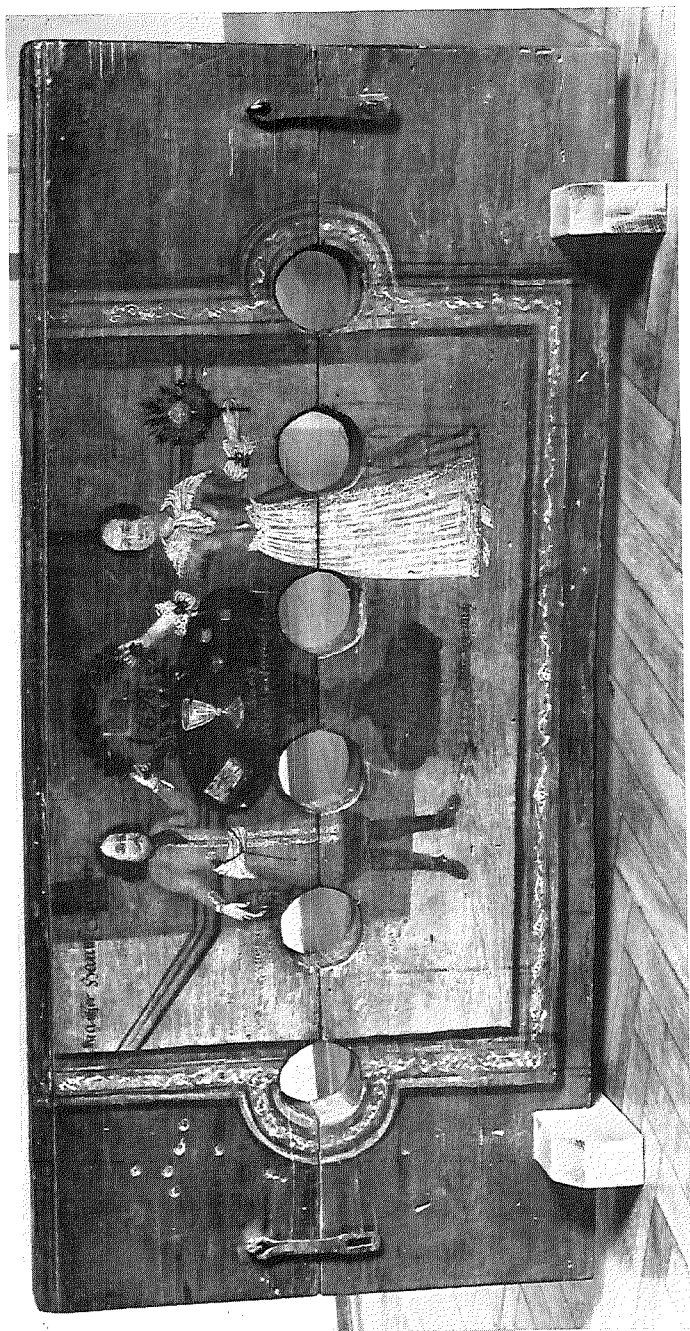


Abb. 1. Fußblock des Marktgerichtes Neunkirchen von 1698.



Abb. 2. Blick in den Raum der Zumfaltertümer.



Abb. 3. Herbergszeichen der Hufschmiede.



Abb. 4. Hauszeichen eines Hafners.



Abb. 5. Schützenscheibe mit Bergwerksdarstellung von 1807.

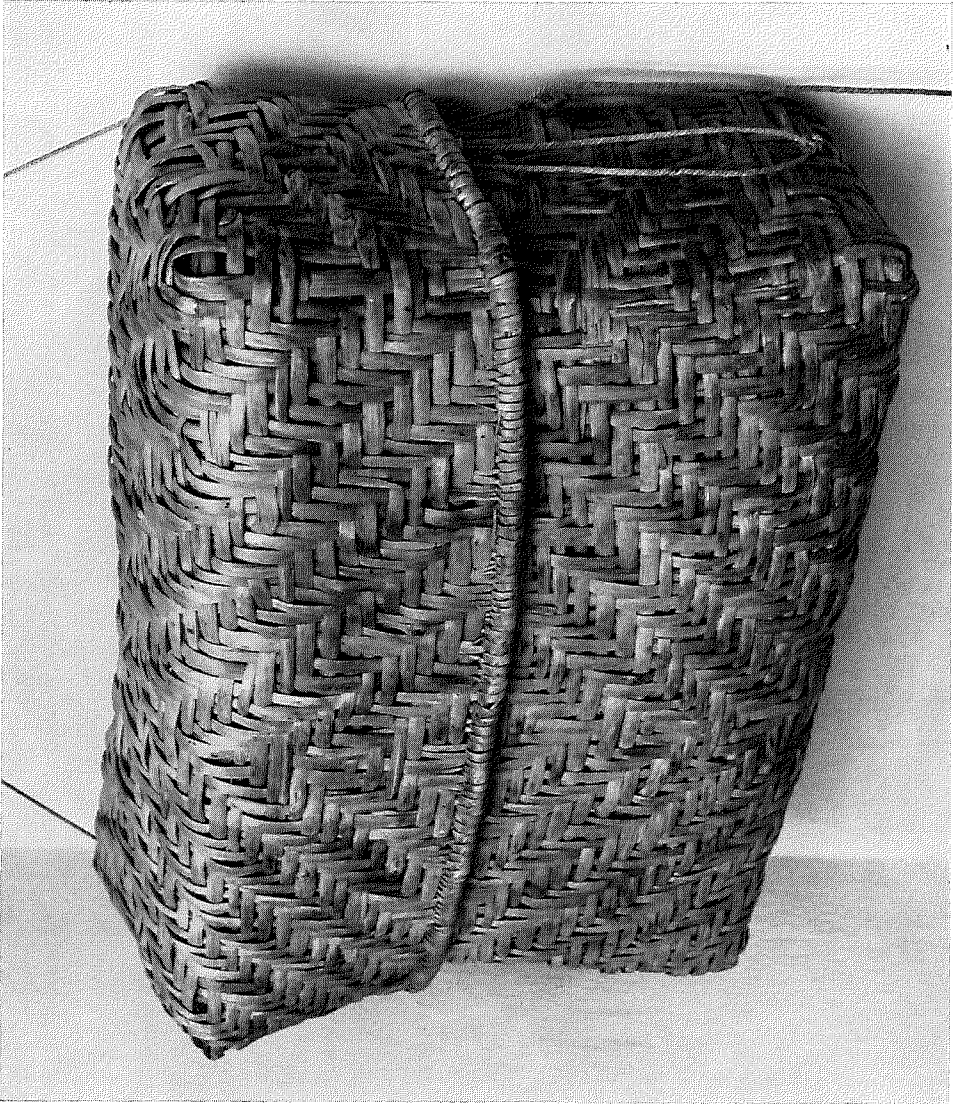


Abb. 6. Geflochtener Vorratskorb der Holzknechte.

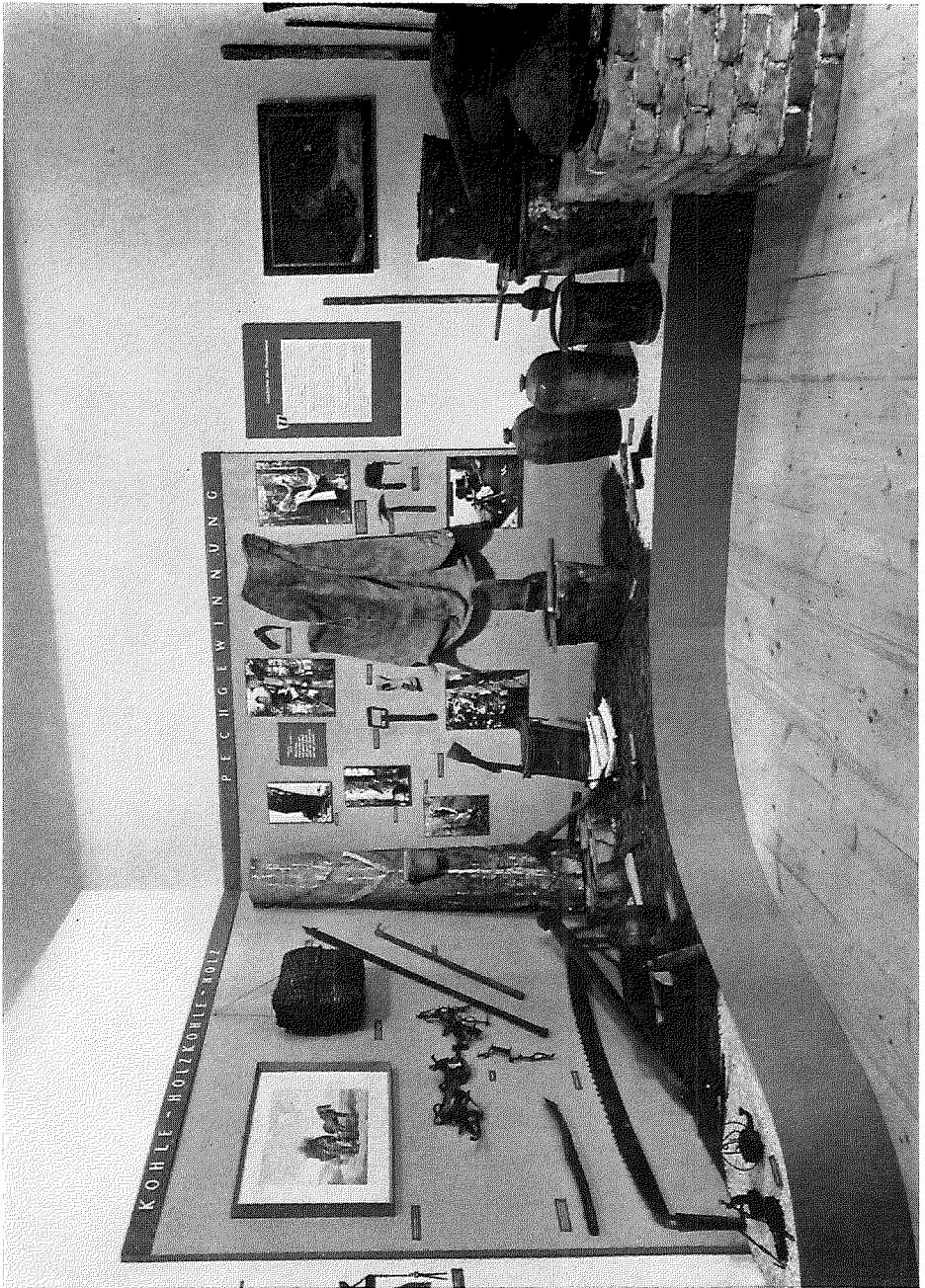


Abb. 7. Blick in den Raum der Harzgewinnung und Pechiederei.



Abb. 8. Schützenscheibe mit Darstellung eines schwarmlockenden Imkers.

zu Helene G r ü n n, Museum Neunkirchen



Abb. 9. Drahtelhaube aus dem Schneeberggebiet.

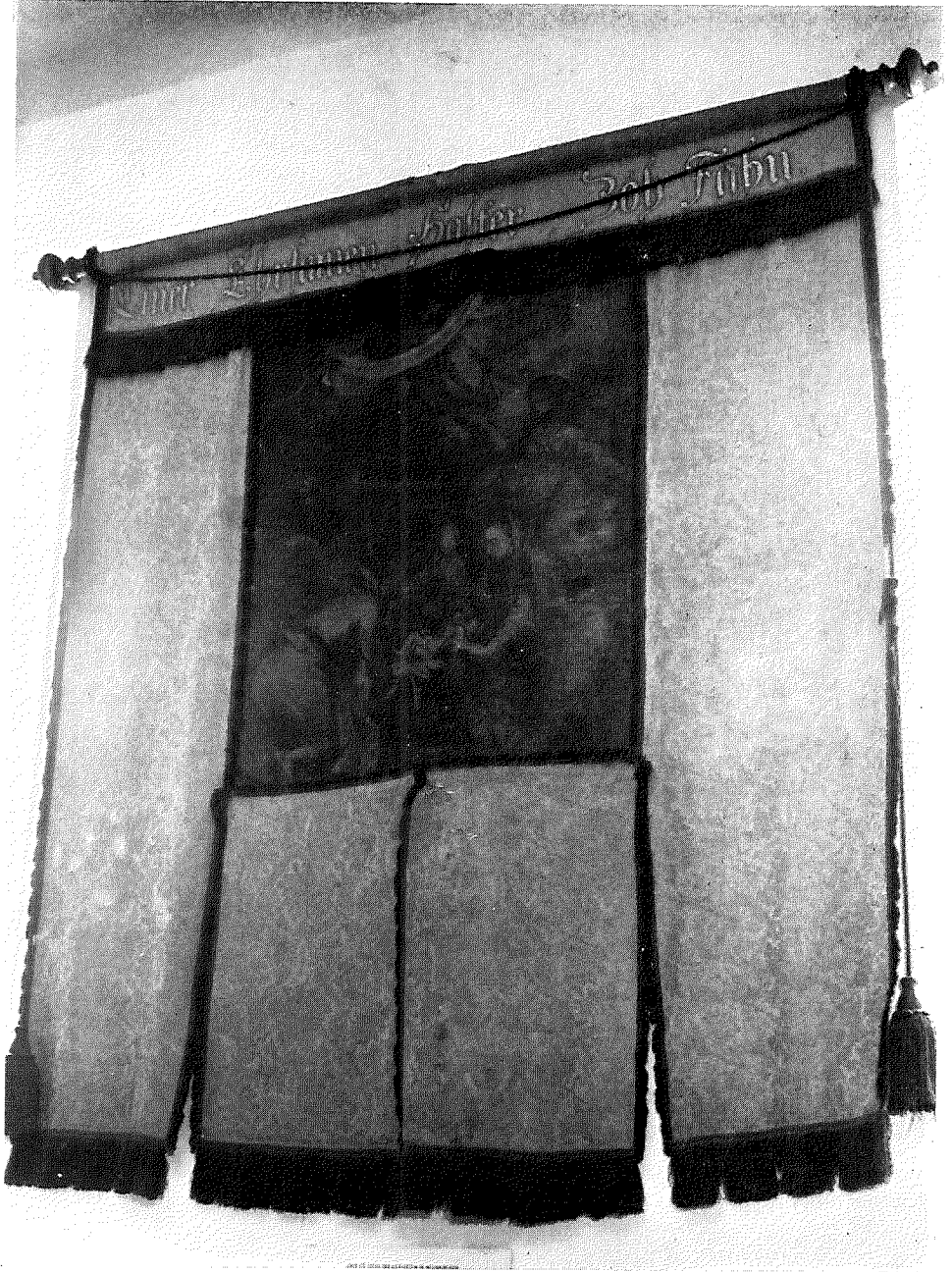


Abb. 10. Viehhalter-Zechfahne von 1765.

zu Helene Grün, Museum Neunkirchen

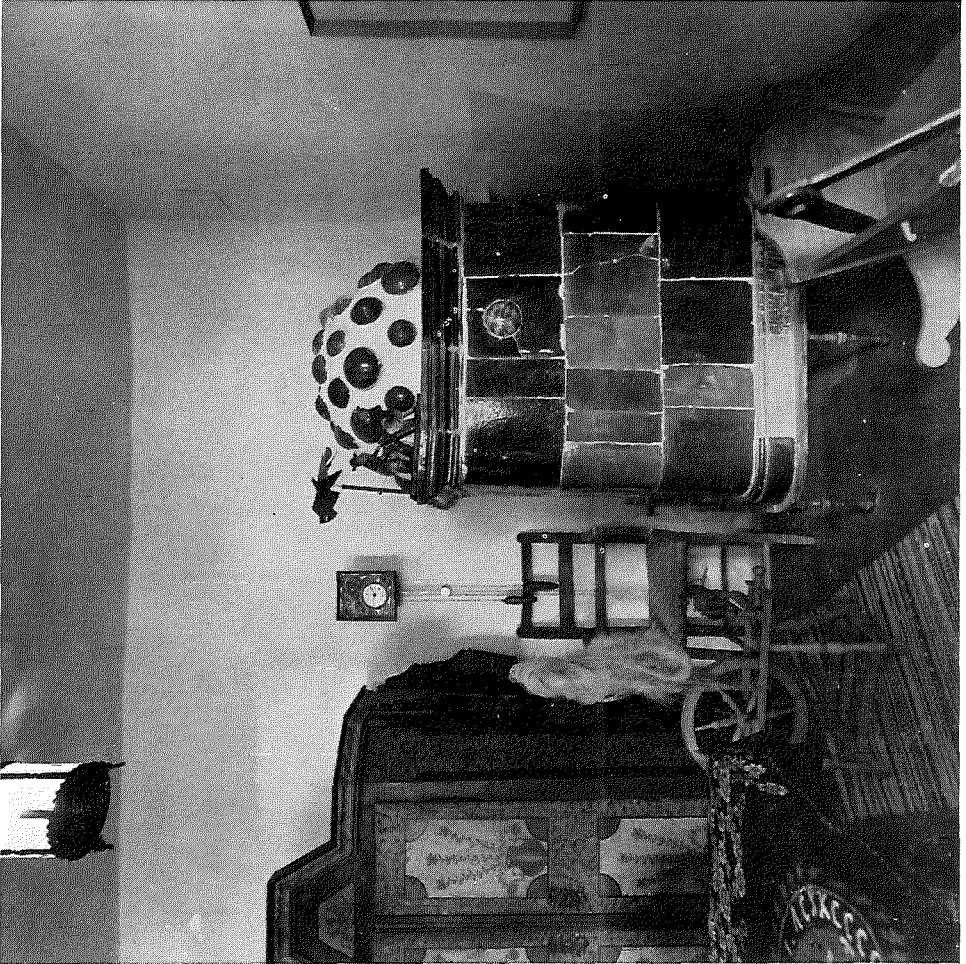


Abb. 11. Blick in Bauernstube mit grünem Kachelofen.



Abb. 12. Kleine Dienstofftruhe mit gewölbtem Deckel.

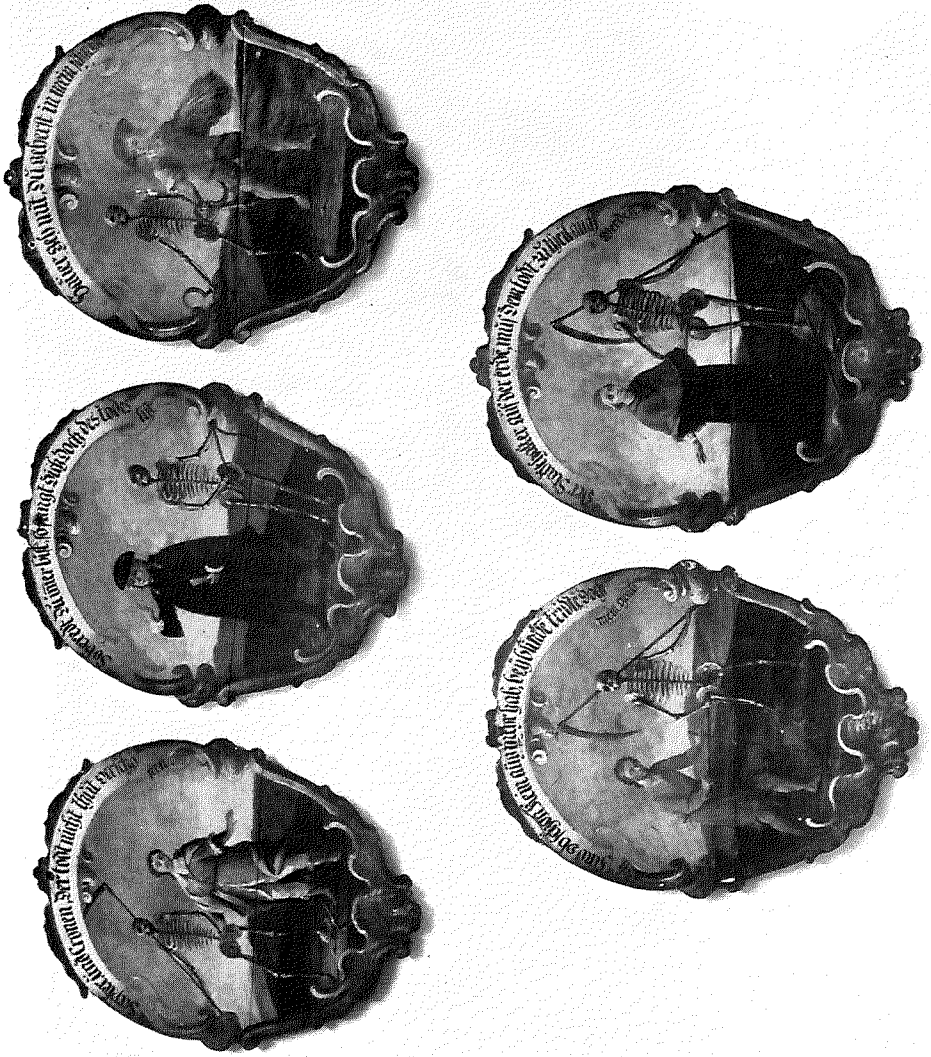


Abb. 13. Totentanzbilder des 18. Jahrhunderts aus Edlitz.

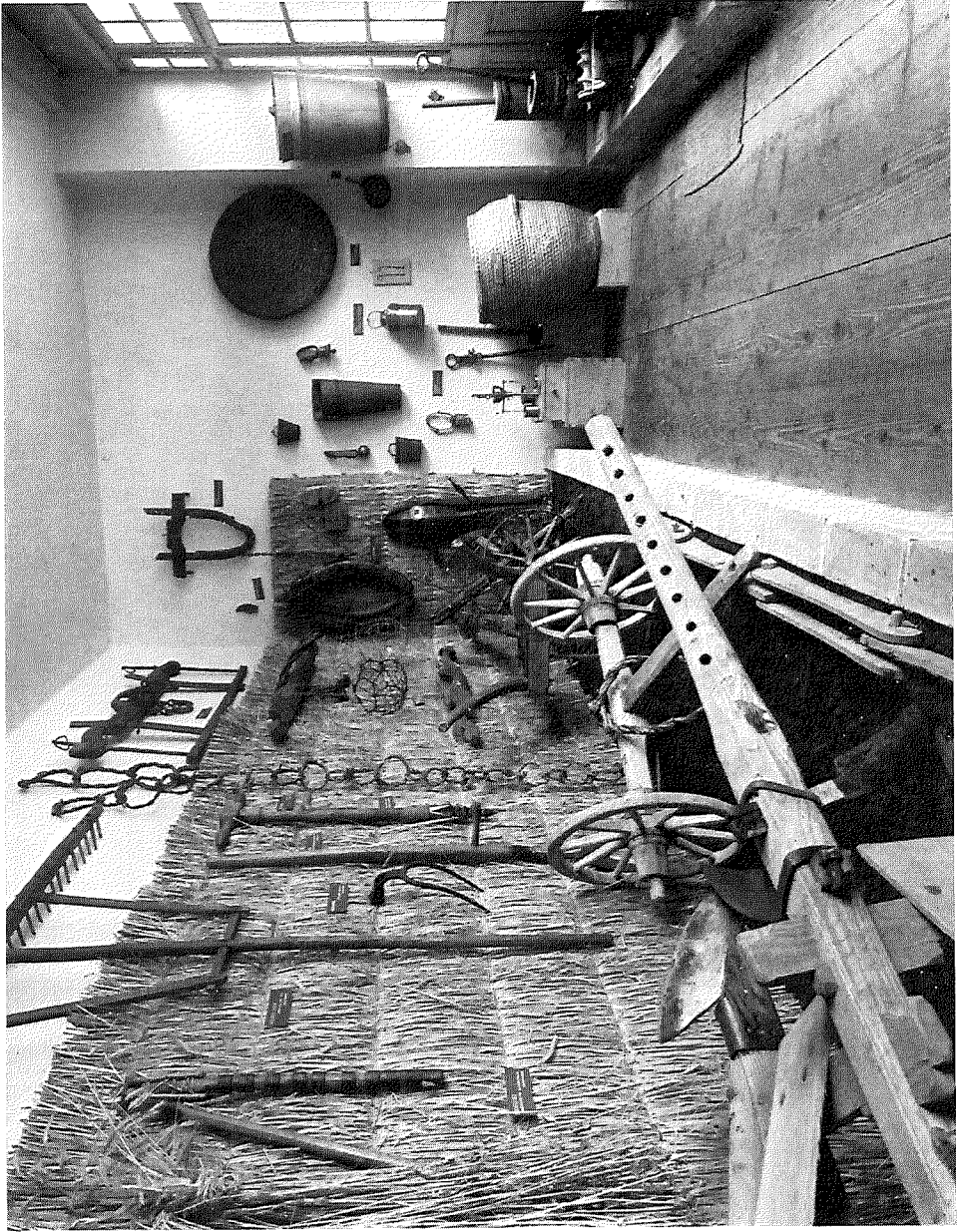


Abb. 14. Blick in den Raum der landwirtschaftlichen Geräte.

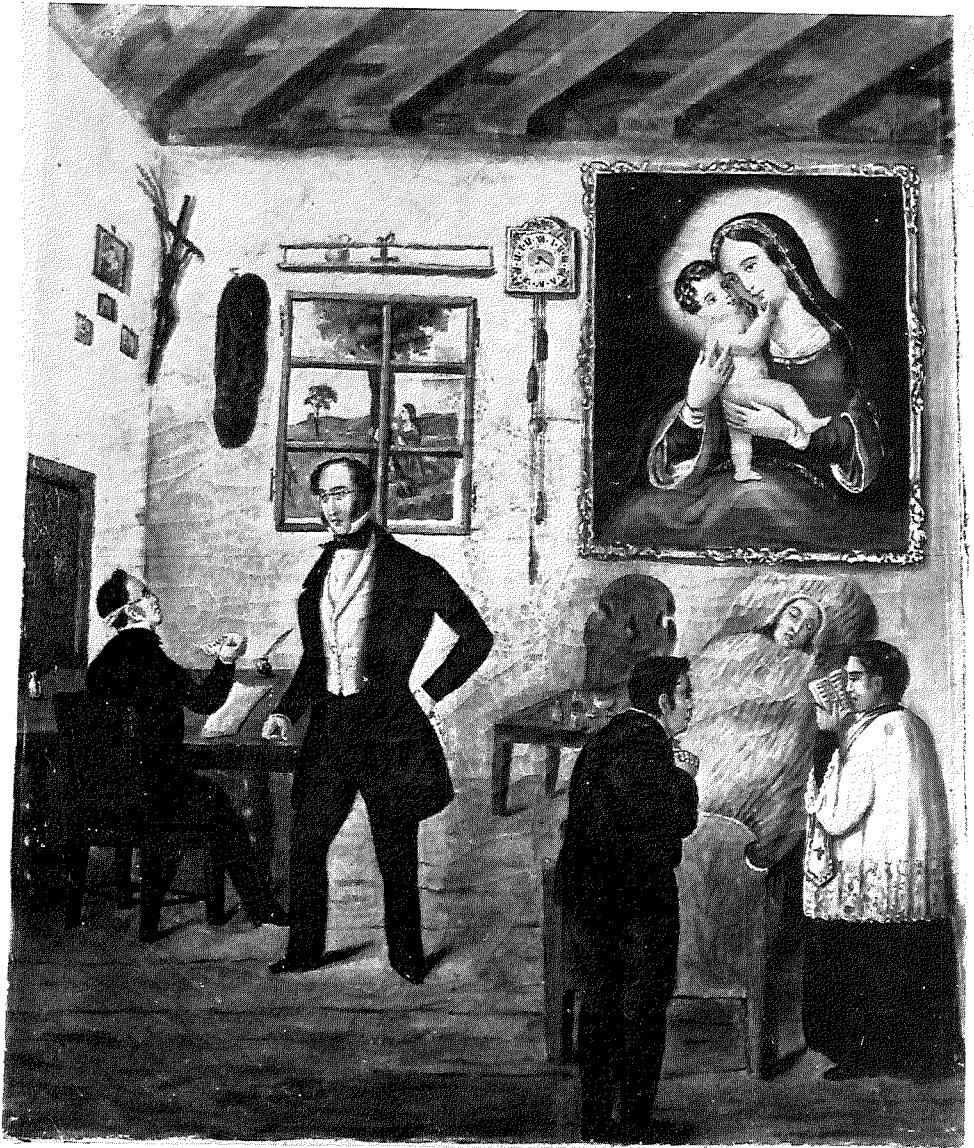


Abb. 15. Votivbild aus dem Bezirk Neunkirchen.



Abb. 16. Hl. Wilgefortis aus Schwarzau am Steinfeld.

Probleme und Aufgaben der Arbeitervolkskunde in Österreich

Von Karl Ilg

Seit einem Jahrzehnt bildet die Arbeitervolkskunde an unserem Innsbrucker volkskundlichen Institut ein immer wieder behandeltes Seminarthema. Wir mußten zu ihm geradezu zwangsmäßig vorstoßen.

Volkskunde ist uns Kunde vom „Volke“. Sie beschäftigt sich dabei mit den *geistigen* Inhalten und Formen dieses Objektes und den aus ihnen entsprungene**n** bzw. entspringende**n** Äußerungen und Schöpfungen.

Unter „Volk“ verstehen wir die *Gesamtheit* einer Gemeinschaft von Menschen, allerdings einer Gemeinschaft von Menschen ganz bestimmter Art.

Diese Art ist uns gegeben durch das Phänomen der „Nachbarschaft“ und „Verwandtschaft“ dieser Menschen, denn ihre Gemeinschaft erstreckt sich über Menschen eines ganz bestimmten Raumes (der auch sein bestimmtes Schicksal hatte und hat) und über Menschen, die miteinander durch eine gleiche Abstammung, also durch die Geburt verbunden sind.

Im Worte Nation (lat. nascere, geboren werden) klingt dieser Hinweis auf die aus der Geburt abgeleitete Verbundenheit bekannt deutlich genug entgegen.

Gleichwohl sind wir gewohnt — und schlug ich seinerzeit¹⁾ schon vor — „Volk“ nicht nur im Sinne der Nation zu gebrauchen, sondern auch auf Gemeinschaften kleinerer Ordnungen anzuwenden, z. B. einer Talschaft und selbst einer Stadt und eines Dorfes, wie es denn auch „Volk“ schon vor dem Auftreten von Nationen gegeben hatte und heute noch vielfältig außerhalb Europas gibt; ja selbst auch noch innerhalb Europas: Mit voller Überlegung richtete daher Kaiser Franz Josef 1914 sein Kriegsmanifest nicht an die „Nationen“ der österreichisch-ungarischen Monarchie, sondern an „seine Völker“!

¹⁾ Karl Ilg, Um die Ziele und den Betrachtungsgegenstand der Volkskunde. („Burgenländische Heimatblätter“, 13. Jg., 1951, Heft 3).

Damit sollten offenbar die Menschen in ihren angestammten, Schutz und Trutz verbürgenden Gemeinschaften angesprochen sein und nicht nur die „Bevölkerung“ der Doppelmonarchie. Und so stellt sich auch uns das Volk als solche, in den tiefen Wurzeln von Nachbarschaft und Verwandtschaft verankerte und durch sie gewordene Gemeinschaft dar.

Diese Art menschlicher Gemeinschaft „Volk“ ist uns für das menschliche Leben so bedeutend und tiefgreifend, daß sich ihr mit Recht eine eigene Wissenschaft widmet, um die mannigfaltigen Beziehungen und Verbindungen jedes menschlichen Individuums mit ihr aufzuzeigen.

Jeder Volksangehörige empfängt von ihr einen Großteil seiner körperlichen und geistigen Eigenart.

Die gewaltige Bedeutung und Notwendigkeit der Gemeinschafterscheinung Volk ließ ich in meiner Antrittsvorlesung²⁾ — gleich der Familie und Sippe — von der Naturtatsache ableiten, daß ohne Gemeinschaft keine Fortpflanzung menschlicher Art und kein gesundes Aufwachsen des jungen Geschlechts möglich ist.

Gemeinschaft umfaßt — schon nach Danzel — den ganzen Menschen und *dauernd*. Der Volkskunde wird daher im gleichen Sinne erst voll entsprochen sein, wenn sämtliche „Glieder“ desselben untersucht und dargestellt werden können.

Nur dann wird sie auch der wissenschaftlichen Forderung nach möglichst vollständiger und objektiver Wahrheitsauffindung gerecht. Nur damit läßt sich auch ein Volk dem anderen umfassend schildern und die Voraussetzung für eine wirkliche *Völkerverständigung* finden.

Ebenso lassen sich aber auch nur auf diesem Wege die einzelnen Gruppen — nicht Schichten, sondern wie erwähnt, *Glieder* — dieser Gemeinschaft gegenseitig bekanntmachen und zum *gegenseitigen Verständnis* heranzuführen.

Beiden Zielen kann die Volkskunde um so mehr dienen, je mehr sie nach Vollständigkeit strebt. — *Sie wird darin selbst wieder Anerkennung und Bedeutung* durch ihre unmittelbare Anwendung und Verwendbarkeit finden!

*

Die Ansicht, daß der natürlichste Stand im Volke, der Bauernstand, vor allem die Wesenheit des Volkes erkennen lasse und dieser den „Vulgus“ — wie man sich einst ausdrückte — am reinsten und klarsten verkörpere, wurde in harten, aber zugleich fruchtbaren Lehrstreiten dahingehend berichtet, daß das Volks-

²⁾ Karl II g. Die Gegenwartsaufgabe von Sitte und Brauch, („Tiroler Heimat“, XX, Bd. 1956).

tümliche in jedem Menschen und Stande mehr oder minder enthalten sei, aber auch immer wieder, wie alles Lebendige, einem Wandel und einer Entwicklung unterworfen sei.

Daher soll die Volkskunde bei der Untersuchung und Berichterstattung über den bäuerlichen Stand nicht stehen bleiben, sondern alle Glieder und Gruppen miteinbeziehen — neben anderen Ständen — *auch den Arbeiterstand*.

Als wir uns dies in Innsbruck vor über 10 Jahren sagten und zur Untersuchung des Arbeiterstandes in Tirol schritten, der auch hier 60% der Bevölkerung ausmacht, konnten wir dies umso berechtigter wagen, nachdem der Bauernstand eines Landes selten so umfassend, namentlich durch die Forschungen meines 85-jährigen Lehrers *H. Wopfner* dargestellt wurde, wie in Tirol.

*

Bekanntlich offenbart sich das Wesen eines „Volkes“ — und natürlich ebenso seiner „Glieder“ — durch die *Äußerungen*, die unsere fünf Sinne ansprechen. Durch diese Äußerungen machen sich die Mitglieder einer menschlichen Gemeinschaft unter sich verständlich. Auch wird durch sie diese Gemeinschaft miterhalten, weil diese Äußerungen, wie ich in meiner erwähnten Antrittsvorlesung dartat, als sehr wichtige und *unentbehrliche* „*Schutzmittel* der Gemeinschaft“, fern jeder nur musealen Bewertung aufzufassen sind! — Ebenso stellen sie bekanntlich für den Volkskundler auch die Mittel zur Erwerbung seiner Erkenntnis und Kenntnis vom Volke dar.

Die volkstümlichen Äußerungen bilden zugleich unter den vielen Möglichkeiten der Verständigung und Äußerung ein *Auswahlgut*, das sich durch Verbreitung und Überlieferung ergibt und erhält.

Je verbreiteter und überlieferter dieses Auswahlgut im Volke und in seinen Gliedern *gegenwärtig* ist, umso *volkstümlicher ist es jetzt*. Dasselbe gilt gleichlautend von der Volkstümlichkeit eines Gutes zu einem anderen Zeitraum. Wir weisen damit wieder — nur nebenbei — auf die Notwendigkeit der Unterscheidung zwischen gegenwärtigem und vergangenem volkstümlichem Gut hin.

*

Von einer alten lebendigen Gemeinschaft erwarten wir mit Recht eine Fülle volkstümlichen Gutes. Diese begegnet uns in der Tat beim Bauernstande auch in auffallendster Weise. Folgerichtig werden wir daher beim eben erst gebildeten Arbeiterstande nur einen Bruchteil dieser volkstümlichen Fülle erwarten, wie ich dies

jüngst auch bei meiner Gründungsrede³⁾ zum Vorarlberger Heimatwerk, im österreichischen Bundeslande Vorarlberg also, mit seiner besonders starken Industrieballung, betonte.

Neben volkstümlichen Äußerungen im Arbeiterstande waren, angesichts seiner Jugend, selbstredend auch die „volksläufigen“ — d. h., die noch nicht in seinem Umfang „tradierten“ —, heranzuziehen. Mit dieser kurz skizzierten Einstellung traten wir also an unsere Aufgabe heran.

*

Im Jahre 1949 lautete das Generalthema unseres zweistündigen Oberseminars: „Arbeitervolkskunde, Probleme und Aufgaben.“ Am Ende jenes Semesters wurde eine erste, leider dann durch Unglücksfälle des Dissertanten immer wieder verzögerte und hoffentlich bald zu erwartende Dissertation zu diesem Thema der Arbeitervolkskunde Tirols ausgegeben mit dem Titel: „Zur Volkskunde der Knappen des Haller Salzbergwerks.“

Ein Jahr später — 1950 erschien im Österreichischen Bundesverlag die Arbeitervolkskunde von *Johann Mokre*, des Soziologen aus Graz. Sie gab neue Anregungen und feuerte uns namentlich durch das angebotene, von eigenen Beobachtungen und Erfahrungen abweichende Vergleichsmaterial, nicht zuletzt aber auch durch die dem Soziologen eigene Art der Verallgemeinerung — während sich uns die vielen Variationen und Unterschiede in der räumlichen und sozialen Lagerung aufdrängten — zu weiteren Anstrengungen an.

1952 erschienen im Verlag „Jugend und Volk“ in Wien zwei Dissertationen, angeregt und gefördert vom Wiener Stadtarchiv: „Studien zur Sozialgeschichte von Ottakring und Hernals“ von *Felix Czeike* und *Walter Lugsch*. Durch sie wurden ausgezeichnete Einblicke in das Leben der Arbeiter in Wiener Bezirken, einmal im 17. und 18. Jahrhundert, einmal im 19. Jahrhundert erarbeitet.

Verschiedene weitere Veröffentlichungen, bis zu den ausgezeichneten *Brepohls* über „Industrievolk im Ruhrgebiet“ ,Tübingen 1957, zeigen deutlich, daß das Thema der Arbeitervolkskunde immer weitere Betreuer fand und noch mehr finden wird.

Wenn wir mit unseren eigenen Ergebnissen bis jetzt zurückhielten und erst im vergangenen Jahre erstmals an die Öffentlichkeit traten,⁴⁾ so nur, um das Ausreifen einer soeben noch im

³⁾ Karl II g. Über den Sinn und Zweck des „Vorarlberger Heimatwerkes“ (Jb. d. Vbg. Landesmuseumsvereins, 1958/59).

⁴⁾ Karl II g. Arbeitervolkskunde in Österreich, („Kulturarbeit“ 12. Jg., Heft 5, Stuttgart 1960).

Gang befindlichen weiteren Untersuchung abzuwarten, um sie alle dann als „Beiträge zur Arbeitervolkskunde Tirols“ erscheinen zu lassen.

Ähnliches wird später aus Vorarlberg zu erwarten sein, wo mir diese Probleme in meiner Heimatgemeinde Dornbirn von Jugend auf vor Augen geführt wurden.

*

Wir hatten absichtlich mit unserer oben erwähnten ersten Dissertation und somit für unsere Aufnahmen und Beobachtungen in der Arbeitervolkskunde ein Objekt gewählt, von dem wir mit gutem Grunde erwarten konnten, daß sich an ihm unschwerer als an anderen „Volkhaftes“ erkennen lasse und hofften gleichzeitig, auf diesem Wege uns eine Methode der Beobachtung des noch fast völlig Neuen und Unbekannten erarbeiten zu können oder, wie es Brepohl anschaulich ausdrückt, auf diese Art am besten die Suchgräben zu setzen.

Wir wählten also die Gemeinschaft der *Knappen des Haller Salzbergwerks*, einer schon Jahrhunderte alten, bodenständigen Arbeitergemeinschaft. Herr Theodor Schrievers — als Werkstudent in den Sommerferien selbst öfters Kumpel gewesen — schickte sich nunmehr nach den erfolgreich und verständnisvoll gewährten Abmachungen mit den Bergwerksbehörden an, mehrere Monate, insgesamt fast $\frac{3}{4}$ Jahre, mit den Knappen Arbeit, Brot, Wohnung und Freizeit zu teilen.

Das Ergebnis breitet sich jetzt als eine umfassende Volkskunde dieser alten Arbeiterschaft vor, indem uns ihre Lebenshaltung und ihr Zusammenleben in der Arbeit, im Siedeln und Wohnen, im Kleiden, in Sitte und Brauch usw., ihr Einfügen in die Dorfgemeinschaft und wieder in ihrer Eigenständigkeit vor Augen geführt wird.

Gleichzeitig war uns an einem Beispiel erwiesen, daß sich die Arbeiterkunde Mokres unter *keinen* Umständen mit allen Teilen der Arbeiterschaft deckt — und daß erst eine räumlich gelagerte und möglichst ausgedehnte volkskundliche Untersuchung — der Mannigfaltigkeit des, wie Riehl sagte, „immer noch reichgegliederten Volkslebens“ gerechte — eine *wahrhafte* Aussage über unsere Arbeiterschaft erbringen könne.

*

Mokre entwarf uns von der Arbeiterschaft ein größtenteils un erfreuliches, düsteres Bild:

Es laste auf der Arbeiterschaft die Abhängigkeit vom Brotherrn angesichts des rasch kündbaren Lohnverhältnisses in beson-

derem Maße. Im Gegensatz zum zwar ebenfalls kündbaren Generaldirektor stünden dem Arbeiter in der Not keine Rücklagen zur Verfügung. Dazu wäre das Einkommen zu gering. Die Aussichtslosigkeit im Hinblick auf die Änderung dieser Lage bedrückte fühlbar. Auch das rasch kündbare Lohnverhältnis, das knappe Einkommen und die daraus resultierende praktische Besitzlosigkeit schufen aus diesem Arbeiterstande das Proletariat des 19. und 20. Jahrhunderts!

Mokre zeigt uns den Arbeiter in Wohnkasernen hineingepfercht. Die Leute wohnten Tür an Tür, eng zusammengedrängt, in der kümmerlichen Wohnung ebenso wie in der Siedlung. Denn die Arbeitersiedlung gleiche einem Ghetto, bestehend aus verrußten Gebäuden mit schmutzigen Höfen innerhalb schachtartig aufsteigenden Mauern. In diesen unfreundlichen Höfen hänge Wäsche, kreischten Weiber und spielten Kinder. Vom blauen Himmel sähen sie alle nur einen kleinen Ausschnitt, von der grünen Natur nichts. Jeder, der in diesem Arbeiterviertel, das unmittelbar neben den rußenden Fabrikhallen steht, nichts zu tun habe, flüchte schleunigst aus ihm. Daher begäben sich der Direktor und seine Ingenieure nach Arbeitsschluß eiligst in ihre Villen in einem anderen Teil der Stadt.

Auch die in diese düsteren Höfe und Straßenfluchten blickende Wohnung biete kein freundlicheres Milieu, als die Siedlung. Auch hier alles viel zu eng, dürftig und lärmefüllt. Das Haus, in dem sich diese Wohnung befindet, habe nicht der Arbeiter gebaut, es wurde für ihn gebaut und von jemandem, der den Arbeiter nicht verstanden und ihn nicht als voll und ebenbürtigen Mitmenschen erfaßt habe.

So also lebten diese Arbeiter mit ihren Frauen und Kindern im Ghetto — abgeschlossen, nur unter ihresgleichen —, wie sie auch in der Fabrik nur unter ihresgleichen verkehrten.

In dieser Fabrik aber zählten nur die „Hände“. Sie „bedienten“ die Maschinen. An eine Umkehr dieses sinnwidrigen Verhältnisses zwischen Mensch und Maschine wäre nicht zu denken und nicht auf diese zu hoffen. Es käme nicht dazu, daß die Maschinen den Arbeiter bedienten. Denn wenn es wieder einmal durch die Erfindung und Einstellung einer entsprechend rationell funktionierenden Maschine so weit wäre, würden wieder Arbeiter eingespart.

Auch die Arbeit selbst — zumeist Fließbandarbeit — erdrücke in ihrer Monotonie und Geistestötere.

Ausgestoßen aus dem schöpferischen Dasein der anderen, ohne Aussicht auf Erlösung, von anderen gemieden — meide er

auch die anderen. Auch kleide sich der Arbeiter so, wie er sich fühle — als Proletarier — mit billigem Zeug, Sonn- und Werktags dasselbe!

Aus dieser Abgeschlossenheit heraus resultiere der Klassenkampf, der mit „bäuerlicher“ Energie ausgetragen werde. Überhaupt lasse sich manches in der Haltung des Arbeiters als bäuerliches Erbgut bezeichnen, so etwa seine Uerschütterlichkeit bei harten und gefährlichen Arbeitsverrichtungen, sein Familiensinn, der schlimmste Erschütterungen überstehe, sein Kameradschaftsgefühl, das ihn immer wieder zu größten nachbarschaftlichen Leistungen befähige.

Dem Klassenkampf läge jedoch vorerst ein rein „negatives“ Klassen- und Standesbewußtsein zu Grunde. Aus dem Ghettogefühl im Geistigen, wie im Materiellen, habe sich zu allen übrigen Ständen eine feindselige Stellung entwickelt, zugleich aber auch ein Gemeinschaftsgefühl zu allen übrigen Arbeitern auf der Welt. Die Gemeinschaft dieses Standes wäre wie jene des Sklaven im Negativen erzwungen worden. Das positive Standesbewußtsein sei erst langsam im Erwachen: der Stolz auf den eigenen Stand! Noch lange würde der Arbeitervater seinen Kindern wünschen, diese möchten es einmal besser wie er haben, und er würde daher versuchen, seine Kinder aus dem Arbeiterstande herauszuheben.

Das mit wenigen Strichen hier aufgezeigte Bild nach Mokre ist erschütternd und mit Recht dazu angetan, die Sorgen des Arbeiterstandes den übrigen Ständen im Volke nahe zu bringen. Allerdings scheint uns dieses erschütternde Bild zum Teil schon der Vergangenheit anzugehören und auch den Verhältnissen in der Großstadt nicht mehr voll zu entsprechen.

Allein, für die Jahrzehnte vor unserer Gegenwart traf es ohne Zweifel in vollem zu. Für die noch weiter zurückliegende Vergangenheit haben es ebenso die oben erwähnten Veröffentlichungen Czeikes und Lugschs für das 17. und 18. Jahrhundert und für das 19. Jahrhundert an Beispielen aus Ottakring bzw. aus Hernals bestätigt und die äußerst betrübliche Lage mit umfangreichem historisch-statistischen Material belegt. Ähnlich boten die vom Bregenzer Archivar M. Tiefenthaler 1953 herausgebrachten „Kreisamtsbereisungen“ aus dem genau entgegengesetzten Winkel unseres österreichischen Vaterlandes, nämlich aus Vorarlberg, ein genau so tief betrübliches Bild vom Arbeiterleben im 19. Jahrhundert. Eine Stundenleistung von fünf Uhr früh bis acht Uhr abends, 97 Stunden die Woche! Ein Hungerlohn, der der Familie für die ganze Woche 1 Pfund Fleisch miserabelster Sorte einkaufen ließ. Genau so im Westen, wie im Osten Österreichs ein er-

schreckendes Unverständnis für die Anforderungen des Menschen hinsichtlich Unterkunft, Nahrung, Gesundheit — selbst dem Kinde gegenüber, das unter gleich harten Bedingungen zur Arbeit herangezogen wurde. Dadurch wurde die ohnehin geringe Lebenserwartung dieser Menschen noch mehr und weiter verringert.

Jedermann weiß, daß dieses Bild jedoch nicht für Österreich allein zutraf, sondern in ganz Europa Gültigkeit hatte, angefangen von Lyon, wo etwa die Arbeiterinnen in den Seidenwebereien mit Händen und Füßen arbeiten mußten und zu diesem Zwecke den ganzen Tag in den Gurten hingen, bis zum grauenvollen Bild, das uns Dickens aus England bot und bis zu Hauptmanns „Weber“.

Krankheiten rafften diese Menschen früh aus ihrem freudlosen Dasein!

Erst 1876 vermochte alsdann, wenn wir uns wieder auf Österreich beschränken, die Gründung des Arbeitervereins, die tägliche Arbeitsverpflichtung dieser Armen auf 10 Stunden und die Abschaffung der Kinder- und Sonntagsarbeit in den Fabriken zu erreichen.

Daß sich unter solchen Umständen volkstümliches Gut in Sitte und Brauch, in Lied und Tanz, in Tracht und Hausbau usw. kaum entwickeln konnte, lag auf der Hand.

Gleichwohl entwickelten auch diese Ausgestoßenen mit ihrer ihnen anfänglich aufgezwungenen und alsbald aber aus eigenem Selbsterhaltungstrieb und mit dem Willen zur Verbesserung ihrer Lage geschaffenen Gemeinschaft eigene Gemeinschaftsformen volkstümlichen Gepräges. Wo Gemeinschaft — dort eben auch Gemeinschaftsformen, auch wenn nicht alle so sichtbar wurden, wie die unterdessen verbreitet auch von den übrigen Ständen (vielleicht mit Ausnahme des Bauernstandes!) übernommenen Sitte der Arbeiterfeier am 1. Mai.

*

Also versuchten auch wir uns in der Erkenntnis der volkstümlichen Äußerungen der Gemeinschaft der Arbeiter zu schulen und in dieses Neuland „Suchgräben zu graben“.

Dabei stellte sich uns von vornherein die übrigens typisch volkskundliche Frage, ob nämlich das von Mokre für die Gegenwart Wiens gezeichnete Bild — auch bei einem gewissen Abstrich der allzu düsteren Zeichnung — für Tirol auch oder noch zutraf.

Dem Volkskundler mußte es ja gerade um die Erkenntnis jener räumlich gebundenen und damit beschränkten Äußerungen gehen, weil sie eine typische Eigenart verraten, während dem Soziologen primär die Erkenntnis der allgemeinen Form des Ar-

beiters vor Augen stand und auch Mokre übrigens in verallgemeinernder Form berichtete. Würde also dieses eben verallgemeinernde Bild für Tirol bestehen können?

*

Um solche Fragen beantworten und zu diesem Zwecke Untersuchungen starten zu können, bedurfte es der Zustimmung und der Einsicht in die Zweckmäßigkeit von Industrieherrn zu, bzw. für solche Untersuchungen.

Ich sehe mich hier veranlaßt, Herrn Kommerzialrat Stapf in Imst und den Herren Bergwerksingenieuren in Solbad Hall zu danken und ihre Namen festzuhalten, nachdem sie nach meinem Vortrag unverzüglich zwei Werkstudenten in ihre Betriebe aufnahmen, sodaß der eine fast ein Jahr in der Textilfabrik Stapf/Imst, der andere — aus dem Ruhrbergbau stammend — dreiviertel Jahre, wie bereits erwähnt, im Salzbergbau tätig sein und beide also aus unmittelbarer Nähe und Anschauung und in gleicher und gemeinsamer Arbeitsverrichtung den Arbeiter in seinen volkstümlichen Äußerungen erforschen und erleben konnten.

Unterdessen konnte auch bei Swarowski in Wattens ein Student zu gleichen Untersuchungen angesetzt werden, wobei Chef Daniel Swarowski selbst in besonderer Weise vom Nutzen und der Notwendigkeit solcher Untersuchungen durchdrungen ist. Seine Haltung in Arbeiterfragen geht wohl sichtbar genug aus dem anschließenden Schreiben hervor, mit welchem er sich zum Zwecke der Erwerbung günstigen Siedlungsgrundes für seine Arbeiter an die Stadträte von Solbad Hall wandte:

Folgende Gedanken sollen Ihnen als Leitfaden bei der Projektierung der Arbeitersiedlung auf der Milserheide dienen.

Wir wollen es auf der Milserheide endlich einmal richtig machen: Dem werktätigen Menschen ein Stück des Heimatbodens zu seiner Verfügung stellen, auf dem er sich voll entfalten kann. Sein Grundbesitz, wenn auch nur um die 1000 m², soll ihm ermöglichen, seinen Lebensweg sicherer zu gehen, soll ihm während seines Wirkens der ruhende Pol, die friedliche Insel sein, auf die er sich immer wieder zurückziehen kann, um für den Lebenskampf Atem und Kraft zu holen. Er soll aber auch der Fleck Heimatboden sein, auf den er sich in seinem Alter zurückziehen kann, um sein Leben in rechter Weise ausklingen zu lassen, auf daß es für ihn zum inneren Gewinn werde.

Das Leben mit der Familie soll auf der Milserheide ein Leben im Rahmen der Natur sein, in rechter Verbindung mit Tier- und Pflanzenwelt. Es soll ihm gesunde Betätigung in frischer Luft, gesunde Ernährung, gesundes Aufwachsen der Kinder ermöglichen, und es soll ihm eine, wenn auch bescheidene, aber dennoch verläßliche Existenzgrundlage sein, die ihm gestattet, sich selbst zu helfen. Das ist besonders in Notzeiten von größter Wichtigkeit. Darüber hinaus soll es den Werktä-

tigen die Entfaltung vieler in ihm ruhenden Fähigkeiten gestatten, die bei der alleinigen Ausübung der manchmal eintönigen Fabriksarbeit zum Verkümmern verurteilt sind.

Er soll ein gereifter, vollwertiger Mensch im Kreise gleichartiger Mitmenschen sein, denen Nachbarschaftshilfe ein Herzensbedürfnis ist. Ein beglückendes Gemeinschaftsleben soll die Menschen auf der Milserheide mit Daseinsfreude erfüllen, und der in jedem gesunden Volk schlummernde Trieb zur Pflege urtümlicher Volksbräuche soll Entfaltungsmöglichkeit finden. Die Siedlung der Milserheide soll einen überblickbaren Kreis befreundeter Menschen beherbergen, der wieder weiß, was Volk und Heimat ist, in dem deshalb auch wieder die Liebe zur Heimat voll erglühen kann und damit auch die Bereitschaft, dem Vaterland alles zu geben, was es zu seiner Erhaltung benötigt.

Wenn wir auf der Milserheide das alles erfüllen, wird sich ein Kulturleben entfalten, das endlich Bestand haben wird, und es werden Menschen heranreifen, die das Leben voll nützen können zu ihrer materiellen Befriedigung, im besonderen aber zu ihrer seelisch-geistigen Vollendung. Damit findet das Menschsein eine Erfüllung, die der Schöpfer alles Lebens unverkennbar von Anfang an mit dem menschlichen Dasein auf dieser Erde wohl bezweckt haben mag.

Mit freundlichen Grüßen verbleibe ich

Ihr

Daniel Swarovski e. h.

Ohne Zweifel gehört dieses Schreiben für sich bereits in das Urkundenmaterial zur Arbeitervolkskunde und demonstriert die seit dem 19. Jahrhundert abgerollte, geradezu bergsturzartige Entwicklung im Verhältnis zwischen Arbeitgeber und -nehmer!

Im übrigen stießen unsere Untersuchungen auch bei den Arbeitnehmern auf größtes Interesse. Auch die Arbeiter wollten sich durchaus in ihrem Spiegel sehen, der ihnen vorgehalten wurde!

*

Die bisherigen Untersuchungsergebnisse in Tirol lassen zu den Ausführungen Mokres — wie erwartet — größte Unterschiede erkennen.

Sie zeigten auch, wie gefährvoll und abwegig es wäre, die Verhältnisse beim Arbeiterstande zu generalisieren, bevor nicht über die örtlichen Zustände und Abweichungen genauer Bescheid erbracht ist. Neben der immer zur Verallgemeinerung strebenden Soziologie des Arbeiters wird daher die räumlich sondierende Volkskunde in Zukunft wichtige Dienste zu leisten haben.

Was die Haller Salzbergknappen betraf, waren die Schilderungen Mokres für diese schon längst nicht mehr anwendbar. Hier hatte schon lange und freudig der Sohn den Beruf des Vaters ergriffen und hatte sich umfangreiches Volksgut entwickelt. Undessen ist dies aber auch bei den anderen Ständen der Fall!

*

Wir greifen zur Bekräftigung des Gesagten das Untersuchungsgebiet von Imst heraus, da es für einen großen Teil des Nordtiroler Landes, nämlich dessen westliche Hälfte, das sogenannte „Oberland“ als typisch zu bezeichnen ist.

Die Untersuchungen wurden, um dies noch einmal ausführlicher zu erwähnen, wie folgt vorgenommen. Um die volkstümlichen Äußerungen des Arbeiters zu erkennen und wahrzunehmen, wurde nach einem im Institut ausgearbeiteten Fragebogen vorgegangen, der seinerseits immer wieder ergänzt und verbessert werden konnte. Für den letzteren Umstand wurden auch die Erfahrungen des Instituts für Meinungsforschung in Allensbach nutzbar gemacht und der Dissertant eigens für kurze Zeit zur Ausbildung dorthin gesandt. Mit diesem Fragebogen in der Tasche bzw. „im Kopfe“ ließ sich nun Fräulein Irmgard C a r m a n s⁵⁾ als Arbeiterin im Fabriksbetrieb Stapf/Imst einstellen und machte im Laufe eines halben Jahres bzw. weiterer angeschlossener Arbeitsverpflichtungen den Rundgang durch alle Maschinsäle und Arbeitsräume mit. Auch in ihrem übrigen Leben mußte sie das Leben einer Arbeiterin leben. Sie speiste mit den Arbeiterinnen und Arbeitern, wohnte mit einer anderen Arbeiterin in einem Zimmer zusammen, bei einer Mietfrau, die selbst auch wieder Arbeiterin gewesen war und teilte so mit den Arbeitern, wie man so schön zu sagen pflegt, Freud und Leid. Jede gemeinschaftliche Äußerung wurde notiert und alsbald war der Kontakt auch so weit gediehen, daß auch direkt Fragen gestellt werden konnten. Nach einem halben Jahr war sodann auch das kameradschaftliche Verhältnis mit der Arbeiterschaft des Betriebes Stapf hergestellt, so daß die Arbeiter ohne Bedenken gebeten werden konnten, sogar schriftliche Fragen schriftlich zu beantworten. Umgekehrt hatten wir unterdessen auch erfahren, wie und welche Fragen zu stellen wären.

Was die berechtigte Frage nach der wissenschaftlichen Objektivität des Explorators und den wissenschaftlichen Wert der hier geschilderten Wahrheitssuche betrifft, so scheint sie uns „mehr Punkte“ als die Arbeit des Historikers zu besitzen. Jenem fehlt zwangsmäßig die eigene Erfahrung der Zeit und ihrer Umstände, während sie bei unserem Explorator zum selbstverständlichen Rüstzeug gehören.

⁵⁾ Lindner, Carmans I. Die Gemeinschaftsbeziehungen der Arbeiterschaft eines modernen Textilbetriebes im tirolischen Oberinntal.

Diss. Innsbruck, 1959

Die Ergebnisse der Untersuchungen und Befragungen ergaben folgendes von jenem Mokres abweichendes Bild:

80% der Arbeiter erklärten sich mit ihrer Beschäftigung zufrieden.

Ihre Heimatverbundenheit und -verwurzelung war eine enorme, denn:

52% besitzen ein eigenes Haus,

72% einen eigenen Garten,

44% eigenes Ackerland,

22% eigenes Vieh!

Von Zinskasernen, Ghettoluft und Naturfremde war hier nirgends die Rede!

Was das Verhältnis dieser Arbeiter zur übrigen Heimatbevölkerung betraf, so zog sich diese nicht von ihnen zurück. Sie wurden von ihr scherzweise und durchaus treffend „Industrielandwirte“ gerufen. Allein sie stellen „den“ Arbeitertyp Westtirols vor!

48% von ihnen wohnen denn auch in einem Bauernhaus. Die Wohnweise aber bestimmt die soziologische Stellung innerhalb der Gemeinschaft in besonderem Maße!

Sehr viele Arbeiter des Betriebes trachten nach einem eigenen Häuschen. Das Eigenheim stellt das Idealbild vor, dem alle, auch die Jugend, zustrebt. Auffallend mehr Arbeiter als Beamte erreichen denn auch dieses Ziel! Nicht zuletzt auch dadurch, daß sie sich beim Hausbau gegenseitig helfen, also „Nachbarschaftshilfe“ leisten, nicht selten mit der ganzen Familie. Natürlich in der Erwartung einer ebenso sicheren Gehilfe.

Während also die jungen Burschen schon auf ein Eigenheim sparen, leisten die Mädchen die Fabrikarbeit zur Erlangung einer Aussteuer. Gleichzeitig lernen sie so ihren Mann in seinem Berufe kennen und verstehen.

Unter den Arbeitern herrscht auch ein großer Familien- und Sippensinn! Ältere, ledig gebliebene Arbeiterinnen tragen mit ihren Ersparnissen zur Unterstützung der kinderreichen Familie ihres Bruders bei. Umgekehrt haben sie bei ihm auch ihr „Ausgedinge“ in alten Tagen gesichert. Auch hier zeigt sich etwas durchaus Bäurisches, die Anlehnung an die alte Hofverfassung.

Die Jugend drängt zur Familiengründung und hier wieder gilt eine Familie mit drei bis vier Kindern als Idealfall. Umgekehrt sind Ehescheidungen so gut wie unbekannt.

Von ihnen bewahrt den Arbeiter auch die Kontrolle der Dorfgemeinschaft, zu der er sich völlig zugehörig betrachtet. Unsere Arbeiter fühlen sich nicht ausgestoßen, sondern „Glied“ der Ge-

meinschaft. Sie tanzen also auch nicht aus der Reihe! Sie würden es sich selbst zur Schande anrechnen. Die „Stapfarbeiter“ nehmen auch in allem am Dorfleben Anteil. Ihre Sitten und Bräuche sind völlig darauf abgestellt. Am bekannten tradierten Maskentreiben des fasnachtlichen „Imster Schemenlaufens“ nehmen 47% Arbeiter teil! Nach einer Umfrage beteiligten sich 65% der Arbeiterschaft an den üblichen Prozessionen, namentlich an der Fronleichnamsprozession! In 59% der Arbeiterfamilien in Imst werden die Tischgebete gesprochen.

Das Arbeiterhäuschen, das unsere Arbeiter bauen, entspricht den im kleinbäuerlichen alemannischen Raume seit 700 Jahren heimischen Flurküchenhause bzw. dem daraus weiter entwickelten Eckflurhaus. In einer Untersuchung über dieselben Verhältnisse im tirolischen Industriegroßdorfe W a t t e n s konnte ich schon vor Jahren zeigen, wie die Industrieherrn anfänglich wohl auch Wohnkasernen mit sehr beschränkten Wohnverhältnissen schufen — so beschränkt, daß es zum Beispiel für den Arbeiter keine Stube, sondern nur eine Wohnküche gab —, daß der Arbeiter aber, sobald er selbst in der Lage war, ein Häuschen zu bauen, ohne Ausnahme zu jenem traditionsgesicherten Stil griff, den wir soeben als Eckflurhaus bezeichneten. In gleicher Weise unterstützt ihn heute hierin auch die aufgeschlossene Industrieherrenschaft. Daraus erklärt sich die in Tirol so große Verbreitung der ländlich gehaltenen hübschen Arbeiterhäuschen mit Söller und weit ausladendem Pfettendach, welche die bäuerliche Bauweise sehr günstig fortsetzen und ergänzen.⁶⁾

Selbst im Kleiden zeigen sich bei unserer Arbeiterschaft trachtliche Bestrebungen in dem Sinne, als sich die Arbeiter der Kleidungsweise der übrigen bäuerlichen Bevölkerung anschließen.

Diese Arbeiter haben also abschließend nicht nur wirtschaftlich, sondern auch schon gesellschaftlich die Gleichstellung zu den übrigen Ständen erreicht, was Gewerkschaftspräsident Olah jüngst in seiner Rede als das nächst zu erreichende Ziel für die Arbeiterschaft bezeichnete.

*

Natürlich hört sich diese Feststellung ermutigend an und sie gilt zweifelsfrei heute schon für viele Bezirke in ganz Österreich. Weitere Untersuchungen sind hier vonnöten!

⁶⁾ Karl Ilg, Die volkskundliche Bauweise in Wattens und Umgebung. Funktionelle entwicklungsgeschichtliche Betrachtung der Hausformen einer aus bäuerlichem Milieu zur Industriesiedlung umgebildeten Tiroler Gemeinde. (Wattner Buch. Schlernschriften 165, Innsbruck 1958.)

Immer mehr fügt sich der Arbeiterstand als ebenbürtiges und vollgültiges Glied in die volkstümliche Gemeinschaft ein, wie es andere Stände vor ihm zustande brachten! Er wird deren volkstümliche Äußerungen und das Wesen des Volkes in dem Umfange bestimmen, in welchem er in dieser Gemeinschaft Fuß faßte! Aber der Arbeiterstand wird dabei in gleicher Weise auch an Mannigfaltigkeit gewinnen, welche uns Riehl im Blickfeld der räumlichen Lagerung nach seiner Schilderung von „Land und Leuten“ und in der soziologischen Betrachtungsweise an Hand der „Bürgerlichen Gesellschaft“ bereits zu schauen lehrte.

Unserer Volkskunde wird dabei ein großes und fruchtbares Arbeitsfeld erwachsen!



Tiroler Butterfaßboden

Geschnitzte Rundscheibe, darin eine zweifach geringelte Schlange halbrund eingeschnitzt. Mit M. A. P. bezeichnet. Gröden, wohl 19. Jahrhundert.
ÖMV. Inv. Nr. 32.340

Holzschnitt von Liesl Freinger-Wohlfarth

Horaz und die Zuckertüte

Von Hermann Goja

Die vor einiger Zeit erschienene Abhandlung von Leopold Schmidt über die Sitte, den Kindern beim Schulbeginn eine Tüte, ein großes Stanitzel voll Zuckerln, zu schenken, hat mich über die dort vorgetragenen volkskundlichen Hinweise hinaus interessiert.¹⁾ Handelt es sich doch dabei um eine Angelegenheit, die nicht nur volkskundlich, vielleicht nicht einmal in erster Linie volkskundlich, sondern ganz besonders pädagogisch und daher allgemein psychologisch gesehen werden kann. Meine nachfolgenden Bemerkungen sollen daher nicht nur die volkskundlichen Ausführungen von Schmidt zu dem Thema etwas weiterführen, sondern besonders die psychologischen Aspekte dieser Sitte, des Schulbrauches, näher ins Auge fassen.

*

Ich glaube nicht, daß die Allgemeine Schule die Aufgabe hat, Wissen zu vermitteln. Lesen, Schreiben und die Grundrechnungsarten halte ich nicht für Wissen. Alles übrige, den Schülern mit erbarmungsloser Härte beigebracht hat sich aber wahrscheinlich zu allen Zeiten als falsch erwiesen. Die entscheidende Aufgabe der Schule ist die Eingliederung des jungen Menschen in die Gesellschaft der Erwachsenen. Sie ist mit Notwendigkeit eine Einschränkung der kindlichen Persönlichkeit und löst daher den Widerstand des Kindes aus.

Im Gegensatz zu der Aufgabe der Schule suchen die Eltern die Einweisung des Kindes in diese Zwangsanstalt zu erleichtern. Eines der dabei angewendeten Mittel ist die Zuckertüte, worüber Schmidt berichtet hat. Da die Hauptaufgabe der Schule seit ihrem Bestehen gleich geblieben ist, auch das Eltern-Kind-Verhältnis sich nicht gewandelt hat, müßten Zuckertüten, wenn auch in einer durch Zeit und Ort, durch das Milieu gewandelten Form „immer“ nachweisbar sein.

Ich bringe nun drei Fälle aus der näheren und fernerer Vergangenheit, um vielleicht durch sie die vorgetragenen Erwägungen zu erhärten.

¹⁾ Leopold Schmidt, Die Zuckertüte zum Schulbeginn. Zur Einbürgerung eines Brauches in Wien (ÖZV Bd. XIII/62, Wien 1959, S. 81 ff.).

L. Andreas Veit schreibt gelegentlich folgendes: „Auf der anderen Seite wird jene ‚Muhme‘ nicht vereinzelt dastehen, die dem jungen Johannes Butzbach Freude an der Schule machte, indem sie ihn mit Bretzeln beschenkte, unter Hinweis auf den Wert des Schulbesuches.“ „So tat sie mir“, schrieb er, „anfangs schön, nach jenem Wort des Horaz: ‚Den Knaben gaben freundliche Lehrer erst Bretzeln, damit sie willig die Anfangsgründe des Wissens lernen!‘“²⁾

Mit Rücksicht auf die Bedeutung der Stelle möchte ich Butzbach selbst sprechen lassen. Ich zitiere Johannes Butzbachs *Hodoporicon* in der deutschen Übersetzung von D. J. Becker.³⁾ Das lateinische Original ist eine Selbstbiographie, die der Verfasser für seinen Bruder Philipp Drunck geschrieben hat. Butzbach wurde 1478 in Miltenberg am Main als Sohn eines Webers in bescheidenen Verhältnissen geboren und starb bereits 1526 im Stift Laach, dem er seit 1507 als Prior vorgestanden war. Er hatte sich durch Fleiß aus dem Nichts emporgearbeitet und es zu großer Gelehrsamkeit gebracht. Schon die hervorragendsten Zeitgenossen bestätigen dies. Das glänzendste Zeugnis aber, das der Gelehrsamkeit Butzbachs sowie seinen schriftstellerischen Leistungen ausgestellt wurde, bestand darin, daß ihm die Ehre widerfuhr, von Trithemius als Mitglied in die berühmte literarische Gesellschaft aufgenommen zu werden, welcher unter dem Protektorate des gelehrten Johann Dalberg, Bischof von Worms, die ausgezeichnetsten Männer jener Zeit, wie Johann Reuchlin, Willibald Pirckheimer, Conrad Celtes, Eberhard von Kamp und Sebastian Brant angehörten.

Die Schule, für die die Muhme den kleinen Butzbach vorbereitete, war keine Pflichtschule. Jene Kinder, die bereits zur Schule gingen, stellten zunächst auf eigene Faust die Nachkömmlinge aus der Nachbarschaft fest, die im neuen Schuljahr in die Schule gebracht werden konnten, und bearbeiteten sodann deren Eltern, daß sie den Schulbesuch gestatteten. Den Schülern ging es dabei darum, eine Begleitung für den Schulweg zu bekommen. Butzbach schreibt nun auf Seite 6 seines Büchleins: „Zweites Kapitel. Wie Hänschen zuerst mit Bretzeln und Backwerk, dann mit der Rute in die Schule gebracht ward... Um also lesen zu lernen und vor Müßiggang und Verführung bewahrt zu werden, wurde ich von der Muhme in die Schule gebracht. Für's erste machte sie

²⁾ Ludwig Andreas Veit, *Volksfrommes Brauchtum und Kirche im deutschen Mittelalter*. Freiburg im Breisgau 1936. S. 181.

³⁾ D. J. Becker, *Chronica eines fahrenden Schülers oder Wanderbüchlein des Johannes Butzbach*. Regensburg 1869. S. 6.

mir Freude an der Schule, indem sie mich mit Bretzeln beschenkte; es war nämlich gerade Fastenzeit, und zwar das Fest des heiligen Herrn Gregorius, an welchem Tage nach alter Sitte die Kinder zuerst der Schule übergeben werden. So tat sie mir anfangs schön, nach jenen Worten des Horatius: „Den Knaben geben freundliche Lehrer erst Bretzel, damit sie willig erlernen die Anfangsgründe des Wissens.“ Als aber dann die Bretzeln, Feigen, Rosinen und Mandeln, mit denen man in den ersten Tagen die neuen Schulkinder anzulocken und wie eine junge Pflanzung zu hegen sucht, mit der Fastenzeit aufhörten, da wollte es just der Muhme bedünken, als hätte sich alle Lust am Lernen bei mir verloren. Jetzt, meinte sie, müsse dieselbe mir nicht mehr mit Schmeichelworten, sondern mit Furcht beigebracht werden. Wollte ich nun nicht, so sorgte sie, daß ich mit scharfen Ruten in die Schule getrieben wurde, in welche sie mich vordem mit Obst und Backwerk zu locken wußte.“

Diese aus dem Jahre 1484 stammende Belegstelle ist nach mehreren Richtungen hin interessant. Sie spricht zunächst nicht von einer Zuckertüte, sondern von **B r e t z e l n**, was übrigens den Angaben des Atlas der Deutschen Volkskunde entspricht. Bretzeln rechnen wir sonst ungern zum Zuckerwerk. Es gibt aber nicht nur Salzbretzel, sondern auch Zuckerbretzel, und Zucker war zur Zeit unseres Beleges noch sehr wertvoll. Amerika war noch nicht entdeckt, die Zuckergewinnung aus amerikanischem Zuckerrohr daher unbekannt. Noch weniger wußte man von der Zuckerrübe, die erst am Anfang des 19. Jahrhunderts für die Zuckergewinnung gefunden wurde. Die Zuckerbretze, ja selbst die gewöhnliche Bretze war infolgedessen damals bei den Kindern sicher ebenso geschätzt, wie das überfeinerte Zuckerwerk bei den Kindern unserer Tage. Offen bleibt die Frage, warum unter den vielen möglichen Formen für diesen Zweck die Bretze ausgewählt wurde. Offen bleibt auch die Frage, ob die Zuckertüte mit dem Anbau der Zuckerrübe in Verbindung zu bringen ist. Näher liegen vielleicht stammesmäßige Bindungen.

Jedenfalls war um 1500 auch das Papier noch sehr selten und so kostbar, daß man es nicht einfach zu Zuckertüten verwenden konnte. Alle diese Umstände müssen wohl bei der Beurteilung des ganzen Brauches berücksichtigt werden.

Dann aber zitiert unsere Belegstelle **H o r a z**. Was schreibt aber dieser? Und damit komme ich zu der zweiten Stelle, die sich mit der Zuckertüte beschäftigt und die ich betrachten möchte. Im 1. Stück des ersten Buches von Horaz Satiren findet sich unter den Versen 26/27 folgende Stelle:

„... ut pueris olim dant crustula blandi
doctores, elementa velint ut discere prima.“

Ich bringe die deutsche Übersetzung nach der Horaz-Ausgabe von Hans Färber und Wilhelm Schön:

„Gibt doch auch der Lehrer in der Schule manchesmal Zuckerwerk als Lockmittel, damit die Kinder Lust bekommen, das ABC zu lernen.“⁴⁾

Diese Übersetzung ist von der des Becker-Butzbach verschieden. Nicht wesentlich scheint mir die verschiedene Übersetzung des Wortes „elementa prima“ mit „Anfangsgründe des Wissens“ bei Becker und „ABC“ bei Färber zu sein. Beide Übersetzungen sind inhaltlich gleich.

Die zweite Stelle des Horaz, in der das Wort „elementa“ vorkommt, findet sich epist. I 20, 17 :“

„ut pueros elementae docentem (Vers. 17)
occupet extremis in vicis balba senectus.“

Deutsch:

„Auch dieses Schicksal wartet deiner, daß du den Knaben in Vorstadtgassen Lesen und Schreiben beibringst und so das stammelnde Alter über dich kommt.“

„Crustulum“ wird neben Zuckerwerk auch mit „Zuckerplätzchen“ übersetzt. „blandus“: schönthuend, schmeichelnd, liebkosend, lockend. „crustulum blandum“: verlockendes Zuckerwerk. Es kann auch mit „verlockende Zuckerplätzchen“ übersetzt werden und rückt dann näher an die Zuckerbretzeln Butzbach's als an die mit Zuckerwerk gefüllte Tüte heran. Die verlockenden Mittel für die römischen Kinder waren eben römische Süßigkeiten.

Eine dritte für uns interessante Stelle findet sich beim hl. Eusebius Hieronymus, ep. 129, (1).

Mit Rücksicht darauf, daß die Stelle schwer zugänglich ist, bringe ich den Originaltext:

„Ad Gaudentium.

De Pacatulae infantulae educatione.

Docet quibus rudimentis imbuende sit rudis aetas puellae virginitati destinatae, prius quam boni matique discriminat noverit.

1.) Causa difficilis parvulae scribere, que non intellegit quid loquaris: cujus animum nescias: de cujus voluntate periculose promittas; ut secundum praelavi Oratoris exodium, spes in ea magis laudan da sit, quam res. Quid enim hortoris ad continentiam, que placentas desiderat quae in sinu matris garrula voce balbutit cui

⁴⁾ H o r a z, Briefe, Übersetzt von Hans Färber und Wilhelm Schön. München 1957.

dulciora sunt mella, quam verba? Audiatur profunda Apostoli, quae anilibus magis fabulis delectatur? Prophetarum aenigmata sentiat, quam tristior gerulae vultus exagitat? Evangelium intelligat majestatem, ad cuius fulgorem omnis mortalium sensus hebeatur? Ut parenti subjiciatur horter, quae manu tenera ridentem verberat matrem? Itaque Pacatula nostra hoc epistolum post lecturam suscipiat. Interim, modo litterarum elementa cognoscat, jungat syllabas, discat nomina verba consorciet: atque ut voce timula ista meditetur, proponantur ei crustula: mulsa praemia, et quicquid gustu suave est: quod vernat in floribus, quod rudilat in gemmis, quod blanditur in pupis, acceptura festinet. Interim et tenero tentet pollice fila ducere, rumpat saepe stamina, ut aliquando non rumpat: post laborem lusibus gestiat: de matris pendeat collo: rapiat, oscula propinquorum: Psalmos mercede decantet: amet quod cogitur discere, ut non opus sit, sed delectatio, non necessitas, sed voluntas.“⁵⁾

Auch zu dieser lateinischen Quellenstelle sei die Übersetzung gegeben, und zwar in der Übertragung von Ludwig Schade:

128. Brief.

An Pacatula.

1. Es ist eine schwierige Aufgabe, für ein kleines Mädchen zu schreiben, das nicht versteht, was man sagt. Man kennt seinen Charakter nicht und setzt sich der Gefahr aus, in der Beurteilung seiner Neigungen in die Irre zu gehen.

Nach einem Ausspruche eines berühmten Redners ist man sehr darauf angewiesen, zu loben, was man einst von ihr erwartet, als was sie jetzt ist. Wie soll man ein Kind, das nach Kuchen verlangt, zur Enthaltbarkeit mahnen? Das auf dem Schoße seiner Mutter mit geschwätziger Zunge zu plaudern versucht, dem Honig süßer schmeckt als Worte? Wie soll man ihr die Tiefe apostolischer Lehre vermitteln, wo sie nur ihre Freude an Ammenmärchen hat? Wie soll sie die Geheimnisse der Propheten erfassen, wo sie schon ein strenger Blick der Erzieherin ängstlich macht? Wie soll ihr die Majestät des Evangeliums klar werden, dessen Licht von keinem Menschenverstand voll begriffen wird? Wie kann ich ein Kind zum Gehorsam gegen seinen Vater anleiten, das mit zarter Hand nach der lachenden Mutter schlägt? Darum soll unsere Pacatula diesen Brief erst in späteren Jahren lesen. Inzwischen möge sie sich in den Anfangsgründen des Lesens üben, Silben zusammensetzen, Worte lernen und Sätze bilden. Versprich ihr etwas Zuckerwerk, damit sie mit klarer Stimme ihre Lektion aufsagt, oder sonst eine Süßigkeit. Laß sie frische Blumen pflücken, mit glänzenden

⁵⁾ Patrologia latina. Herausgegeben von J. P. Migne. Bd. 22, Paris 1877, Sp. 1095/1096.

Edelsteinen sich die Zeit vertreiben und mit schönen Puppen spielen! . . .“⁶⁾)

Soweit also die Übersetzung.

Mag der Befund der Handschriften obige Anschrift, für die sich Hilberg entschied, rechtfertigen, so ist die bisher gebräuchliche „An Caudentius“ sachlich begründeter. Zwar ist der Brief für die kleine Pacatula bestimmt, wenn sie herangewachsen ist. Aber sie wird kaum angeredet, vielmehr spricht Hieronymus mit dem Vater über das Kind. Dieser ist uns weiter nicht bekannt. Wie Toxotius und Laeta hatte auch er das Töchterlein Gott gelobt.

Dieser zweite pädagogische Brief reicht nicht an das Schreiben an Laeta heran. Er ist halb so lang, wird durch einen weit-schweifigen Excurs über die Ehelosigkeit unterbrochen und schließt ganz pessimistisch mit einer Elegie auf Roms Unglück, während die Menschen allen Heimsuchungen zum Trotz in der Sünde verharren. Hieronymus war nicht mit Liebe bei der Sache. Er wollte dem mit ihm befreundeten Vater auf seine Anfrage keine Absage geben, aber Roms Schicksal ging ihm wenigstens im Augenblicke über das der kleinen Pacatula. Auffallend ist, daß seine Ansichten sich gemildert haben. Im Gegensatze zu den im Briefe an Laeta entwickelten strengen Grundsätzen, kommt er den Schwächen des weiblichen Geschlechtes für die Zeit der Jugendjahre mehr entgegen.

Pacatula ist im Jahre 410 während Roms Zerstörung geboren. Zwischen diesem Ereignis und dem Briefe muß eine gewisse Frist liegen, sodaß man ihn um das Jahr 412 anzusetzen hätte.

Die Briefstelle zeigt, daß zur Zeit des hl. Hieronymus in Rom noch dieselbe Sachlage gegeben war wie zur Zeit des Horaz. Den Kindern wurde mit Zuckerwerk der Schulanfang oder besser der Unterrichtsbeginn erleichtert.

Können aber auch wirklich alle drei von mir angeführten Belegstellen mit der Zuckertüte in Verbindung gebracht werden? Ja und Nein. Keineswegs beschränkt sich in allen diesen Fällen die Besenkung der Kinder auf den ersten Unterrichtstag. Mit dem von Schmidt beschriebenen Brauch wird aber der Schuleintritt, der erste Schultag besonders betont und nicht nur durch die Gabe, das Zuckerwerk, sondern auch durch deren Gestaltung, die Tüte. Wie Ostern durch das Ei, Nikolaustag durch den Krampus und Weihnachten durch das Christkind gekennzeichnet sind, so ist der Schuleintritt durch die Tüte symbolisiert. Dieses Symbol fehlt in

⁶⁾ Des heiligen Kirchenvaters Eusebius Hieronymus ausgewählte Briefe, aus dem Lateinischen übersetzt von Ludwig Schade. 1. Briefband, München 1936. 128. Brief.

Rom, wenn man aus zwei literarischen Stellen allein einen verbindlichen Schluß ziehen darf. Aber die Stelle aus dem Brief des Horaz läßt eine solche Symbolhandlung unwahrscheinlich erscheinen. Wenn der Lehrer in Vorstadtgassen den Knaben Lesen und Schreiben beibringen mußte, ist kaum anzunehmen, daß diese Unterrichtstätigkeit auf feierliche Weise eröffnet wurde. Die römischen Stellen scheinen daher zunächst die Richtigkeit von Schmidts Annahme zu bestätigen, daß die Zuckertüte eine Form rein weltlichen Brauchtums, eine besondere Art des Volksglaubens sei, des Glaubens ohne Verpflichtung. Es ist aber ganz gut anzunehmen, daß unsere Zuckertüte trotz ihrer jungen Form und der römischen Belegstellen der Rest einer alten Opferhandlung ist. Wie in vorgeschichtlicher Zeit das Opfer im Opfermahl von den Opfern verzehrt wurde, so würde in unserem Falle das von den Eltern als Opfer geweihte Opfermahl (Zuckertüte oder Bretze) von den Kindern genossen werden.

Neben den großen Lebensfeiern mit Umzug, bei Geburt, Hochzeit und Tod, gibt es auch kleine, wie etwa zu Beginn einer Reise. Reisen war früher ein lebensgefährliches Unternehmen. Man sprach daher einen Reisesegen. Die katholische Kirche tut das bei wichtigen Angelegenheiten noch heute. Wir erinnern uns, daß sie beim Einholen der neuen „Pummerin“ in Sankt Florian ihren alten Reisesegen sprach. Das Gleiche tut sie noch heute bei der Abfertigung der Konzilsväter.

Veit bringt nun folgenden Bericht über die Einholung der ABC-Wegenossen:

„An der Spitze des Zuges erschien nach der Sitte der Zeit der Schulbischof, der von zwei Klerikern begleitet war. Geführt von den Lehrern folgten die Schüler, die als Magister, Kleriker, Kanzler, Räte, Direktoren, Künstler und Handwerker gekleidet waren. Damit die jugendliche Lustigkeit zu ihrem Recht kam, waren im Zuge auch Masken von Engeln, Edelleuten, Heiden und Narren vertreten. Dem Bischof wurden zwei Maienzuckerbäume und Stangen mit Bretzeln und Bändern vorausgetragen. Abends gab der Bischof bzw. sein Vater einen Schmaus. Immerhin hat sich der Brauch des festlichen Einholens mit Gesang und Musik noch bis ins 18. Jahrhundert erhalten. Der Schuleinholungstag hieß auch Bretzeltag, doch waren hier meist die Schulerstlinge die Schenkgeber. Im Dorf Niederheimbach bei Bingen gaben die Schüler so viele Bretzeln als sie Jahre zählten. Der Lehrer bezog seinen Teil durch das Los.“⁷⁾

7) Veit, Volksfrommes Brauchtum und Kirche im deutschen Mittelalter. S. 181.

Der erste Schultag erscheint hier wohl eindeutig als Reise, nicht nur in die Schule, die damals noch oft recht weit entfernt war, sondern auch als Reise in das Leben. Wir sind mitten in uraltem, echten Brauchtum. Der erste Weg in die Schule steigert sich zu einem Aufzug, wie er bei den drei großen Lebensfeiern sich vorfindet. Uralte, vielleicht Dämonen abwehrende Symbole, die Maienzuckerbäume und die Bretzenstangen werden mitgetragen, der ganze Aufzug erscheint maskiert und es ist wohl anzunehmen, daß es ursprünglich keine komischen, sondern schreckhafte Masken waren, die getragen wurden. Bei einem Teil der angeführten Masken schlägt noch die die Kinder bedrohende Autorität durch, bei einem anderen die wunscherfüllende Tendenz, bei einem letzten die uralte Magie. So wären z. B. die Narren des Umzuges zu untersuchen, ob hinter ihnen nicht die Fruchbarkeitsgötter stecken, die unter der Maske von Mimen und Pritschenmeistern ihr ewiges Leben weiter feiern. Daß es um eine alte Kulthandlung geht, beweist vor allem auch der Tatbestand, daß es in Niederheimbach die Erstlinge des Schulganges waren (es wurden alle Kinder abgeholt!), die die Bretzel nicht erhielten, sondern schenkten, also opferten, wie wir es erwartet haben.

Die Zuckertüte scheint also bedeutender zu sein, als man zunächst vermuten konnte. Eine ganze Reihe von Fragen wird durch sie aufgerollt, etwa: Steht jeder echte Brauch in Verbindung mit einem Aufzug? Gibt es echte Bräuche ohne Aufzüge und umgekehrt? Stehen unsere Aufzüge zu Schulbeginn in irgend einem Zusammenhang mit dem Narrenbischof des Faschings, der sonst belegt ist? (Jahreszeitlich fallen anscheinend beide Bräuche zusammen.) Antwort könnte nur eine genaue Durchsichtung der alten Quellen geben. In welchem Zusammenhang steht der Bretzeltag mit der Feier zum Schulbeginn und zum Schluß, wie sie bei uns noch häufig stattfindet? Es ist der gemeinsame Kirchgang unter Vorantragung der Schulfahne, wie er bis 1918 vorhanden war, jetzt wohl nur mehr selten besteht. Sind Fahnen und Maibäume im Grunde identisch?

Schmidt hat mit seinem Aufsatz über die Zuckertüte einen bisher nicht bearbeiteten Fragenkomplex größten Umfangs aufgerollt.

Ein Donnerkeil im niederösterreichischen Mostviertel

In der Gemeinde Allhartsberg befindet sich der Unter-Hummelberg-Hof, Kühberg Nr. 6, ein stattlicher Vierkanter¹⁾. Der Hof dürfte im 17. Jahrhundert erbaut worden sein. Vor etwa dreißig Jahren wurde bei einem Umbau ein Rüstbaum herausgerissen, der die Jahreszahl „1383“ getragen haben soll. Zweifellos handelte es sich dabei in Wirklichkeit um ein „1683“. Neben diesem Hof nun liegt das Anwesen Klein-Hummelberg, Nr. 36, der Besitz der Eheleute Stefan und Christine Marksteiner. In diesem Hof trägt der noch vorhandene Rüstbaum die Jahreszahl 1804. In Unter-Hummelberg soll einstmals die Köhlerei in größerem Ausmaß betrieben worden sein. In Klein-Hummelberg wohnten die Holzknechte, welche für die Köhlerei arbeiteten. Die Holzkohle war für die kleinen Eisenbetriebe des Ybbstaales bestimmt.

Der Besitzer von Klein-Hummelberg nun setzte im Jahre 1958 seinem ebenerdigen Haus einen Stock auf. Bei den Abbrucharbeiten wurde unter der Ostseite des Dachstuhles ein steinernes „Hammerbeil“ gefunden. Das Stockwerk wurde aufgebaut, der Fund gelangte in die Privatsammlung Mitmannsgruber in Hilm-Kematen. Es handelt sich um eine jungsteinzeitliche Lochaxt aus Serpentin²⁾. Für uns ist der alte Aufbewahrungsort des Hammerbeiles bemerkenswert. Die Verwahrung unter dem Dach (es handelte sich nicht um Einmauerung, das Stück wurde unter einem Trambaum gefunden, wo es frei und lose gelegen war)³⁾ deutet eindeutig darauf hin, daß das Hammerbeil als „Donnerkeil“ angesehen wurde und zum Schutz gegen Blitzschlag angebracht worden war.⁴⁾

Anton Mitmannsgruber

1) Hammerbeilfund in Allhartsberg (Bote von der Ybbs, Nr. 17 vom 30. März 1962).

2) Fundmeldedienst des Bundesdenkmalamtes, Wien, 1962, März-April (Zl. 2722/62).

3) Briefliche Mitteilung vom 9. Juni 1962 (Zl. 313/62).

4) Vgl. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Bd. II, Sp. 326 f.

Chronik der Volkskunde

Österreichische Volkskunstaussstellung in Oslo

Im Rahmen der Österreich-Woche 1962 führte das Österreichische Museum für Volkskunde auf Weisung des Bundesministeriums für Unterricht und mit Unterstützung durch die Österreichische Botschaft in Norwegen eine mittelgroße Ausstellung „Österreichische Volkskunst“ in Oslo durch. Es wurden 240 Objekte, die nicht der Schausammlung des Museums angehören, ausgewählt und in Gruppen zusammengestellt. Die durchwegs mit besonderer volkskünstlerischer Qualität ausgestatteten Stücke konnten als zwar kleiner, aber doch einigermaßen repräsentativer Querschnitt für unsere bäuerliche und kleinstädtische Volkskunst des 18. und frühen 19. Jahrhunderts gelten. Ein dazu verfaßter Katalog erschien in Oslo in norwegischer Sprache. Die Aufstellung wurde von Kustos Dr. Mais und zwei Aufsehern des Museums in den Räumen des norwegischen Künstlerbundes durchgeführt. Sie blieb auch nach Beendigung der Österreich-Woche noch einen Monat lang geöffnet.

Leopold Schmidt

Das Salzburger Volkskundemuseum im Hellbrunner Monatsschlößl

1923 wurde unter dem verdienstvollen Direktor des Salzburger Museums Carolino Augusteum, Julius Leisching, das Monatsschlößl in Hellbrunn von Karl Adrian zu einem kleinen, aber aparten eigenen Salzburger Volkskundemuseum eingerichtet. Nach den Schwierigkeiten der Kriegs- und Nachkriegsjahre konnte es in den letzten Jahren einigermaßen wieder aufgestellt werden, doch erschien eine durchgreifende Restaurierung schon seit längerer Zeit notwendig. Prof. Dr. Kurt Willvonseder, der Direktor des Salzburger Museums, verstand es nunmehr, das reizvolle alte Schlößl selbst wie die Sammlung sinnvoll erneuern zu lassen. Frau Kustos Dr. Friederike Prodingner, seit langem die sachkundige Betreuerin der schönen Sammlung, hat eine durchgreifende Neuaufstellung durchführen können, wodurch sich die Exponate jetzt doch noch besser als früher präsentieren. Vor allem für die Glanzstücke der Sammlung, die Gestalten der „schönen“ und der „schiachen“ Perchten, wurde gesorgt, und auch der gewaltige „Samson“ aus Mauterndorf fand nun wieder seinen Platz. Das sehr viel besuchte Monatsschlößl (im Jahr 1961 wurden 72.973 Besucher gezählt) ist nunmehr trotz seiner geringen Raumausmaße zur repräsentativen musealen Darstellung der Salzburger Volkskultur geworden, wie dies einstmalig Karl Adrian angestrebt hatte. Über die Neuaufstellung berichtet ein bebildeter Artikel im Amtsblatt der Landeshauptstadt Salzburg (Jg. 13, Nr. 7 vom 2. Mai 1962, S. 1. f.).

Schdt.

Ein Kärntner Freilichtmuseum in Maria Saal

Zur gleichen Zeit, da in Graz die Vorarbeiten für ein Österreichisches Freilichtmuseum anlaufen, wird in Kärnten an einem ähnlichen Unternehmen gewerkt. Ein eigens gegründeter Verein „Freunde des Maria-Saaler Freilichtmuseums“ unter der Leitung des Industriellen Dr. Franz Neuner hat es unternommen, zusammen mit dem Landesmuseum für Kärnten auf eigens erworbenen Gründen bei Maria Saal eine Art von „Freilichtmuseum von Kärntner Haustypen“ in die Wege zu leiten. Bei einer ersten Pressebesichtigung, zu der wohl Zeitungsleute, aber keine Fachvertreter eingeladen waren, wurde am 18. Mai 1962 vorgewiesen, was bisher geleistet wurde. Dozent Dr. Oskar Moser, jetzt Bundesstaatlicher Volksbildungsreferent für Kärnten, in diesem Fall aber ehrenamtlicher Kustos des Landesmuseums für Kärnten, hat die Erwerbung und Wiedererrichtung der Häuser geleitet, die nunmehr auf dem Grund des künftigen Freilichtmuseums aufgestellt wurden und werden. Bebilderte Zeitungsberichte darüber sind in mehreren Klagenfurter Blättern erschienen (Die Neue Zeit, vom 19. Mai 1962, S. 3; Volkszeitung vom 19. Mai 1962, S. 5; Kleine Zeitung, Kärntner Ausgabe vom 19. Mai 1962, Nr. 113, S. 15). Es wäre freilich wünschenswert, wenn über derartige Dinge auch die fachliche Öffentlichkeit in den zustehenden Organen unterrichtet würde. Dann wäre nämlich auch eine öffentliche Diskussion über Notwendigkeit oder Wünschbarkeit, höheren oder geringeren Wert usw. derartiger Unternehmungen möglich.

Leopold Schmidt

Hohe Auszeichnung

Am 28. August 1962 hat der Landeshauptmann von Burgenland dem Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt das Große goldene Ehrenzeichen für Verdienste um das Bundesland Burgenland verliehen.

Märchentagung in Innsbruck

Vom 23. bis 26. September 1962 hielt die Gesellschaft zur Pflege der Märchen der europäischen Völker gemeinsam mit dem „Turmbund“ in Innsbruck ihre heurige Jahrestagung ab. Es sprachen Prof. Dr. Karl Schulte-Kemninghausen (Münster), und weitere deutsche, schweizerische und österreichische Volkserzählforscher. Dr. Hermann Holzmann machte in einem Lichtbildervortrag auf das Sagengut aus dem Berggebiet der Tribulaune aufmerksam. Die Organisation lag in den Händen des Generalsekretärs der Gesellschaft, Georg Hüllen auf Schloß Bentlage, Rheine in Westfalen.

Ein ausführlicher Bericht über die Tagung findet sich in der süd-tiroler Tageszeitung „Dolomiten“ Nr. 206 vom 22. September 1962, S. 3, wo auch der bei der Tagung gehaltene Vortrag „Märchen in Tirol“ von Anton Dörner veröffentlicht ist.

Tagung des Österreichischen Fachverbandes für Volkskunde

Vom 22.—24. Juni 1962 führte der Österreichische Fachverband für Volkskunde unter dem Vorsitz von Univ.-Prof. Dr. Karl Ilg (Innsbruck) die 9. Österreichische Volkskundetagung in Mauterndorf/Lungau durch, an der Volkskundler aus allen österreichischen Bundesländern teilnahmen. Da die Tagung mit einer Generalversammlung des Fachverbandes

verbunden war, fand auch eine Neuwahl der Vorstandsmitglieder statt, die einstimmig folgendes Ergebnis hatte:

Vorsitzender: Univ. Prof. Dr. Karl Ilg, Innsbruck

Vors.-Stellvertreter: Univ. Prof. Dr. Richard Wolfram, Wien

1. Beirat: Dozent Dr. Oskar Moser, Graz

2. Beirat: Kustos Dr. Friederike Prodingner, Salzburg

Schriftführer: Univ. Ass. Dr. Dietmar Assmann, Innsbruck

Kassier: Dr. Franz Koschier, Klagenfurt.

Der wissenschaftliche Teil der Tagung umfaßte einige ausgezeichnete Vorträge und im Anschluß daran aufschlußreiche Debatten. Zur „Einführung in die Salzburger Volkskunde“ sprach an Hand von Lichtbildern Frau Dr. Friederike Prodingner; Univ. Prof. Dr. Karl Ilg brachte grundlegende Ausführungen zum Thema „Definition und Bedeutung von Sitte und Brauch“; Univ. Prof. Dr. Richard Wolfram gab einen Einführungsvortrag mit Lichtbildern zur Exkursion: „Das Prangstangen-Brauchtum in Österreich mit Vergleichen aus dem übrigen Europa“; Dr. Kurt Conrad von der Salzburger Landesregierung zeigte in einem Lichtbildervortrag mit dem Titel „Landschaftsbild und Baugestaltung“ ein wichtiges Kapitel der angewandten Volkskunde auf.

Das Schwergewicht der Tagung lag auf den Beratungen über den Einbau der Volkskunde in die Lehrpläne der verschiedenen österreichischen Schulgattungen. In der gemeinsam erarbeiteten und einstimmig beschlossenen Resolution wird zunächst auf die Bedeutung der Volkskunde als Gegenwartswissenschaft zur Erforschung und Festigung des eigenen Volksbewußtseins und dadurch zum Verständnis fremden Volkstums als Voraussetzung zu einer echten Völkerverständigung hingewiesen. Es ist daher unerlässlich, Volkskunde als eigenes Unterrichtsfach im Ausbildungsgang der Mittelschullehrer und in anderen einschlägigen berufsbildenden Fachschulen einzuführen, während an Mittelschulen zumindest die Durchdringung der Nachbarfächer mit volkswissenschaftlichem Wissensgut notwendig ist, um so unserer Jugend die spezifisch österreichischen Volksgüter bewußt und verständlich machen zu können. Aus diesem Grunde ist es ebenfalls unerlässlich, für die Lehramtskandidaten aus den Fächern Geschichte, Geographie und Deutsch an sämtlichen österreichischen Universitäten Pflichtvorlesungen aus Volkskunde mit Kolloquium einzuführen, wie dies an der Universität Wien schon seit vier Jahren erfolgreich geübt wird.

Zum Abschluß der Tagung führte die Teilnehmer eine Exkursion nach Zederhaus zum Prangstangen-Umzug und am Nachmittag dieses Tages konnten alle den Samson-Umzug in Mauterndorf erleben und beobachten.

Dietmar Assmann

Richard Weiß †

Am 29. Juli 1962 ist Prof. Dr. Richard Weiß, a. o. Professor für Volkskunde an der Universität Zürich, am Monte Zucchero im Onsernonetal im Tessin tödlich verunglückt. Weiß, 1907 in Mettmenstetten geboren und daher erst 56 Jahre alt, nahm in der mitteleuropäischen Volkskunde der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg eine sehr namhafte Stellung ein. Er hatte von der Germanistik zur Volkskunde gefunden, und zwar auf die Anregung der sachromanistischen Atlas-Arbeit hin, durch die er an die deutsch-volkswissenschaftliche Atlas-Tätigkeit herangeführt wurde. Seit seiner Atlas-Mitarbeit in Berlin 1933 bereitete er den „Atlas der schweizerischen Volkskunde“ zusammen mit Paul Geiger

vor, ein Werk, das 1950 zu erscheinen begann, und seither schon stattlichen Umfang gewonnen hat. In der breiteren Öffentlichkeit unseres Faches ist Weiß zunächst durch sein Spezialwerk „Das Alpwesen Graubündens“ von 1941 und dann besonders durch seine „Volkskunde der Schweiz“ von 1946 bekannt geworden. Letzteres Werk, in mancher Hinsicht der erste Versuch einer zusammenfassenden Darstellung, und zwar auf Grund der methodischen Überlegungen, wie sie Weiß von Adolf Spamer und von Adolf Bach übernahm und selbständig weiterführte, hat die in der Schweiz betriebene Art der Volkskunde weithin bekannt gemacht. Auch in Österreich hat man sich mit dem dadurch geschaffenen Vorbild vielfach beschäftigt. Anregungen vor allem auf gerätekundlichem und kulturgeographischem Gebiet, die in den letzten anderthalb Jahrzehnten von Weiß ausgegangen sind, lassen sich vor allem im Kreis der Mitarbeiter des Österreichischen Volkskundeatlas vielfach erkennen. Richard Weiß ist jedoch kein Spezialist im engeren Sinn gewesen. Wenn er auch Haus- und Geräteforschung besonders betrieb, auch ein schönes Werk „Häuser und Landschaften der Schweiz“ 1958 veröffentlichte, so galt sein Interesse eigentlich nicht den Objekten, sondern den mit ihnen verbundenen Menschen. Dadurch war er allen Wandlungen der gemeinschaftsgebundenen Kulturträger aufgeschlossen und sprach ungescheut auch Dinge aus, die mitunter unbequem klingen mochten. In einer seiner letzten größeren Abhandlungen „Alpiner Mensch und alpines Leben in der Krise der Gegenwart“ (Alpen, Bd. 33, 1957) stehen aufrüttelnde Beobachtungen und Erkenntnisse.

Richard Weiß war einer der wenigen Hochschulvertreter unseres Faches, die das Fach selbst noch nicht studiert hatten, und dementsprechend zeitlebens dem volkskundlichen Fachbetrieb mit einer gewissen Zurückhaltung gegenüberstanden. So sehr Weiß persönlich seine Schüler förderte, er hinderte keinen von ihnen, sich in andere Gebiete, solche der Psychologie oder auch der Soziologie abtreiben zu lassen. Weiß bezweifelte im Innersten mitunter einfach die Geltung unseres Faches als Wissenschaft, vermutlich doch in erster Linie, weil er in der eigenen Studienzzeit keinen ganz festen Grund gefunden hatte. Was für uns Haberlandt- und Geramb-Schüler in Österreich durchaus gesichertes Terrain war, blieb ihm stets etwas zweifelhaft, und zur Interpretation weiterer Gebiete der geistigen Volkskunde hatte er wohl nie wirkliches Vertrauen. Vielleicht darf ich hier aussprechen, daß ich in einem umfangreichen Briefwechsel in den vergangenen fünfzehn Jahren alle diese Fragen mit Weiß immer wieder durchdiskutiert habe, und immer erneut versuchen mußte, die Geltung der sozusagen „klassischen Volkskunde“ ihm darzutun, da ich nicht ohne Bedenken sehen mußte, wie er Anregungen nachgab und Strömungen zuneigte, die nicht der Festigung unseres Faches dienen konnten. Freilich darf ich dabei auch sagen, daß all dies auf der Grundlage einer starken persönlichen Freundschaft erfolgte. Weiß war ein wirklicher Freund seiner Freunde, ein Mensch, der keine Feinde hatte, und sich stets um Gerechtigkeit und Förderung seiner Mitarbeiter und Schüler bemühte. Das hohe Ansehen, das er innerhalb und außerhalb der Schweiz genoß, störte seine Bescheidenheit nicht, er machte im Gegenteil davon vielleicht zu wenig Gebrauch und vermied so manchen Kongreß und so manche Konferenz, an der er vermutlich zum Besten der Sache hätte teilnehmen sollen.

Wir sind überzeugt davon, daß viel von dem, was Weiß angeregt hat, weiterleben wird. Vor allem wird sein Hauptwerk, der Atlas der schweizerischen Volkskunde, sicherlich von seinen Hauptmitarbeitern,

Elsbeth Liebl und Walter Escher, weitergeführt werden, die ja schon seit langem den Großteil der Karten und Kommentare erstellt haben. Aber die liebevoll bedachtsame Führung durch ihren Lehrer wird ihnen sicherlich ebenso fehlen wie uns allen sein Zuspruch, seine freundschaftliche Kritik, seine Anteilnahme über manche engere Grenzen hinaus fehlen wird.

Leopold Schmidt

Heinrich Jungwirth †

Am 29. August 1962 ist der ehemalige Leiter des Österreichischen Museums für Volkskunde, Hofrat Dir. Dr. Heinrich Jungwirth im 75. Lebensjahr gestorben. Der 1888 im oberen Mühlviertel geborene Gelehrte widmete sich nach den Gymnasialjahren in Wels dem Studium der klassischen Philologie in Wien. Er wurde Mittelschulprofessor, späterhin Direktor des Realgymnasiums Wien I und besaß als Schulmann bedeutenden Ruf. 1938 wurde er aus politischen Gründen von seinem Amt enthoben, und verweilte in unfreiwilliger Muße während des Zweiten Weltkrieges in seinem geliebten Schifferhaus in Neuhaus an der Donau. Ende 1945 wurde er von dem damaligen Unterstaatssekretär Karl Lugschmayer zur Übernahme der Leitung des Museums nach Wien berufen. Als kommissarischer Leiter verwaltete er nun von 1946 bis 1951 die staatliche Dienststelle, ohne in die wissenschaftliche Leitung des Museums einzugreifen. 1952 ging er endgültig in Ruhestand.

Jungwirth wandte sich, den Anregungen seiner ländlichen Jugend ebenso wie jenen seiner akademischen Lehrer folgend, der volkskundlichen und religionsgeschichtlichen Betrachtung der klassischen Antike zu. Er verfügte über ein reiches Erbgut an oberösterreichischem Volkswissen, und konnte infolge seiner Schulung wie auch seiner religiösen Einstellung entsprechend die Gebiete des Volksglaubens und des Wallfahrtswesens besonders gut beurteilen. Dem Vorbild seines großen Lehrers Ludwig Radermacher entsprechend beschäftigte er sich eingehend mit der Volkskunde im altsprachlichen Unterricht und hat dafür wertvolle Behelfe geschaffen. Daneben zeichnete er gern obermühlviertler Glaubenszüge auf, blickte aber auf Grund seiner Reisebeobachtungen auch weiter hinaus, insbesondere in das Gebiet der französischen Volkskultur. Von seinen oberösterreichisch-heimatlichen Entdeckungen bleibt wohl die der Innviertler Burschenzechen die bedeutendste. Er hat sie als erster methodisch erfaßt und so die Grundlage für alle späteren Sammlungen auf diesem Gebiete geschaffen. Die Bekanntschaft mit Rudolf Kriss regte ihn zur intensiveren Arbeit auf dem Gebiet der Wallfahrtsvolkskunde an. Seine Studie über die Wallfahrten seiner Heimat, des oberen Mühlviertels war ihm über das Sachliche hinausgehend eine Herzensangelegenheit. All die Jahre hindurch, neben seinem Beruf und neben seiner Tätigkeit im Verein für Volkskunde, dessen Kassier er viele Jahre lang war, arbeitete er an bestimmten Gruppen des Volksglaubens, insbesondere an Handwerker-Brauch und -Glaube, und erstellte aus diesen Studien heraus zahlreiche, zum Teil recht umfangreiche Artikel im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens.

Jungwirth ist trotz dieser zahlreichen Ansätze und Bearbeitungen zu keiner größeren Ausführung vorgestoßen. Er war ein schwieriger Mensch, anderen gegenüber genauso wie im Verhältnis zu sich selbst. Neben zarter Empfindlichkeit stand eine gewisse Verschlossenheit und Ablehnung, es war nicht leicht, sein tatsächliches Wollen hinter den vielen Abkapselungen, mit denen er sich umgab, herauszuspüren. All

das wirkte sich auch in seinen Arbeiten, nicht zuletzt in seinen Buchbesprechungen aus, mit denen er aber wie auch in seiner gesamten Arbeit doch letztlich die Erkenntnismöglichkeiten unseres Faches fördern wollte. Dafür werden ihm also die Vertreter der österreichischen Volkskunde dankbar bleiben.

* * *

Die nachfolgende kleine Bibliographie der Veröffentlichungen Jungwirths erhebt mangels genauerer Unterlagen keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Auf die Aufnahme von kleineren Zeitungsartikeln und Buchbesprechungen wurde verzichtet. Die wichtigsten Veröffentlichungen dürften jedoch erfaßt sein.

1. Volkskunde im Lateinunterricht (Volkserziehung, Pädagogischer Teil, Jg. 1927, H. IV und VI).
2. Titus Livius, Römische Geschichte in Auswahl, herausgegeben von Heinrich Jungwirth, 239 Seiten, Wien 1928.
3. Beiträge zum Aberglauben im oberen Mühlviertel (Wiener ZVk, Bd. XXXV, 1930, S. 33—49).
4. Das Spandrehen im oberen Mühlviertel (Mit 2 Abb.) (Zeitschrift für Volkskunde, N. F. Bd. I, Berlin 1930, S. 278—279).
5. Römer und Germanen. Auswahl lateinischer Quellen zur Ergänzung der Caesar- und Tacitus-Lektüre. Mit 34 Abb., 5 Karten und 8 Plänen. 67 Seiten. Wien 1931.
6. Reisebeobachtungen zur bretonischen Volkskunde (Mit 5 Abb.) (Wiener ZVk, Bd. XXXVI, 1931, S. 73—75).
7. Die Bedeutung der Kenntnis der volkstümlichen römischen Kultur für die Lektüre (Wissenschaft und Schule, Bd. IV, Nr. 4, Wien 1931, S. 41—44).
8. Die Volkskunde im altsprachlichen Unterrichte (Österreichs höhere Schule, Bd. I, Wien 1932, S. 29 ff.).
9. Primitive Methoden der Speisenzubereitung (Wiener ZVk, Bd. XXXVII, 1931, S. 9—11) (Mit 1 Abb.).
10. Die Zeche des oberösterreichischen Innviertels... eine Burschen-Altersklasse (Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, Bd. VI, Bühl-Baden 1932, S. 28 ff.).
11. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, die Artikel: Fährmann, Fahrendes Volk, Feilenhauer, Fischer, fischen, Fuhrmann, Gauner, Geistlicher Handwerker, Hausierer, Hebamme, Hirte, Jagd, Jäger, Kaminfeger, Nonne, Priester, reden, Ring, schweigen, Schäfer, Schiff, Schiffer, Schiffsumzug, Schmied, Schmiede, Schneider, Schreiner, Schuhmacher, Schule, Schüler, Soldat, Spielmann, Steinhauer, Wilderer, Wirt, Wirtshaus, Zimmermann.
12. Volkskunde und Schule (Die sechsten Salzburger Hochschulwochen, 4. bis 22. August 1936, Herausgegeben und eingeleitet von Georg Baumgartner, Salzburg 1936, S. 145 f.).
13. Österreichisches Volkstum und österreichische Frömmigkeit (Jahrbuch der katholischen Akademie, Bd. I, Wien 1947, S. 229—242).
14. Landvolk im Schritt der Zeit. Gegenwartsaufgaben in Volkskunde und Landvolksbildung (Die Furche Bd. III, Nr. 18 vom 10. Mai 1947).
15. Den Ahnkasten für einen alten Rock? (Bauernbundkalender, Wien 1948, S. 109—116).
16. Der Obermühlviertler. Seine religiöse und soziologische Stellung im volkstümlichen Wallfahrtsbrauchtum seiner Heimat (Österreichische ZVk, Bd. 52, 1949, S. 1—37) (Mit 1 Karte und 13 Abb.).

17. Die Volksbräuche in Österreich. Erschließer der österreichischen Art (Österreich in Wort und Bild. Zeitschrift für Fremdenverkehr und Wirtschaft, F. 14, Wien, Februar 1950, S. 993—1002, mit Abb.).
18. Aufgabe und Verantwortung der Bäuerin für die Zukunft unseres Bauernstandes (Der Mitarbeiter, Bd. III, Wien 1950, Nr. 7, S. 8—9).

Leopold Schmidt

Franz Ottmann †

Am 30. März 1962 ist in Wien im 88. Lebensjahr Prof. Dr. Franz Ottmann gestorben. Ottmann war jahrzehntelang Schriftführer des Vereins der Museumsfreunde und gehörte als solcher auch viele Jahre hindurch dem Ausschuß unseres Vereines an. Mit seinem Namen ist die Erinnerung an die großen Ausstellungen des Vereins der Museumsfreunde „Kaiserin Maria Theresia“, „Prinz Eugen“ und „Kaiser Franz Josef“ verbunden, Ausstellungen, die auch für die historische Volkskunde sehr anregend waren. In der Zeit seiner Zugehörigkeit zu unserem Vereinsausschuß ließ sich auch eine gewisse Zusammenarbeit der beiden Vereine erreichen, die sich unter anderem in der Widmung einiger Objekte an das Museum auswirkte. Wir werden dem Dahingegangenen ein dankbares Andenken bewahren.

Leopold Schmidt

Elmar von Schwartz †

Am 21. Januar 1962 ist Prof. Dr. Elmar von Schwartz gestorben. Da Schwartz auch zahlreiche Beiträge zur Volkskunde, insbesondere zu der des Burgenlandes veröffentlicht hat, erscheint es richtig, seiner Persönlichkeit hier zu gedenken. Schwartz wurde am 25. August 1890 in Rothenturm an der Pinka geboren, trat 1907 in den Zisterzienserorden ein, machte 1914 sein Doktorat in Germanistik und wurde 1915 Mittelschulprofessor, 1934 in Budapest Universitätsprofessor, gründete dort 1938 ein Institut für deutsche Sprachwissenschaft und Volkskunde, und mußte 1948 seine Heimat verlassen. Zuletzt las er an der katholischen Universität Löwen in Belgien. Schwartz war also ungarländischer Deutscher, der sich, wie viele Angehörige gerade der Intelligenzschicht, zu Ungarn als Vaterland bekannte und den Anschluß des Burgenlandes an Österreich nicht begrüßte. Dennoch hat er den größten Teil seiner vielen hundert kleineren und größeren Veröffentlichungen der deutschen Volkskultur in Westungarn, eben dem späteren Burgenland, gewidmet, angefangen von seiner Dissertation „Lautlehre der Mundart zwischen Raab und Lafnitz“ (= Nemet Philologiai Dolgozatok, Bd. X), Budapest 1914 (in ungarischer Sprache). Seine zahlreichen kleineren Arbeiten vor allem zur Siedlungs- und Brauchtumsgeschichte des südlichen Burgenlandes finden sich bei Heinrich Réz, Bibliographie zur Volkskunde der Donauschwaben (= Schriftenreihe der Neuen Heimatblätter, Bd. I), München 1935, zusammengestellt; schon damals, 1935, waren es 61 Nummern. In seiner Budapester Zeit beschäftigte er sich auch besonders mit religiöser Volkskunde, schrieb unter anderem den freilich sehr kleinen Abschnitt darüber in der großen Ungarischen Volkskunde: A Magyarorságon Néprajza, Bd. IV, Budapest o. J., S. 450 ff. Seine Tätigkeit auf dem Gebiet der Weihnachtskrippe hat Charlotte Angeletti gewürdigt (Der Bayerische Krippenfreund, Nr. 161, September 1962, S. 54 f.).

Leopold Schmidt

Literatur der Volkskunde

R. Hansham (Hrsg.), *Burgenland. Grenzland im Herzen Europas*. Wien, Verlag Rudolf Hans Hammer, 1961. 124 S., 60 Bildtafeln, 4^o.

Der Verlag Hammer benützte die Gelegenheit, zur Feier der 40 jährigen Zugehörigkeit des Burgenlandes zu Österreich, ein Bildwerk über dieses Bundesland herauszubringen. 60 prächtige Bildtafeln sind eingebettet zwischen Aufsätzen verschiedener Verfasser, die vom Verlag um ihre Mitarbeit gebeten wurden. Zu erwähnen sind auf jeden Fall die Beiträge von Franz Probst (Landschaft und Menschen im Burgenland), Josef Rittsteuer (Kirchen und Kleinodien im Burgenland) und Paul Deutsch (Der Weinbau), weil ihre Problemstellung oder ihr Themengebiet doch teilweise in die volkskundliche Betrachtung übergreifen. Den Kern des Buches bildet aber ohne Zweifel — und dieses Urteil gilt nicht nur für den Volkskundler, sondern ebenso sehr für den gebildeten Laien — der gehaltvolle und wohlfundierte Artikel von Leopold Schmidt über „Die alte Volkskultur des Burgenlandes“. Er ist ja auch der Berufene, über dieses Bundesland zu schreiben; seit manchen Jahren schon hat er sich eingehend damit befaßt, und wir verdanken ihm schöne und wertvolle Arbeiten darüber. So hat er 1956 mit der „Burgenländischen Volkskunde 1951—1955“ einen „Bericht über ein halbes Jahrzehnt Sammlung und Forschung“ vorgelegt; er hat in den „Burgenländische Heimatblättern“ viele kleinere und größere Aufsätze veröffentlicht, vor allem aber erschien 1959 sein großes Werk über „Die Entdeckung des Burgenlandes im Biedermeier“.

Für den Nicht-Osterreicher ist dieses Burgenland, das Land der Heanzen, ein unerhört interessantes Land, geradezu ein Musterbeispiel für „interethnische Beziehungen“, sind die Einwohner doch Deutsche, Kroaten, Habaner aus der Slowakei (deren Töpferei bis in die Gegenwart nachwirkt), Ungarn und vereinzelte Slowenen im Süden. Es ist das Land, in dem die „Kittinge“ vorkommen (auch hierüber wissen wir durch Leopold Schmidt Bescheid). In klarer Gliederung orientiert uns L. Schmidt zunächst über die Gesellschaftsform mit der feudalen Herrschaft auf der Schloß-Siedlung und den unfreien Bauern im Dorf, mit den Dorfhandwerkern, Fischern und der eigenartigen Wirtschaftsform der Seebauern (wie sie auch in Skandinavien und Irland zu finden ist); er erwähnt dann die Form der Landwirtschaft, die als Ackerbau mit Weinbau und Obstkultur erscheint. Sehr zu begrüßen sind die ständigen Ausblicke auf die übrigen österreichischen und die ausländischen Gebiete, etwa bei der Behandlung von Siedlung, Hof, Haus und Speicher; der Maisspeicher hat den türkischen Namen Tschardaken. Die Geräte in Haus und Hof, die Minnegaben und die Objekte der Hirtenkunst legen Zeugnis ab von der alten Holzkultur des Landes. Doch sind auch völlige Verluste aufzuweisen: die früheren Ofenwagen und Kienspanleuchter sind heute durchwegs verschwunden. Bei den Tex-

tilien und den Trachten werden Bestand und Einflüsse aufgewiesen; besonders die Frauentracht erweist sich als recht vielschichtig, wobei zu den ethnischen Unterschieden noch solche der Religion hinzukommen. Bei den Speisen ist besonders bemerkenswert die Verwendung von Mohn aus dem eigenen Mohnfeld und von Honig aus der eigenen Bienenzucht. Eß-Sitten und Sitzordnung sind noch recht altartig. Schön sind die Überblicke über Jahresbrauchtum und Lebenslauf (aus Raumgründen konnten sie bedauerlicherweise nicht ausführlicher sein). An Weihnachten ist noch das Weihnachtsstroh bekannt, der Weihnachtsbaum kommt noch in der mit dem Wipfel nach unten hängenden Form vor; daneben tritt ein Restgebiet mit einem Gehänge aus Schlehdorn in Erscheinung. Das Brauchtum an Fastnacht ist sehr lebendig; auch das „Blochziehen“ findet sich. Für Ostern werden die Ratschen, die verzierten Eier (besonders bei den Kroaten) und die Feuer besprochen. Dann folgen Mai- baum, Pfingstritt und die Wallfahrten. Bei den Bräuchen des Lebenslaufes geht Leopold Schmidt besonders auf das Hochzeitsbrauchtum ein. Er macht auf die besondere Singfreudigkeit des Burgenlandes aufmerksam. Zum Schluß gibt er noch Angaben über Volkstanz und Tanzmusik, Kinderspiele, Volksschauspiele, Sagen, Märchen, Schwänke und Ortsneckereien. So erhalten wir ein schön gerundetes, einprägsames Bild dieses interessanten Landes.

Robert Wildhaber

Hans Commedia, Alois Greil. Ein Maler des Volkslebens. 100 Seiten, davon 26 Schwarzweiß- und 12 Farbtafeln. Linz 1961. Herausgegeben von der Kulturverwaltung der Stadt Linz.

Alois Greil (1841—1902) ist ein für unsere Quellenkunde nicht unwichtiger Nachfolger der Wiener Genremaler gewesen. Er gilt als Linzer, stammt aber freilich von einem tiroler Vater und einer niederösterreichischen Mutter, und hat nur in der Jugend und dann wieder im Mannesalter einige Jahre in Linz gelebt. Den Großteil seiner Lebenszeit verbrachte er in Wien, wo ihm auch die zum Teil für uns wichtigen Illustrationsaufträge wurden, vor allem jene für das Kronprinzenwerk, aus dessen Bänden man sich die nach seinen Zeichnungen gefertigten Xylographien nicht wegdenken kann.

Justus Schmidt, der Greil vor etwa zwanzig Jahren einigermaßen wiederentdeckt hat, widmet dem Künstler eine kleine kunstgeschichtliche Einführung. Commedia behandelt ihn als Maler des Volkslebens, mit einer knappen Aufgliederung der Motive seines umfangreichen Lebenswerkes auf Jahresfestkreis, Lebenskreis, Berufskreis, Glaubenswelt, Verkehr, Volksgestalten. In dem nicht weniger als 365 Nummern umfassenden „Werkverzeichnis“ sind die genauen Daten der einzelnen Blätter gegeben, einschließlich einer kurzen sachlichen Beschreibung. Auch unter den vorzüglich reproduzierten Bildern finden sich wieder ausführlichere Bildinhaltsangaben, die zum Teil Volksliedstrophen den gezeigten Volkslebensszenen gegenüberstellen. Im allgemeinen erscheint damit sicherlich für das in dieser Hinsicht doch noch wenig beachtete Werk Greils schon ziemlich viel getan. Im einzelnen hätte man freilich manche Wünsche. Abgesehen davon, daß manche Bilder doch nicht ganz zureichend kommentiert erscheinen, wäre vor allem auf ihren Quellenwert einzugehen. Wir wissen doch bei keinem Bild, vor allem nicht bei den Illustrationen im Kronprinzen-

werk, worauf die betreffende Darstellung tatsächlich zurückgeht. Mit Skizzen nach dem Volksleben wird man vermutlich nur in wenigen Fällen zu rechnen haben, manche Darstellung lehnt sich sicherlich an ältere, biedermeierliche Vorbilder an. Aber auch der mitunter drastische Humor mancher Bilder ist wohl nicht durchwegs Original-Greil. Vermutlich sind manche Szenen und Gestalten von zeitgenössischen Graphiken beeinflusst, in einigen Fällen wohl von Oberländer in den „Fliegenden Blättern“. In seinen besten Arbeiten hat Greil solche Einflüsse wohl zu eigenen Gestaltungen umgesetzt, aber auch das würde sich doch erst durch eine eingehende Analyse feststellen lassen. Die von Justus Schmidt wie von Commenda herangezogenen „starken Kindheits-eindrücke aus Oberösterreich“ können kaum für so viele verschiedene Gestaltungen verantwortlich gemacht werden. Aber immerhin ist hier doch schon der Grund für jede weitere Behandlung des Themas gelegt, wofür wir dankbar sein wollen.

Leopold Schmidt

Beiträge zur Kultur- und Kunstgeschichte Tirols. Zusammengestellt von Nikolaus Grass (= Schlern-Schriften Bd. 167). 174 Seiten, XXX Bildtafeln. Innsbruck 1962, Universitätsverlag Wagner.

Der Herausgeber vermutet, sicher nicht mit Unrecht, daß die kunst- und kulturgeschichtlichen, übrigens auch volkskundlichen Beiträge in der sehr umfangreichen Festschrift für Hans Gamper der tatsächlichen Fachwelt sehr wenig bekannt geworden sein dürften. Er hat sie in diesem Band also nochmals zum Abdruck bringen lassen, und nun bieten sie sich also in bunter Reihenfolge, aber sicherlich recht nützlich, noch einmal dar. Wir verzeichnen hier als für uns belangreich: Karl Finsterwalder, Die Herkunft des Namens Gamper aus vordeutschen Hofnamen; Hans Hochenegg, Die St. Stephanus-Reliquie in Ischgl; Gustav Sausser, Das Beinhaus in Galtür; Norbert Mantl, Die sagenhafte „älteste Brücke über den Inn bei Mötz“; Hans Bachmann, Fahrende Scholaren in Schwaz; Josef Ringler, Das Tiroler Volkskunstmuseum; Marie Grass-Cornet, Bildhafte Feiern im Osterfestkreis; Matthias Mayer, Der Meister von Kundl (Gotische Plastiken); Ekkart Sausser, St. Quirin im Sellrain (auch mit Anführung von Votivtafeln). Von besonderem Interesse ist die Abhandlung von Sausser über sein Spezialgebiet, die bemalten Totenschädel, diesmal aus Galtür. Seine Folgerungen, die auf eine ethnohistorische Zuweisung dieser Schädel zu einem rätischen Element hinauslaufen, werden wohl noch zu überprüfen sein. Wesentlich ist, daß das Problem der Karnerschädelbemalung im Westen überhaupt einmal (und noch dazu mit guten Farbbildern) angeschnitten erscheint. — Für die Geschichte unseres Faches und seines Musealwesens ist dann die Abhandlung von Ringler über die Geschichte des Innsbrucker Volkskunstmuseums von besonderer Bedeutung. In schlichter Sachlichkeit wird hier der Weg zur heutigen Gestalt und Bedeutung dieser gewaltigen Sammlung dargetan. Der sehr große Anteil, den Ringler selbst daran gehabt hat, tritt bescheiden zurück, doch spürt man aus jedem Wort die lebenslange Verbundenheit mit diesem Museum. Alles in allem also ein auch für uns wichtiger Band.

Leopold Schmidt

Maria Grass-Cornet. **Bildhafte Feiern im Osterfestkreis** (Sonderdruck aus Schlern-Schriften, Bd. 167). Innsbruck 1962, S. 97—126, mit Strichzeichnungen im Text und Abb. auf Tafeln.

Die Verfasserin hat sich schon früher einmal (Ostern in Tirol, herausgegeben von Nikolaus Grass, Innsbruck 1957, S. 155 ff.) mit dem Thema beschäftigt. Es geht ihr um die Beschreibung der öffentlichen Bräuche vom Palmsonntag bis zu Christi Himmelfahrt und Pfingsten, im wesentlichen in Nordtirol. Zahlreiche Einzelheiten, beispielsweise die Palmprozession in Thaur, die Himmelfahrtsfeier in mehreren tiroler Landpfarrkirchen, das Heilige-Geist-Schwingen in Latsch und in Tisens werden aus eigener Beobachtung geschildert. Verwandte Bräuche in der alpenländischen Nachbarschaft und in Bayern werden mit herangezogen. Die Angaben sind durch sorgfältige Fußnoten gestützt, deren Ausführlichkeit zum Teil wohl auf die Hand von Nikolaus Grass zurückgehen dürfte.

Man fragt sich bei derartigen Darstellungen gelegentlich, ob solche lokale Beobachter nicht eigentlich die tatsächlichen örtlichen Eigenheiten genauer beschreiben und erheben könnten. So wird die Palmprozession in Thaur bei Hall geschildert, in einer Zeichnung und in einem Photo treten auch die „Esele“ auf, die modellkleinen Palmesplastiken, die für Thaur so charakteristisch sind. Aber im Text werden sie in wenigen Worten erwähnt, ohne Hinweis darauf, daß sie an anderen Orten heute doch keine Gegenstücke haben. Auch ohne Hinweis auf das vielleicht zu erhebende Alter dieser Stücke, auf einen ihrer vielleicht noch greifbaren Schnitzer usw. Dabei handelt es sich hier sicherlich um einen quellenmäßig verfolgbaren Sonderbrauch. Diese auf einer Palmstange als Prozessionsfiguren mitgeführten „Esele“ fallen infolge ihrer Modellkleinheit absolut auf, es hat keinen Zweck, darüber mit allgemeinen Hinweisen auf die sonstige Bezeugung der Palmesel hinwegzugehen, da man sonst eben doch immer nur an die mehr oder minder lebensgroßen Prozessionsplastiken denkt. Man muß hier aber die Sonderform ins Auge fassen, und diese wird in ihren Zusammenhängen wohl nur erklärlich, wenn man sich den anderen, freilich sehr spärlich bekanntgemachten kleinformatigen Palmeseln zuwendet. Es hat sie gegeben, ab und zu finden sich Beispiele in Museen und Ausstellungen. Das Straßburger Museum (Musée des Arts décoratifs) beispielsweise besitzt ein solches Palmeselchen aus Zinn, das wohl in Colmar um 1430 entstanden sein dürfte. Es gehörte dem dortigen Dominikanerinnenkloster Unterlinden¹⁾. Damit scheint aber ein Stichwort gegeben: Diese modellgroßen Palmeseln waren anscheinend Devotionsgegenstände von Frauenklöstern. Man denkt an Gegenstücke wie die Christkindwiegen oder auch an das „Goldene Rössel“ des Benediktinerinnenstiftes Nonnberg in Salzburg. Von den Nonnenklöstern aus könnten sich diese Palmeseln in den Volksbrauch umliegender Dörfer verbreitet haben. Bei dieser Annahme denkt man im Fall Thaur selbstverständlich an Hall und sein Damenstift. Aber das mögen nun wieder die örtlichen Kenner erheben.

Leopold Schmidt

¹⁾ Gezeigt in der Ausstellung Europäische Kunst um 1400. Achte Ausstellung unter den Auspizien des Europarates. Wien 1962, Kunsthistorisches Museum, Katalog S. 319 f., Nr. 347.

Otto Wimmer, **Handbuch der Namen und Heiligen mit einer Geschichte des christlichen Kalenders**. 2. Auflage, Tyrolia-Verlag 1959.

Dieses nunmehr 606 Seiten starke Buch ist nicht nur für den Geistlichen, den Lehrer, den Standesbeamten, sondern auch für den Kunsthistoriker und den Volkskundigen wertvoll. Es enthält außer knappen Angaben über die von der Kirche hervorgehobenen und die volkstümlichen Heiligen ein 26 Seiten starkes Verzeichnis der Attribute und ein 24 Seiten starkes der Patronate der Heiligen, das ist mehr als die — längst vergriffenen — kleinen Bücher über Attribute und Patronate. Findet man auf Grund des Attributes nun den Heiligen, dessen Bild man in einer Kirche sieht, so kann man das Nötige über sein Leben und seine Legende erfahren. Und für jeden einigermaßen bedeutenden Heiligen ist auch die Literatur angegeben, wobei man freilich wünschen möchte, daß in einer dritten Auflage auf seine Volkstümlichkeit mehr Wert gelegt werde. Für Österreich haben wir da allerdings die Bücher von Gustav Gugitz zur Hand. Man möchte eine Art Formel bilden: Gugitz + Wimmer = das Richtige für den Volkskundler in Österreich.

Robert Schindler

Sammlung Oberbayrischer Volkslieder. Herausgegeben von Kiem Pauli. Verlag Georg D. W. Callwey, München. 2. Auflage 1962, 463 S., DM 29.50.

Es ist sehr zu begrüßen, daß endlich wieder Kiem Paulis vorbildliches Werk einem größeren Interessentenkreis zugänglich gemacht worden ist, nachdem die vor fast dreißig Jahren erschienene erste Auflage längst als rarissimum gegolten hat. Der Verfasser selbst nannte es „Sammlung“ und nicht Liederbuch, um damit zum Ausdruck zu bringen, daß das Buch die Quersumme seiner jahrelangen Tätigkeit sei und sich als solches von seinen kleineren Liederbüchlein abhebe. Trotzdem ist es ein Buch, das ebenso der Praxis wie theoretischer Forschung zu dienen vermag, denn das zusammengetragene Liedgut ist kein antiquiertes Material, sondern aus lebendiger Quelle geschöpft und in lebensfähiger Form überliefert. Fassen wir kurz die Vorzüge des Bandes zusammen:

1. Sein Herausgeber hat im Gegensatz zu neueren Liederbuchautoren darauf verzichtet, das vorgefundene Melodiegut zu „bearbeiten“, zu „verbessern“, zu „modernisieren“, mit eigenen Weisen zu unterlegen oder gar mehrstimmig zu „fassen“.

2. Das Buch enthält gute Fundnachweise, die freilich nicht berücksichtigen konnten, wo das Lied außerdem noch in Übung war, sodaß die Quellenangaben sich nur auf die Praxis um 1930 erstrecken und die Herkunftsfrage von Text und Weise unbeantwortet lassen.

3. Sprache wie Noten sind mit Sorgfalt und Sachkenntnis überliefert.

4. Der Herausgeber macht dem modernen Publikumsgeschmack keinerlei Zugeständnisse.

Vielleicht mag es den Österreicher befremden, zwischen den „Oberbayerischen“ Volksliedern auch Liedgut aus seiner eigenen Heimat zu entdecken, das meist sogar ausdrücklich als solches gekennzeichnet ist;

aber für Kiem Pauli war das ganz bestimmt kein Annektieren nachbarlichen Besitzes, sondern Ausdruck der Verehrung und Bewunderung, die auch in seiner Huldigung gegenüber der österreichischen Volksliedforschung von Pommer bis Klier im Nachwort warme Worte gefunden hat.¹⁾)

Felix Karlinger

Wolfgang Stämmler, **Wort und Bild**. Studien zu den Wechselbeziehungen zwischen Schrifttum und Bildkunst im Mittelalter. 192 Seiten und 18 Bildtafeln. Berlin 1962. Erich Schmidt-Verlag. DM 26,80.

Stämmler befaßt sich seit Jahrzehnten von altgermanistischer Seite her mit dem bildlichen Niederschlag der alten Dichtung in der bildenden Kunst. In dem von ihm herausgegebenen großen Sammelwerk „Deutsche Philologie im Aufriß“ (siehe ÖZV) hat er vor kurzem die maßgebende Zusammenstellung der Themen und Darstellungen des Gebietes gegeben. In dem vorliegenden schmalen Band hat er nun nochmals eine Reihe von Einzelabhandlungen zusammengestellt, die zwar meist schon in verschiedenen Zeitschriften, Festschriften usw. erschienen sind, hier aber, neugefaßt und vermehrt, geschlossen vorgelegt erscheinen. Wichtige Interpretationen zur mittelalterlichen Kunst, die aber auch von seiten der Volkskunde nicht übersehen werden können.

Bekannte Themen dieses Bereiches finden sich behandelt wie „Der Philosoph als Liebhaber“ (Phyllis reitet auf Aristoteles), oder Dietrich von Bern in der bildenden Kunst, einschließlich der Sagenmotive. Besonders wichtig einige kleinere Abhandlungen, welche Themen der ritterlichen Dichtung in der mittelalterlichen Kunst behandeln, so den „Willehalm“ des Rudolf von Ems auf der Bergener Decke, die Spur eines verlorenen „Alexander“ des Berthold von Herbolzheim auf einem Wappenteppich im Augustinermuseum in Freiburg im Breisgau usw. Denkmalpflegerisch ist die Interpretation der spätgotischen Fresken im Kollegiatstift von Karden an der Mosel bekanntgeworden, die Stämmler auf das spätmittelalterliche Gedicht über Heinrich den Löwen von Michael Wyssenhere beziehen konnte. Angesichts der einigermaßen bilderbogenartigen Darstellungen in Karden, aber auch auf Wandteppichen usw. fragt man sich, ob nicht so manche örtliche Sagen, die im 19. Jahrhundert aufgezeichnet wurden, auf die Erinnerung an derartige mittelalterliche Darstellungen zurückgegangen sein mögen und daher eine viel umständlichere Geschichte gehabt haben als man früher annehmen wollte. Alle die Drachenkampf-Erzählungen beispielsweise wird man wohl auch auf solche Zwischenglieder hin ansehen müssen. Wichtig

1) Für volkskundliche Bibliophilen sei bemerkt, daß diese Neuauflage des umfangreichen Liederbuches nicht die Illustrationen enthält, welche die erste Auflage schmückten. Die einstmalig vielgerühmten, herrlich wiedergegebenen Aquarelle von Thomas Baumgartner wurden hier nicht wiederholt. Ein Teil davon findet sich aber bekanntlich in der kleinen Neuausgabe des Werkes, die 1938 unter dem Titel „Lieder und Jodler aus Oberbayern“ erschienen ist. Der Maler dieser, in der Volkslied-Illustration sehr einmaligen Bilder, Prof. Thomas Baumgartner, ist übrigens am 27. Mai in Kreuth gestorben, nur anderthalb Jahre also nach dem am 25. Oktober 1960 ebenfalls in Bad Kreuth verschiedenen Kiem Pauli. Schdt.

für eine solche kritischere Betrachtungsweise jetzt auch die Abhandlung von Friedrich Wild über „Drachen im Beowulf und andere Drachen“¹⁾. In ähnliche weite Räume führen auch Stammers Interpretationen geistlicher Poeten hinaus. Nicht so sehr die Miszelle zu der in der Vorauer Handschrift erhaltenen „Judith“, dagegen wohl die Abhandlung über die Freisinger „Bestiensäule“. Ob man freilich mit der rein literarisch-christlichen Interpretation wirklich auskommen mag, bleibt doch fraglich. Der früher gern angewandten heidnischen Interpretations-Einseitigkeit steht bei Stammer eben doch eine solche mit anderem Vorzeichen gegenüber. Das war ja auch an Stammers vorhergehendem Buch, „Frau Welt — Eine mittelalterliche Allegorie“²⁾ zu beobachten: Ob man bei einem so bedeutendem Stoff wirklich mit einer Interpretation auf eine jüdisch-christliche Allegorie auszukommen vermag, mit schroffer Ablehnung aller indogermanisch-mythologischen, übrigens auch ohne Kenntnis wirklich wichtiger Arbeiten wie der von Robert Bleichsteiner³⁾, das wäre also doch zu bezweifeln.

Aber die hier nun gesammelten Abhandlungen mit ihrer Materialfülle, den reichen kritischen Anmerkungen und der zureichenden Bebilderung sind selbstverständlich dennoch auch für uns wichtig. Die religiöse Volkskunde wird mit Gewinn die Abhandlung über die so oft schon umstrittene „heilige Kakubilla“ lesen, auch wenn man nicht glauben mag, daß eine allmähliche Umgestaltung des Namens des hl. Kolumba, der im Irischen auch Kolumkilla geheißen hat, die ganze Lösung bedeute. Schon der Geschlechtswechsel zeigt hier wie etwa bei der hl. Kimmernis, die man von gleicher Seite auch als „mißverständenen“ Volto Santo ansprechen wollte, daß man es sich doch nicht so leicht machen darf. Der Buchstabenglaube allein macht nicht selig.

All das soll nicht heißen, daß wir für solche Beiträge zu unseren Gebieten nicht dankbar sind. Die Zusammenstellung der „Kakubilla“-Zeugnisse bleibt ebenso dankenswert wie jene der „Atzmann“-Belege, eines Koboldnamens, der in Mainz an einer Pulträger-Gestalt haftete. Und die umfangreiche Zusammenstellung der bebilderten Epenhandschriften wird man auch noch lange dankbar benutzen. Selbst die gewissermaßen als Beigabe abgedruckte Abhandlung über die Geschichte des kunsttheoretischen Topos „Edle Einfalt“ bleibt auch für uns lesenswert. Stammer erläutert da sehr instruktiv, daß dieser Topos schon vor Winckelmann vorhanden war, und was seine Zeitgenossen usw. daraus gemacht haben.

Der schmale Band enthält also eine Fülle von Wissen, von Umwertungen und dementsprechend von Anregungen. Ohne in jedem Fall

-
- 1) Friedrich Wild, Drachen im Beowulf und andere Drachen. — Mit einem Anhang: Drachenfeldzeichen, Drachenwappen und St. Georg (Österr. Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Klasse, Sitzungsberichte Bd. 238, Abh. 5) Wien 1962.
- 2) Stammer, Frau Welt, Eine mittelalterliche Allegorie (= Freiburger Universitätsreden, Neue Folge, Bd. 23) Freiburg in der Schweiz, 1959.
- 3) Robert Bleichsteiner, Frau Berchta und Baba Jaga (Mitra, Heft 3, 1914, S. 65 ff.). derselbe, Perchtengestalten in Mittelasien (Archiv für Völkerkunde, Bd. VIII, Wien 1953, S. 58 ff.).

zustimmen muß man die wichtigsten Abhandlungen doch eigentlich zweimal lesen, um sie ganz auszuschöpfen, und vor allem deshalb, weil auch die Anmerkungen jeweils noch sehr viel Material und kritische Auseinandersetzungen enthalten. Gerade deshalb hätte man den ganzen Band gern durch Register aufgeschlüsselt gesehen, die man nun bei der Fülle von Namen und Motiven doch sehr vermißt.

Leopold Schmidt

Max Lüthi, **Märchen** (= Sammlung Metzler, Realienbücher für Germanisten, Reihe Poetik). 100 Seiten. Stuttgart 1962, J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung.

Ein neues Unternehmen, das nützlich zu werden verspricht. Vor kurzem ist in dieser Reihe kleiner sachlicher Darstellungen das Bändchen „Legende“ von Hellmut Rosenfeld erschienen, nunmehr behandelt der bekannte Züricher Märchenforscher das „Märchen“, und zwar das europäische Volksmärchen. Dem Kunstmärchen soll gelegentlich ein eigenes Bändchen gewidmet werden, was sachlich nur zu begrüßen ist. Lüthi gibt eine sehr gute, gedrängte, mit der notwendigsten Literatur ausgestattete Darstellung. Er handelt zunächst über Name und Begriff des Märchens, versucht ferner gegen benachbarte Gattungen (Sage, Legende, Mythos, Fabel, Schwank) abzugrenzen, und legt dann die „Typen“ des Märchens dar. Das ist besonders für den Anfänger sehr nützlich, den die großen Typenregister doch nur abschrecken dürften: Hier findet er ihren eigentlichen Sinn erläutert. Dann legt Lüthi die Wesenszüge des europäischen Volksmärchens dar, wobei er sich auf sein schon in 2. Auflage vorliegendes Buch (siehe ÖZV) stützen kann. Die außereuropäischen Märchen werden verhältnismäßig kurz abgehandelt, was besonders hinsichtlich der sogenannten Märchen der „Naturvölker“ nur zu begrüßen ist, bei denen es sich ja um keine Märchen in unserem Sinn handelt. „Zur Geschichte des Märchens“ werden ausgewählte Zeugnisse vom Altertum bis zur Neuzeit besprochen. Dann erst folgt ein Abschnitt „Aus der Geschichte der Märchenforschung“, der vielleicht etwas zu sehr dem schon bei Bolte und Polivka festgelegten Ablauf entspricht. Man vermißt beispielsweise die „Wiener mythologische Schule“ mit Hüsing, Schultz, von Spieß usw., und die forschungsgeschichtlich so wichtigen Zeitschriften „Mitra“ und „Bausteine zur Geschichte, Völkerkunde und Mythenkunde“; man braucht die Wege und Ergebnisse dieser Schule nicht zu bejahen, aber man muß ihr jedenfalls einen Platz in der Forschungsgeschichte einräumen. Die folgenden Abschnitte („Märchenbiologie“, „Psychologie des Märchens“ usw.) versuchen ja auch, die Ergebnisse von Schulen darzulegen, die durchaus nicht allgemein anerkannt sind. Mehrere Seiten für C. G. Jung und seine Schülerinnen Hedwig von Beit und Marie-Louise von Franz erscheinen uns in dem schmalen Büchlein reichlich viel. Aber wir wollen auch nicht übersehen, daß es sich bei der Jung-Schule um eine Züricher Lokal-Angelegenheit handelt, und Lüthi sie also bei aller Objektivität doch etwas in Lokal-Perspektive sieht. Der ausgleichenden Gerechtigkeit halber möchte man also die „Wiener mythologische Schule“, die rein forschungsmäßig sicherlich weit wichtiger war, mindestens ebenso umfangreich dargestellt sehen.

Solchen Wünschen, die man etwa für die Gestaltung einer Neuauflage äußern möchte, kann man aber schließlich den Ausdruck der

hohen Achtung für die Leistung der vorliegenden ersten Auflage wohl anfügen. Lüthis Büchlein wird künftigen Studierenden der germanistisch orientierten Volkskunde ein willkommener Führer auf dem Märchengelände sein.

Leopold Schmidt

Gerhard Matern, *Zur Vorgeschichte und Geschichte der Fronleichnamfeier besonders in Spanien*. Studien zur Volksfrömmigkeit des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit (= Spanische Forschungen der Görresgesellschaft. II. Reihe, 10. Bd.) Münster in Westfalen 1962. 337 Seiten. Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. DM 46,50.

Hinter dem bescheidenen Obertitel verbirgt sich ein vorzügliches Buch, das künftighin aus der historischen Brauch- und Schauspielforschung nicht mehr wegzudenken sein wird. Das Buch versteht es, aus ausgezeichnet aufbereiteten Quellen eine wirkliche innere und äußere Geschichte des Fronleichnamfestes und der Fronleichnamprozession in Spanien zu geben, des absoluten Hochfestes der iberischen Volksfrömmigkeit also. Dabei werden alle wesentlichen Formanten mit breitem Zeugnismaterial dargetan: Vor allem das Werden der Prozession, die in zahlreichen älteren Umgängen schon vorgeformt war, kommt überzeugend zur Geltung. Dabei sieht Matern sein an sich schon großes Thema dauernd im nützlichen Vergleich mit der Festgeschichte im übrigen Europa, zumal in Frankreich und Deutschland. Man kann also die tragenden Gemeinschaften, die Bruderschaften, hier ebenso vergleichend verfolgen wie die einzelnen bildkräftigen Ausgestaltungen der Prozessionsszenen und -figuren immer wird der Gewinn groß sein. Man notiert sich zur näheren Kenntnisnahme das Auftreten alttestamentarischer Personen in der Prozession (S. 77 f.), dann selbstverständlich der Riesen (S. 80), wobei den spanischen Forschern David und Goliath als „elemento gotico“ erschienen. Und die Prozessionstiere, vor allem die Drachen, aber auch die Adler, der Tanz der Adlermaske etwa (S. 203), sind doch hervorragend wichtige Züge. Die Tänze in den Prozessionen: Wer hätte hier sobald wichtige Angaben über Stab- und Stocktänze (ball des bastons) gesucht (S. 200 ff.) Ebenso wird man von einer Aufzählung der Festspeisen (flahons) überrascht sein (S. 86/168). Daß die kirchlich-traditionellen Züge der Prozessionsikonographie nicht leer ausgehen, ist selbstverständlich. Daher hier nur ein Hinweis auf die interessante Szene der „Vierundzwanzig Alten“ (S. 167).

Das Buch liest sich trotz seiner gewaltigen Stoffbefrachtung sehr gut. Wo das Material nur mehr in Listen zu bändigen ist, wird man auch diese mit Gewinn zur Kenntnis nehmen: Die frühesten Nennungen des Fronleichnamfestes und seiner Prozession in Deutschland (mit Karte S. 104/5), in Frankreich (S. 108/9) und in Spanien (S. 144/45). Ähnlich dokumentierend wirken die beigegebenen Prozessionsordnungen (Mallorca 1317, Barcelona 1424, Valencia. 15.—16. Jh.). Wo Matern dagegen Material auswertend schreibt, da folgt man ihm nicht nur notierend, aufnehmend, sondern selbstverständlich auch kritisch-aufmerksam. Man wird dann ab und zu Einwendungen machen wollen, etwa gegen einen Ausdruck wie den vom „orthodoxen Instinkt des Volkes“ (S. 6) oder gegen den Versuch einer Unterscheidung zwischen französischer und spanischer Volksfrömmigkeit S. (27). Aber Matern ist offenbar von seinem Arbeitsgebiet begeistert, er glaubt Wesenszüge des „Spanischen Menschen“ im Stil seiner Fronleichnamfeiern erkennen

zu können: Den Spanier als „freien Menschen“, als „hochherzigen Menschen“ usw. (S. 148 ff.). Das sind Annahmen aus der Volkscharakterkunde, die zwar vielfach bestechen mögen, aber sich mit einer rein historisch-darstellenden Aussageform nicht immer recht vertragen. Vielleicht berühren uns auch nur heute schon solche Formulierungen als etwas überholt, wir haben den Geschmack an Wendungen wie der vom „Gewordenen“ (S. 76) in einem religiösen Volksfest verloren. Das sagt nichts über die persönliche Berechtigung eines Verfassers aus, die Dinge auch weiterhin noch so zu sehen. Man wird im Gegenteil die auf diese Weise durchaus lesbar gestaltete, inhaltlich so vorzügliche, durch Quellenbelege allenthalben nachprüfbare Darstellung sehr gern zur Kenntnis nehmen, und sich nötigenfalls damit eben auseinandersetzen haben.

Leopold Schmidt

Charles Maillier, Le culte de Saint Martin en Pays Drouais.
Dreux, Selbstverlag, (1961). 45 Seiten, Abb., 1 Karte.

Das Jahr 1961 war in Frankreich dem Gedenken des hl. Martin gewidmet: Hundertjahrfeier der Auffindung seines Grabes (Tours, 1860) und Sechszehnhundertjahrfeier der ersten Klostergründung in Gallien (Ligugé, 361). Die sehr rührige Fédération folklorique d'Ile-de-France, Herausgeberin des vierteljährlich erscheinenden, auf dem Gebiet der französischen Volkskunde allgemein gut informierten, Bulletin folklorique d'Ile-de-France, hat dieses Jubiläumsjahr zum Anlaß genommen, eine umfassende Umfrage über die volkstümliche Verehrung des hl. Martin in Frankreich zu veranstalten (Bericht und Fragebogen abgedruckt in: Arts et traditions populaires Bd. 8, 1960, S. 210—211). Charles Maillier, der in diesem Zusammenhang die Zeugnisse der Martinsverehrung des Verwaltungsarrondissements Dreux (Dép. Eure-et-Loir) in der westlichen Ile-de-France aufgezeichnet hat, legt in dieser reichlich mit Bildern ausgestatteten Broschüre seine Ergebnisse vor. In Form von topographischen Verzeichnissen werden die Martinspatronizien, Kultgegenstände (Altar- und Andachtsfiguren und -bilder, Bruderschaftsfahnen, Prozessionsstangen), Ortsnamen, Bruderschaften und Martinsbräuche (Patroniziumsbeste, Martinsfeuer, Prozessionen, Jahrmärkte) beschrieben. Auffallend ist, daß in dieser Landschaft mit ihrem stark hervortretenden Martinskult, die wallfahrtsmäßige Verehrung dieses Heiligen überhaupt nicht belegt ist.

Klaus Beitzl

Meubles et ensembles auvergnats. Introduction par Stany Gauthier.
Paris, Editions Charles Massin, o. J. 6 unpag. S., 36 Tafeln mit 67 Abb.

Die traditionellen Möbel und Wohneinrichtungen der Auvergne unterscheiden sich nur unwesentlich von jenen anderer französischer Landschaften. Hier wie dort sind es die schweren Möbel aus massiven Laubhölzern — in der Auvergne herrscht allgemein Nuß und Kastanie vor. Eiche tritt dagegen zurück —, die auf Rahmen und Füllung gearbeitet sind, keine Bemalung aufweisen, deren Schmuck allein in großflächigen, vorwiegend geometrischen Schnitzornamenten (Rauten, konzentrische Kreise, Malteserkreuze, Rosetten) besteht. Hier wie dort die starke Abhängigkeit des bürgerlichen und bäuerlichen Möbels von den verschiedenen höfischen Zeitstilen. Stany Gauthier, Konservator des Museums von Nantes, bekannter Möbelforscher in Frankreich, macht in der Einleitung zu dem vorliegenden Bildwerk für die volkstümlichen

Möbel der Auvergne jedoch auch besondere Merkmale geltend, die es erlauben, von einem in mancher Hinsicht selbständigen Möbetypus zu reden. Solche Kennzeichen sind die sehr robuste Konstruktion der Hartholzmöbel, ihre wuchtige Gesamterscheinung, die überaus strenge Formgebung sowie die sparsame und einfache Verzierung. So wurden von den großen französischen Möbelstilen auch nur jene Einflüsse in die volkstümliche Möbelkunst der Auvergne übernommen, die ihrem Wesen entsprachen. Das Mittelalter hat die Formen entscheidend beeinflusst, Nachwirkungen des gotischen Möbels lassen sich in der Auvergne bis in das 19. Jahrhundert nachweisen. Die Renaissance hingegen mit ihrem feinen Möbelornament blieb hier auf das volkstümliche Möbel ohne Einfluß. Der schwere und einfache Möbelstil der Zeit Louis' XIII. dagegen besaß eine große Prägekraft. Die späteren Moden (Louis XIV., Régence, Louis XV. und Louis Philippe) haben das volkstümliche Formengut weiterhin angereichert. Die weichen Stilepochen (Louis XVI., Empire) sind am bäuerlichen Möbel spurlos vorübergegangen.

Diese Entwicklung läßt sich anhand der Bilder, die meist nach Objekten aus Privatsammlungen angefertigt wurden, recht gut ablesen. Der ursprüngliche Zusammenhang dieser vereinzelt Sammlerobjekte wird durch die einführende Notiz von Gauthier und einige Abbildungen von heute noch an Ort und Stelle befindlichen bäuerlichen Möbeleinrichtungen der für das französische Haus charakteristischen „salle commune“ aufgezeigt. Die einzelnen abgebildeten Möbel sind mit genauen Herkunft- und Maßangaben versehen.

Klaus Beitzl

Walter Fostier, Folklore Vivant. Illustrés de photos originales de René Ramlot. Bruxelles, Lucien de Meyer, 1960, 108 und 104 Seiten, zahlreiche Abbildungen in Schwarzweiß und Farbe.

Hinter dem recht wenig anschaulichen Titel dieses zweibändigen Buches verbirgt sich eine photographische Bilddokumentation zum spielfaften Brauchtum in Belgien, die besondere Aufmerksamkeit verdient.

Die Photographie dient hier dazu, das noch heute kräftig blühende, geradezu ungestüm vitale Spielbrauchtum in Belgien wenigstens in einzelnen charakteristischen Beispielen einzufangen. Dem ganz ausgezeichneten Photographen geht es dabei nicht darum, einfach den Spielablauf in einzelnen Bildern festzuhalten, sondern den flüchtigen Augenblick, in dem sich die Idee des Schauspieles und das Wesen des Darstellers offenbaren, im Bild festzubannen. Ein bündiger und sachlicher Text, der auch die historischen Grundlagen der Überlieferungen erkennen läßt, begleitet beschreibend die bemerkenswerten Bildzeugnisse.

Ungefähr in der Reihenfolge ihres jahreszeitlichen Ablaufes werden flämische und wallonische, religiöse und weltliche Spielbräuche vorgeführt: Karneval, Laetare, Karwoche, früh- und hochsommerliche Umgänge, Prozessionen und Militärmärsche . . . Ein immerwährender Kalender der bedeutendsten belgischen Schaubräuche ist dem 2. Band vorangestellt. Mittelalterliche Überlieferung lebt in den Legenden- und Wallfahrtsspielen von Russon/Ruiten (Evermarus-Spiel) und Haken-dover fort; die charakteristischen Märsche der Männer in historischen Militäruniformen stehen auf dem Boden alter brauchmäßiger Flurbegehungen und spätmittelalterlicher bürgerlicher Schützengesellschaften; die Büsserprozessionen in der Karwoche (Lessines) und im Hochsommer (Furnes) sowie die Heiligblutprozession von Brügge mit ihren szenischen Darstellungen der Passion Christi auf Wagen- und

Tragbühnen sind ein Stück stehengebliebenes spanisches Volksbarock; Motive des Rokoko spiegeln sich in den Maskengestalten der Chinels (Polichinelles) und Katzen von Fosse und Ypres.

Die Parallelen zu ähnlichen Erscheinungen im österreichischen und vorderösterreichischen Brauchtum der alten und gegenwärtigen Zeit werden deutlich: bestimmte Gestalten der Fastnacht, Figurenprozessionen barocker Prägung, historische Militärumzüge, Riesenumgänge . . . Bei der Beurteilung dieser österreichischen Spielbräuche und Brauchelemente wird man sich immer wieder auch diese Parallelererscheinungen anschauen müssen.

Es handelt sich hier also nicht einfach um ein volkskundliches Bilderbuch, wie es deren in den letzten Jahren schon viele gegeben hat, sondern um das eindrucksvolle Zeugnis für ein buntes und lebendiges Spielbrauchtum in Belgien.

Klaus Beißl

Letno proročilo Državne realne gimnazije (in gimnazije) za Slovence.
[Jahresbericht des Bundes-Realgymnasiums (und Gymnasiums) für Slowenen in Klagenfurt.]

In den Jahresberichten des 1957 gegründeten slowenischen Gymnasiums wurden jeweils kleinere Abhandlungen veröffentlicht, die wert erscheinen, in unserer Zeitschrift angekündigt zu werden:

Pavel Zablatnik, Koroški ljudski pesnik in dramatik Andrej Schuster-Drabosnjak. (Der Kärntner Volksdichter und Volksdramatiker Andrej Schuster-Drabosnjak.) (I, 1957/58, S. 15—17.)

Schuster-Drabosnjak ist in die deutschsprachige volkskundliche Literatur durch Georg Grabers Veröffentlichung des Köstenberger Passionsspieles (Graz, 1937) eingegangen. Der am 6. Mai 1768 beim Oberen Drabosnjak in Köstenberg bei Velden am Wörthersee Geborene lebte später als Bauer auf diesem Hof. Zu einer Zeit, da das Volksschulwesen erst seinen Aufschwung begann, konnte dieser Bauer und Dichter slowenisch und deutsch lesen und schreiben. Außer der Bearbeitung und Übertragung des Passionsspieles verdanken wir ihm ein Weihnachtsspiel, ein Spiel vom Verlorenen Sohn, einen Ägyptischen Josef, Die schöne Magellone u. a., die allesamt den Zusammenhang mit der alpenländischen Volksschauspieltradition verraten.

Im Druck erschienen zwei Bändchen mit selbständigen Arbeiten: Ein belehrendes Gedicht über das slowenische Alphabet („Svojenji obace“), eine parodistische Litanei von den bösen Frauen, ein Gedicht über die Müller als Betrüger und Halsabschneider, eine Selbstanklage über das Saufen, ein Neues Lied von den Saufbrüdern und ein Gedicht über eine Salbe, die nicht den Körper, sondern die Krankheit des Geistes heilen soll; sie wird aus Hoffnung, Mäßigkeit, Geduld und Keuschheit mit katholischem Glauben in einem Mörser gestoßen.

France Czigan, Kamenske pevske bukvice. (Steiner Singbüchlein.) (I, 1957/58, S. 18—19; Noten.)

Der Verfasser schildert die Entstehung handgeschriebener Lieder- und Tanzbüchlein und seine Erwerbung von zwei Sammlungen von Liedern für das Kirchenjahr in Stein.

France Czigán, Ljudska velikonočna pesem na Koroškem. (Österreichische Volkslieder in Kärnten.) (II, 1958/59, S. 19—24; Noten.)

Es ist wenig bekannt, daß neben den Sammlungen von weltlichen Volksliedern vom Beginn dieses Jahrhunderts eine Sammlung von Kirchenliedern durch Lukas Kramolc entstand. Heute werden die alten ehrwürdigen Kirchenlieder nur mehr wenig gesungen. 1948 erhielt der Verf. eine schöne handschriftliche Sammlung aus dem Jahre 1839 aus St. Kanzian, die rund 100 Lieder für das ganze Kirchenjahr enthält. Nur zu einem guten Viertel ist es gelungen, dazu noch die Weisen zu finden. Weiters bekam Czigán eine interessante Sammlung aus Gurnitz von 1893 mit 23 Liedern. Dem Sammlungsbericht folgen zehn Lieder mit Weisen; vom Text wird jeweils nur eine Strophe veröffentlicht. Die Mehrzahl der Lieder ist in der Mundart des unteren Jauntales verfaßt, die Minderzahl im Schriftslowenischen. Zwei Lieder ohne Melodie sind als Textproben mit allen Strophen abgedruckt.

France Czigán, Šopek iz Roža. (Blumenstrauß aus dem Rosental.) (III, 1959/60, S. 23—26; Noten.)

Czigán erzählt vom Sänger Filip (Lipan) Hafner aus St. Johann im Rosental, der ihm eine schöne Anzahl von Liedern vorgesungen hat, und veröffentlicht eine Auswahl dieser Lieder. Von jedem Beispiel erfahren wir Herkunft und Überlieferung.

France Czigán, Koroška božična pesem. (Das Kärntner Weihnachtslied.) (IV, 1960/61, S. 24—28; Noten.)

Hier bringt der Verfasser eine Auswahl von Volksliedern der Weihnachtszeit, die er vom Gaital bis Jaunstein gesammelt hat. Wieder erklären kurze Notizen Herkunft und Verwandtschaft der einzelnen Lieder. Eine der Melodien, die im Jauntal und in Innerkrain bekannt ist, ist verwandt mit einem Gottscheer Weihnachtslied, das K. M. Klier in „Lied und Brauch“ (Klagenfurt, 1956) veröffentlicht hat.

France Czigán, Pogovor z Milko Hartmanovo. (Gespräch mit Milka Hartman.) (V, 1961/62, S. 39—45; Noten, 1 Abb.)

Milka Hartman ist die Verfasserin von 88 volkstümlichen und Heimatliedern. An sechs Beispielen wird die Art ihres Schaffens deutlich.
Maria Kundgraber

Anzeigen/Einlauf 1959—1962/Gerät und Möbel

- Franjo Baš, Kmečko pohištvo v Podravju in Pomurju (Die Bauernmöbel im Drau- und Murgebiet) (Slovenski Etnograf, Bd. XII, Laibach 1959, S. 29—58). 15.345
- Angelos Baš, O najstarejši upodobitvi skrinje na Slovenskem (Die älteste Abbildung einer Truhe in Slowenien) (Slovenski Etnograf, Bd. XII, Laibach 1959, S. 97—106). 15.348
- Margarete Baur-Heinhold, Deutsche Bauernstuben (= Blaue Bücher, o. Nr.) Königstein im Taunus, 1961. 116 S., 4 Farbtafeln. 16.129
- Marcel Boulin, Les meubles-vaisselle. Les tables a évidements en forme d'assiettes ou d'écuelles (Art populaire de France, Straßburg 1960, S. 59—81). (Geschirr-Möbel. Die Tische mit Vertiefungen in Form von Tellern oder Schüsseln). 16.528
- Thomas Brachert, Der schwäbische Eisenkunstguß. Öfen und Ofenplatten. Marburg an der Lahn, 1959, 147 Seiten, 59 Abb. auf Tafeln. 15.409
- Franz Colleselli, Die tiroler Wetzsteinkumpfe und ihre Verzierung. (Der Schlern. Bd. XXXII, Bozen 1958, S. 331—338). 14.703
- Walter Dixel, Das Hausgerät Mitteleuropas. Wesen und Wandel der Formen in zwei Jahrtausenden. Deutschland, Holland, Österreich, Schweiz, Braunschweig und Berlin, 1962. 424 Seiten, 967 Abb. 6.436
- (Franz Dichtl), Rund um den Bienenstock. Katalog zur 8. Sonderausstellung im Mühlviertler Heimathaus). Freistadt 1959, 28 S. 14.961
- (Franz Dichtl), Bäuerliche Arbeitsgeräte. 6000 Jahre Mühlviertler Bauerntum. (Katalog zur 9. Sonderausstellung im Mühlviertler Heimathaus) Freistadt 1960. 16 S. 16.258
- Ellen Ettlinger, The Hainault Scythe in England (Die Hennegauer Sense in England) (Man, July 1960, S. 105—108). 15.857
- Karl Fiala, Schindelkletzeln und Spanhobeln. Ein Beitrag zur bäuerlichen Gerätekunde aus dem Großarlal, Salzburg (ÖZV, XV/64. 1961, S. 108—117). 16.232
- Günther Franz, Die historische Entwicklung des Pfluges (Landtechnik. Bd. 14, 1959, H. 1/1, 8 S., 17 Abb.). 15.231
- Endre Füzes, A Janus Pannonius Muzeum szaru sotartoi (Die Horn-Salzfässer des Janus Pannonius-Museums) (Janus Pannonius Muzeum 1960 évi Evkönyvvel, S. 257—322, 62 Abb.). 16.484
- 36 Bildtafeln. Stany Gauthier, Meubles et ensembles Bretons. Paris o. J. 10 S., 15.427
- 36 Bildtafeln. Stany Gauthier, Meubles et ensembles auvergnats, Paris o. J. 8 S., 16.377
- Torsten Gebhard, Möglichkeiten der Geräteforschung in Deutschland (Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 56, Stuttgart 1960, S. 94—104). 15.631
- Helmut Hagar, Der osteuropäische Arbeitsschlitten bei den Ostseefinnen (Finnisch-ugrische Forschungen, Bd. XXXIII, S. 182—284, 23 Abb.). 14.661

- Karl Haiding, Die alten Bienenwohnungen im Bezirk Liezen (Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark, Bd. 50, Graz 1959, S. 171—197, 8 Abb., 2 Karten). 14.990
- Alfred Höck, Weitere Grabscheite aus dem Hessischen (Zeitschrift für hessische Geschichte und Landeskunde, Bd. 59, 1958, S. 197 f). 15125
- Alfred Höck, Eisenbeschlagene Holzspaten in Hessen (Zeitschrift für hessische Geschichte und Landeskunde, Bd. 71, 1960, S. 159—166, 1 Karte und 3 Abb.). 16.412
- Erika Hubatschek, Bauernwerk in den Bergen. Bilder und Worte. Innsbruck 1961. XII und 163 Seiten. 16.124
- Wolfgang Jacobeit, Das bäuerliche Arbeitsgerät — ein wichtiger Forschungsgegenstand der deutschen Volkskunde (Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde, Bd. VII, 1960, S. 109—114). 15.787
- Wolfgang Jacobeit, Der „faule“ Schäfer und sein Stab (Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde, Bd. VII, 1960, S. 135—143, 13 Abb.). 16.037
- Marija Jagodic-Makarovic, Zibelkana Slovenskem (Die Wiege in Slowenien) (Slovenski Etnograf, Bd. XII 1959, S. 9—28, 4 Abb.). 15.344
- Max Udo Kasparek, Die Arl in einer mährischen Darstellung von 1134 (Jahrbuch der Stifter-Gesellschaft, München 1959, S. 258—264, 2 Tafeln). 15.386
- Max Udo Kasparek, Arl und Pflug im Kuhländchen. Zur Volkskunde der mährischen Ackergeräte (Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen, Bd. V, 1959/60, S. 264—269, 6 Abb.).
- Franz Kollreider, Die Osttiroler Härpfe. (Festschrift für Hans Gamper, Bd. II, Innsbruck 1959, S. 235—238, 2 Abb.). 14.942
- Oskar Moser, Vom Reitbrett zum Rennski. Aus der Frühgeschichte des volkstümlichen Wintersportes (Kärnten. Leben und Kunst, Fremdenverkehr. II. Bd., 1958, H. 2, 2 S., 8 Abb.).
- Oskar Moser, Anken und Stampfen (Carinthia I, Bd. 149, Klagenfurt, 1959, S. 523—566, 15 Abb.). 15.123
- Oskar Moser, Zwei Mölltaler Dachtruhen, Ihre Stellung innerhalb der europäischen Frühformen des volkstümlichen Möbels (Carinthia I, Bd. 150, 1960, S. 193—228, 11 Abb.). 15.774
- (B. N u s k a), Vystava historických hodín. (Ausstellung historischer Uhren) Severočeskeho muzeum v Liberci (Nordschechisches Museum in Reichenberg) Liberec (Reichenberg) 1961. Unpag., zahlr. Abb. 16.487
- Boris Orel, Kmečko pohišto v slovenski etnografiji (Die Bauernmöbel in der slowenischen Ethnographie). (Slovenski Etnograf, Bd. XII, Laibach 1959, S. 8 f). 15.343
- Heinrich Ottenjann, Ammerländische Bauernmöbel im Oldenburger Münsterland (Niedersachsen, Bd. 1958, S. 169 ff., 7 Abb.). 15.517
- Andri Peer, Küche und Heizung im Bauernhaus Romanisch Bündens. Eine sachkundlich-sprachliche Untersuchung (Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Bd. 56, 1960, S. 1—77, 39 Abb.). 16.018
- Friedrich Redlich, Waldbienenzucht, Bienenbeuten und Zeidlergesellschaften mit besonderer Berücksichtigung der Niederlausitz (Ethnographisch-archäologische Forschungen, Bd. IV, Berlin 1958 S. 185—199, 5 Abb.). 15.297
- Roman Reinfuss, Ludowe skrzynie malowane (Bemalte Truhen des Volkes. Warschau 1954, 62 S., 71 Tafeln, 13 Abb. 15.951

- Karl Rumpf, Schlangen- und Flechtmusterstühle (Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 55, Stuttgart 1959, S. 259 — 270, 6 Abb. 15.319
- Karl Rumpf, Das Rad mit dem Speichenkreuz (Volk-Sprache-Dichtung. Festgabe für Kurt Wagner. Wiesbaden 1960, S. 294—298, 3 Abb.). 15.957
- Karl Rumpf, Frühformen hessischer Schränke (Zeitschrift für hessische Geschichte und Landeskunde, Bd. 71, 1960, S. 131 — 143, 8 Tafeln). 16.413
- Fanči Sarf. Kmečka postelja na Gorenjskem v 19. stoletju (Das Bauernbett in Oberkrain im 19. Jahrhundert) (Slovenski Etnograf. Bd. XII 1959, S. 81 — 96, 1 Tafel). 15.347
- Leopold Schmidt, Die Ringelstecken des Lavantales (Carinthia I, Bd. 149, 1959, S. 879 — 882). 15.140
- Leopold Schmidt, Der Ringstock der Hirten im Burgenland und in der Dreiländerecke (Burgenländische Heimatblätter Bd. XXI, Eisenstadt 1959, S. 207 — 218, 1 Karte). 15.218
- Axel Steensberg, Parallel Ploughing with alternately sloping and upright Ard in Columella (Folk-Liv Bd. XXI — XXII, Festschrift für Sigurd Erixon, 1957 — 1958, S. 157 — 162, 4 Abb.). 14.676
- Axel Steensberg, En skratmöll i Ljörning (a horizontal Mill at Ljörning, Jutland) (KUML, Arbog för Jysk arkeologisk selskab 1959, S. 130—145, 14 Abb.). 15.262
- Walter Stengel, Alte Wohnkultur in Berlin und in der Mark im Spiegel der Quellen des 16. — 19. Jahrhunderts. Berlin 1958, 256 S., Abb. im Text, 52 Bildtafeln. 15.953
- J. Theuwissen, Wagens en wagenmakers in de Kempen (Handelingen van het XXIV e Vlaams Filologencongres, Leuven 1961, S. 409 — 415). 16.676
- J. Theuwissen, Een voertuig en een ambachtsman (de slagkar en de wagenmaker) in het noorden van de Limburgse Kempen (Volkskunde. Bd. IX, Amsterdam 1960, S. 156 — 170). 16.677
- Zoltan Ujvári, Osi famegmunkáló eszköz népi használatban. (Ein althergebrachtes Holzbearbeitungsgerät im Gebrauche des Volkes) (Debrecen Déri Muzéum Evkönyve 1958 — 1959, Debrecen 1960, S. 127 — 141, 4 Abb.). 16.481
- Viera Urbancová, K vyvoju slovenskeho orneho naradia na zaklade materialu z muzealnych zbierok (Zur Entwicklung der slowakischen Pfluggeräte auf Grund des Materials aus den Museumssammlungen) (Slovensky Narodopis, Bd. VIII, 1960, S. 73 — 120, 53 Abb.). 15.470
- Tončica Urbas, K vprašanju razvoja tulipanovega motiva na noslikanem pohištvu iz vzhodne Stajerske (Zur Entwicklungsfrage des Tulpenmotives auf den bemalten Bauernmöbeln der östlichen Untersteiermark) (Slovenski Etnograf, Bd. XII, Laibach 1959, S. 59 — 80, 1 Tafel). 15.346
- Deutsches Schloß- und Beschläge-Museum Velbert (Rheinland). Velbert o. O. u. J., 6 S. (Faltblatt mit Abb.). 15.418
- Dorothy Wright, Baskets and Basketry. Drawings by David Button. London 1959, 144 S., 173 Abb. 15.459

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde
Alle Rechte vorbehalten
Druck: Holzwarth & Berger, Wien I
Wien 1962

Inkubationsbrauchtum sardischer Wallfahrtskirchen

Von Felix Karlinger

Rudolf Kriss, dem Neubegründer der Wallfahrtsvolkskunde, dankbar
zum 60. Geburtstag gewidmet

Vor einigen Jahren hat Rudolf Kriss in dieser Zeitschrift einen wertvollen Beitrag zur Wallfahrtsvolkskunde von Sardinien gegeben, in dem er vor allem die wichtigsten sardischen Wallfahrtsstätten und ihren Fundus an Votivgaben beschrieben hat¹⁾. Der folgende Bericht will über eine der ältesten sardischen Brauchtumsformen im Bereich der Wallfahrt, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, einen kurzen Überblick geben.

Der Brauch des Schlafens in der Kirche ist auf dem italienischen Festland selten geworden und außer den Abruzzen nur wenig bekannt, während sich für Spanien noch mehrere Belege finden. In Sardinien dagegen läßt sich die Inkubation bei Wallfahrten noch relativ häufig nachweisen und ist zugleich für die Antike besonders bezeugt. Zu unterscheiden ist zunächst zwischen dem Tempelschlaf einzelner Pilger, die meistens eine oder mehrere Nächtigungen oder Nachtwachen in der betreffenden Wallfahrtskirche gelobt haben, und zwischen der Ausübung des Brauches durch größere Gruppen zu bestimmten Festzeiten. Eine große Zahl der sardischen Wallfahrtsstätten, an denen das Schlafen im Bereich des Heiligtumes noch praktiziert wird, besitzt zu diesem Zwecke eigene Dormitorien, kleine Zellen, die meist wie Waben an die Außenseite der Kirche selbst angebaut sind oder an der Umfassungsmauer des umfriedeten Hofes liegen. Diese kleinen Zellen — auf sardisch „muristenes“ oder „cumbessias“ benannt — finden sich zum Beispiel bei folgenden sardischen Wallfahrten: S. Agostino in Abbasanta und Madonna di Gonare bei Sarule haben die größten Gebäude, kleinere stehen bei S. Antonio bei Austis, S. Mauro bei Sorgono, S. Palmerio in Ghilarza, S. Costantino in Sedilo, S. Sebastiano in Tonara, S. Madonna del Rimedio bei Oristano und S. Madonna del Rimedio in Orosei, S. Fran-

¹⁾ Rudolf Kriss, Beitrag zur Wallfahrtsvolkskunde von Sardinien. Ein Reisebericht (ÖZV Bd. XI/60, 1957, S. 97—128)

cesco in Lula, S. Cosimo und Damiano in Mamoiada, S. Salvatore bei Sinis. An den Orten, wo die „muristenes“ verfallen sind oder für den Zustrom der Pilger nicht ausreichen, oder an den kleinen Wallfahrten, wo keine derartigen Baulichkeiten existieren, nächtigt man in der Sakristei oder in der Kirche selbst. Meistens wird der Brauch als Novene ausgeübt und geht als „nuinare“ dem Hauptfest voraus oder erstreckt sich über die Periode von Vigil bis einschließlich Oktave.

Bevor wir die Einzelheiten und die heutigen Veranlassungen zur Praxis des Brauches untersuchen, ist es nötig, einen Blick auf die historische Situation zu werfen, da gerade für Sardinien die Inkubation sehr früh und als charakteristische Form paläosardischer Riten bezeugt ist. Die Kultpraxis der griechischen Antike und besonders von Epidaurus²⁾ darf wohl als bekannt vorausgesetzt werden; die altsardische Inkubation war jedoch von den griechischen Formen unabhängig und ist, wie Pettazzoni³⁾ nachgewiesen hat, phönizischen Ursprungs, wenn auch die mythologischen Berichte über die Inkubation in Sardinien aus griechischen Quellen stammen. Über die Antike hinaus interessierten sich zahlreiche Schriftsteller für das Problem und folgten dabei in der Regel der „interpretatio graeca“, wobei sie die Inkubation mit der Siebenschläferlegende in Zusammenhang brachten. Gehen wir zunächst von Tertullian aus zurück. Tertullian schreibt („De anima“, 49): „Aristoteles heroem quendam Sardiniae notat, incubatores fani sui visionibus privantem“. Dem zufolge wurde man also in Sardinien durch Inkubation von seinen Visionen befreit; Pettazzoni vermeint hier einen echten Ritus zu erkennen, der sich im Anschluß an ein Mythologem ergeben habe. Das Mythologem von den schlafenden und unverweslichen Heroen war in Griechenland bekannt.

Da nun Rohde in seinem Aufsatz über die Neunschläfer⁴⁾ die Sage von den Neun- bzw. Siebenschläfern für phönizischen Ursprungs hält, — eine Ansicht, der auch P. Michael Huber beipflichtet⁵⁾, — kommt dieser Brauch jedoch nicht aus dem klassischen Griechenland, wo er uns vor allem überliefert ist, sondern

²⁾ Rudolf Herzog, Die Wunderheilungen von Epidauros. Leipzig 1931;

Ludwig Deubner, De incubatione. Leipzig 1900.

³⁾ Raffaele Pettazzoni, La religione primitiva in Sardegna. Piacenza 1912.

⁴⁾ Erwin Rohde, Die Neunschläfer (Rheinisches Museum, Bd. XXXV, Bonn 1880, S. 157)

⁵⁾ Michael Huber, Die Wanderlegende von den Siebenschläfern. Leipzig 1910, S. 385.

geht auf die alten phönizischen Kultureinflüsse zurück, von denen wir heute in Sardinien sonst nur tote Zeugen haben.

Allerdings fehlen uns feste Belege aus dieser frühen Epoche, aber wir können dieses Brauchtum Pettazzoni folgend den Quellenheiligümern des frühhistorischen Sardinien zugesellen.

Aus der griechischen Epoche finden sich sodann folgende auf Sardinien bezügliche Zitate:

Aristoteles schreibt (Phys. ausc. IV, 11): „ὅταν μηδὲν αὐτοὶ μεταβάλλωμεν τὴν διάνοιαν ἢ λάωθωμεν μεταβάλλοντες, οὐ δοκεῖ ἡμῖν γεγενῆσθαι χρόνος, καθάπερ οὐδὲ τοῖς ἐν Σαρδοῖι μυθολογουμένοις καθενδῆν παρὰ τοῖς ἥρωδιν ἔταν ἐγερωθῶιν δυνάπτουδ γὰρ τὸ πρότερον νῦν τῷ ὕστερον νῦν καὶ ἐν ποιοῦσιν, ἐξαιροῦντες διὰ τὴν ἀναισθησίαν τὸ μεταξύ.“

Dieser Bericht hat die Spätantike wie das frühe Mittelalter sehr interessiert. Philoponus kommentiert: ελεγοντό τινες ἀρρωστοῦντες ἀπιέναι πρὸς τοὺς ἥρωας ἐν Σαρδοῖι καὶ θεραπεύεσθαι, ἀπιόντας δὲ κοιμάσθαι ἐφεξῆς δύο ἡμέρας, εἶτα ἐξυπνιζομένους νομίζειν, ἐκείνην εἶναι τὴν ὥραν καθ' ἣν ἐπέστησαν τοῖς ἥρωσιν.“ (Philoponus [VI. Jh. n. Ch.] Schol. Arist. 388 b 4, exc. Brandis.)

Ein zweiter Kommentator schreibt:

„ἐννέα γὰρ τῶν Ἡρακλεῖ γεγονότων παίδων ἐκ τῶν Θεστίου τοῦ Θεσπιέως θυγατέρων ἐν Σαρδοῖι τελευτησάντων, ἔλεγον ἕως Ἀριστοτέλους, τάχα δὲ καὶ Ἀλεξάνδρου τοῦ ἐξμγήτου τῶν Ἀρισσοτέλους (= Alexander Aphrodisias) ἄσηπτά τε καὶ ὀλόκληρα διαμένειν τὰ σώματα καὶ ἀντασίαν καθευδόντων παρεχόμενα. καὶ οἱ μὲν ἐν Σαρδοῖι ἥρωες οὔτοι. παρὰ τούτοις δὲ οὐείρων ἕνεκεν ἢ ἄλλης τινὸς χρείας, εἰκὸς ἦν συμβολικῶς τινὰ μακροτέρους καθευδεῖν ὑπνοῦς. (Simplicius: in Aristot. phys. IV, 11, pag. 218 ([Diels: Commentaria in Aristotelem graeca IX 707]).

Gemäß Philoponus würde also von Aristoteles auf die Sitte der Inkubation hingewiesen, wobei der Begriff der „Heroen“ nicht näher ausgedeutet wird. Bei Simplicius dagegen findet sich nichts von der Sitte der Inkubation sondern nur der Tempelschlaf wird erklärt als ein Motiv, das in einem Traumorakel seinen Ursprung hat.

Michael Huber kommt auf Grund dieser verschiedenen Berichte sowie der von Rohde angestellten Untersuchungen zu folgendem Ergebnis:

„Diese Bergentrückten Helden bekommen nun, wie vorher schon die chthonischen in der Erdtiefe wohnenden Götter, bald auch ihren Kult, der sich in dem Tempelschlaf und den Traumorakeln äußerte, so zwar, daß man später von einem Zeus Amphiaros und einem Zeus Trophonios reden konnte. Eine weitere Folge war dann die, daß sogar wirkliche Götter, die mit Vorliebe in gewissen

Berghöhlen hausten, dort auch als begraben gedacht wurden, und dies wohl deswegen, weil ihre Kraft in solchen Höhlen als besonders wirksam empfunden wurde. Zeus, in der Idahöhle geboren, hatte einst in derselben dem Minos und dem Epimenides Weissagungen zu teil werden lassen; und daraus bildete sich nun die Vorstellung, daß er in jener Höhle körperlich anwesend auch fernerhin seine weissagerische Macht besonders entfalten wollte, weshalb die Eingeweihten dorthin hinabfuhren und dreimal neun Tage drinnen verweilten. Und wohl nur daraus entstand später die sonst echt semitische Vorstellung, als wäre dort auch sein Grab, gerade als ob Götter begraben werden könnten⁶⁾.“

Pettazzoni ergänzt die Schlüsse von Huber:

„Sotto la veste graeca, intravediamo in questa leggenda una credenza sarda genuina. Gli eroi che i Greci tradussero, in linguaggio mitico ellenico, con gli Heraclidi, erano ‚eroi‘ nel senso di avi eroizzati; ed erano avi sardi, come sardo era il costume dell' incubazione presso le loro tombe⁷⁾.“

Und weiter: „Come nel sonno lo spirito esula dal proprio corpo, così nello stato di incubo e di ossessione (e nelle forme più complesse di mania) uno spirito estraneo si è intruso nell' uomo e lo possiede. Ond' è che, sia per avere visioni — per un fine divinatorio — sia per esserne liberati — per un fine terapeutico —, il sonno è una condizione necessaria, specie se avviene presso queglii spiriti venerati che sono gli spiriti degli avi⁸⁾.“

Pettazzoni erblickte also — in Übereinstimmung mit einem Erklärer des Aristoteles — in dem Mythologem eine Kultlegende, die sich aus einem animistischen Brauch, dem Schlafen im oder beim Grab der Ahnen entwickelt hat. Das Ziel dieser Inkubation

⁶⁾ Rohde, wie Anmerkung 4, S. 386.

⁷⁾ Pettazzoni, wie Anmerkung 3, S. 5:

„Unter dem griechischen Deckmantel erkennen wir in dieser Sage eine echt sardische Vorstellung. Die Helden, welche die Griechen in die hellenische Mythologie übertrugen und mit den Herakliden in Zusammenhang brachten, waren „Heroen“ im Sinne heroisierter Vorfahren; und es handelt sich um sardische Ahnen, wie auch der Brauch der Inkubation an ihren Grabstätten sardisch war.“

⁸⁾ Pettazzoni, ebendort, S. 10:

„Wie der Geist unter dem Schlaf seinen eigenen Körper verläßt, so dringt umgekehrt während des Zustandes der Inkubation oder der Besessenheit ein fremder Geist in den Menschen ein und nimmt von ihm Besitz. Und so ist der Schlaf eine unerläßliche Voraussetzung — sei es, um Visionen zu empfangen als prophetische Gabe, sei es, um von Gesichten befreit zu werden — ganz besonders, wenn es sich darum handelt, mit jenen verehrten Geistern der eigenen Ahnen in Verbindung zu treten.“

war, mit den Ahnengeistern in Verbindung zu treten und von ihnen Rat und Hilfe zu erhalten.

An die in der Höhle schlafenden und von Bienen bedeckten Wundergestalten schließen sich noch heute Märchen aus Sardinien und dem benachbarten katalanischen Raum an⁹⁾. Sie erinnern uns an die kleine Bronzestatuette des Halbgottes Aristaios, die im Museo Nazionale in Cagliari zu sehen ist und eine von Bienen bedeckte Gottheit zeigt. Zwar hat auch dieser von Bienen bedeckte Gott im „Zeus melifly“ Kretas seine Parallele, doch wird er von Pettazoni wohl zu recht auf einen Gott der Agrikultur der Ursarden zurückgeführt. Die Beisetzung der Toten in Honig und der damit zusammenhängende Honigkult ist zweifellos orientalischer Herkunft.

Während nun in den heute erzählten Märchen die in den Höhlen schlafenden und von Bienen bedeckten Feen nicht christianisiert worden sind, wurde das archaische Brauchtum des Tempel- oder Höhlenschlafes in die christliche Wallfahrtspraxis eingeschmolzen. Das Nächtigen in den Kirchen findet allerdings in Abwesenheit des Sanctissimum statt, doch spielt dieses für die Pilger gegenüber der Örtlichkeit und dem Kultbild keine Rolle. Wenn die photographische Aufnahme, die Concezio Alicandri-Ciuffelli seinem Artikel über Inkubation in einer Kirche der Abruzzen¹⁰⁾ beigegeben hat, nur Frauen zeigt, so sind in Sardinien in der Regel die Männer in der Mehrzahl. Des genannten Autors Bild ist in Pratola Peligna in der Kirche Madonna della Libera um Mitternacht am 4. Mai 1957 gemacht und vermittelt einen guten Eindruck von dem sich um den Altar lagernden Kreis der Schläferinnen. In Sardinien stellen vor allem die Hirten die „noinantes“, in den Bergkirchen des Zentrums, während im Flachland mehr die „muristenes“ benützt werden.

Wenn Alziator¹¹⁾ annimmt, daß häufig die Inkubation ohne ersichtlichen Grund praktiziert würde und nur ein „logico riposo“ darstelle, da „nessuno ha più la coscienza di ciò“ — keiner mehr eine Erinnerung an den Sinngehalt des Brauches habe — so ist er der Inkubation nicht mit der nötigen und bei ihm sonst gewöhnlichen Genauigkeit nachgegangen. Freilich vermag nicht jeder Befragte einen Grund für das Nächtigen in den „muristenes“ oder der Kirche anzugeben, oder besser gesagt, er ist nicht geneigt,

⁹⁾ Harri Meier und Felix Karlinger, Spanische Märchen (= Märchen der Weltliteratur, o. Nr.) Köln 1961, S. 272 und 319.

¹⁰⁾ Concezio Alicandri-Ciuffelli, Incubatio nella Valle Peligna (Lares, Bd. XXV, Florenz 1959, S. 263—266)

¹¹⁾ Francesco Alziator, Picaro e Folklore. Florenz 1959, S. 185—190.

seine Absicht jedermann anzuvertrauen, aber viele Menschen beantworten ausführlich die Frage nach dem spezifischen Anliegen, vor allem wenn man selbst eine Nacht mit ihnen zusammen verbringt. Sehr häufig wird das „nuinare“ als eine Bußübung oder als Erfüllung eines Gelübdes ausgeübt, meist aber liegen persönliche Wünsche für körperliches und seelisches Heil vor. Seltener sind die Fälle, da der Pilger sich einen Rat in schwierigen Lebensfragen erhofft, also im Traum selbst die Erfüllung seiner Wünsche erwartet. Verschiedene Anliegen werden wir noch bei den Liedern der „nuinantes“ aufzählen. Häufig übernehmen Männer für ihre Frauen die Nachtwache oder den Schlaf in der Kirche oder auch Männer wie Frauen stellvertretend für kranke Angehörige.

Wenn man von Einzelwallfahrten absieht, beschränkt sich die Praxis des Schlafens in der Kirche auf das Patrozinium der betreffenden Kirche oder auf vom kirchlichen Kalender abweichende lokale Hochfeste, die mit Vorliebe um die Zeit der Sommersonnenwende oder der herbstlichen Tag- und Nachtgleiche liegen. So feiert man etwa in Austis (Barbagia) das Hauptfest in S. Antonio am dritten Septembersonntag (mit anschließender Oktav). Das Kirchlein liegt circa drei Kilometer oberhalb des genannten Ortes auf der Spitze eines kleinen Berges. Die Überführung der Statue des Heiligen erfolgt erst am Sonntag selbst, während das Jahr über ihr Platz in der Pfarrkirche S. Maria Assunta in Austis ist. Ob früher das Bild des Heiligen immer im Bergkirchlein weilte, ist schwer zu beurteilen, da sich die Aussagen hierüber widersprechen. Da heute die Translation ohne festliche Begleitung erfolgt, möchte ich fast annehmen, daß sie früher nicht den Platz im Ort selbst hatte; vermutlich hat auch die Person des heiligen Antonius in einem der typischen Inselheiligen ihren Vorgänger gehabt¹²⁾ — wie S. Efisio, S. Gavino, S. Antine (= Constantinus), S. Cosimo, S. Ananias, Sa. Giusta, S. Mauro — und wurde erst mit dem in den letzten Jahrhunderten sich ausbreitenden Antoniuskult die jetzige keineswegs sehr alte Statue aufgestellt. Wenn auch so das Fest selbst erst am Sonntag beginnt, so bringen doch die „nuinantes“ bereits die Nacht in der — in Hinblick auf das Kultbild — leeren Kirche zu. Auf eine Darstellung des Festes selbst kann in diesem Zusammenhang verzichtet werden, doch verdient der nächtliche Brauch einige kurze Anmerkungen.

Die Pilger treffen in der Regel schon im Laufe des Samstages ein und halten sich entweder im Ort selbst oder bei den

¹²⁾ Felix Karlinger, Das sardische Volkslied. Typoskript 1960. S. 87

„muristenes“ auf, deren es in S. Antonio noch einige gibt, allerdings in stark auffälligem Zustand. Diese kleinen Zellen erinnern an die kleinen Anbauten, wie man sie auch auf Korsika und Elba als Einsiedeleien bei Bergkirchen noch trifft — in der Tat muß man ja den Namen aus „monasterium“ deuten, das über ein „munistere“ durch Metathesis zu „muristene“ wurde. Im Ort selbst wird um drei Uhr nachmittags durch Schüsse und Böller die Vigil eröffnet. Noch vor Anbruch der Dämmerung ziehen die „noinantes“ betend oder schweigend auf den Berg, um sich zunächst innerhalb der Umfriedungsmauer zu lagern, wie es auch an den beiden Sonntagen des Festes und der Oktav vor Beginn des Gottesdienstes geschieht. Neben schweigenden Gruppen kann man auch solche finden, die zusammen singen. Es werden verschiedene „goccius“ gesungen, wie die sardischen Heiligenlieder in Analogie zu den spanischen „gozos“ und den katalanischen „goigs“ heißen. Neben den über die ganze Insel verbreiteten und einheitlichen Preisliedern zu Ehren der Jungfrau ertönen verschiedene „goccius“ für S. Antonio, die sich im Verlauf des Festes meist mit zahlreichen Varianten wiederholen. Hinzu kommen jedoch die heterogensten Improvisationen, die sich an andere Heilige richten und mit der Örtlichkeit selbst in keinem festen Zusammenhang stehen. Hierher gehören besonders die nach den Monaten der Dürre aktuellen Regenlieder, die ihre Bitte entweder an die Madonna selbst richten — ähnlich wie in Spanien die „Madonna del rocio“ als Regenspenderin gilt — und neben der „Jungfrau vom Tau“ einen der beliebtesten bäuerlichen Patrone, den heiligen Georg, anrufen:

„Santu Jorgi cavalleri / Dadenos abba e laore, / Ca bos fatto unu cogone / Mannu cantu unu tazeri!“ (Heiliger Ritter Georg, / Gib uns Wasser und (gute) Saat, / Dann werden wir dir einen Kuchen machen / Groß wie ein Hackbrett.)

Die letzten Zeilen verweisen auf die Kultspeise, die heute noch in Sardinien eine große Rolle spielt, wie sich auch für das Brotbacken teilweise noch ein strenger Ritus erhalten hat.

Als Regenspender gelten ferner die heiligen Engel, anders als in Spanien, wo zum Teil die Armen Seelen um Vermittlung angegangen werden. „S' Anghelu biancu“ — der weiße Engel wird in Regenliedern beschworen, und wenn man Freude hat an der Konstruktion von Theorien — unbekümmert um die Frage ob sie sinnvoll sind — so könnte man in der Identifizierung des weißen Engels mit der Wolke in Sardinien eine naturalistische Tendenz erblicken im Gegensatz zum „rustikalen Ahnenkult“ Spaniens, von dem gelegentlich fabuliert wird. Ich vermute

jedoch, daß „S' Anghelu biancu“ zunächst wegen des hübschen Reimes zu „S' Ispiridu Santu“, der in keinem der Lieder fehlt, gebraucht wird und daß andererseits sich die in Sardinien sehr lebendige Verehrung der Engel widerspiegelt, wie sie in der häufigen Namensgebung ausgeprägt ist: Rosangela, Mariangela, Serafimangelo usw. gehören in den ländlichen Kreisen zu den beliebtesten Namen.

Doch zurück zu den Liedern der „noinantes“; die Bauern und Hirten ersehnen nicht nur den Regen, sie befürchten auch die verheerenden Überschwemmungen, die oft mit den spätherbstlichen Unwettern einsetzen. So bitten auch Lieder um günstige Witterung, wobei vor allem die drei heiligen Frauen angefleht werden, deren Namen bei Beibehaltung der Dreizahl in den einzelnen Provinzen der Insel wechseln: „Santa Barbara isposa / E Santa Nicolosa, / Santa Anastasia, / In mesu 'e sa 'ia, / In mesu 'e su campu / Liberadenos de tronu e de lampu!“ (Heilige Barbara, Braut, / Heilige Nicolosa, / Heilige Anastasia, / Auf der Mitte des Weges, / Auf der Mitte des Feldes / Bewahret uns vor Donner und Blitz!)

Die Anrufung von drei heiligen Frauen steht im Gegensatz zu den kontinentalen Anrufungen, in denen außer der Madonna meist männliche Patrone der Landwirtschaft beschworen werden und der heilige Nikolaus als Schirmherr der Seeleute gegen Ungewitter und Sturm um Hilfe angefleht wird. An ihn mag im Namen der heiligen Nicolosa, die sonst in Sardinien wenig begegnet, eine Erinnerung wirksam geblieben sein, da die sardische Bevölkerung dem Meer innerlich abgewandt ist.

Neben den Bitten der Bauern und Hirten um Schutz für Feld und Tier stehen die persönlichen Anliegen der einzelnen Pilger, die aber nur selten im Lied zum Ausdruck kommen. Zwar kennt man Lieder gegen den bösen Blick und anderen schlimmen Zauber, und auch unter den Wallfahrtsmotiven findet sich die Bitte um Befreiung von schwarzmagischen Nachstellungen, aber ich konnte selbst keine einschlägigen Lieder in S. Antonio notieren.

Den Übergang zur Nachtruhe bilden gemeinsame Gebete oder ein Wiegenlied zum Jesuskind („Zelete tesoro...“), dann lagert man sich möglichst in der Nähe des Altares, auf dessen Stufen selbst, oder während der Oktav um die Heiligenstatue, die nicht im Chor sondern im Schiff aufgestellt ist. Wohl sollen an manchen Orten, wo die Inkubation begangen wird, die ganze Nacht über Lieder und Gebete ertönen und im Campidano darf das alte Kultinstrument, die Launeddas, nicht fehlen, das auch beim Gottesdienst in S. Antonio noch seine feste Rolle hat, mir

fehlen jedoch für die meisten derartigen Wallfahrten persönliche Erfahrungen, da ich das Brauchtum außer S. Antonio nur bei kleinen Gruppen beobachten konnte. In der Regel verläuft die Nacht ruhig und unter Verzicht auf Kerzen in völliger Dunkelheit; der harte, kalte Steinboden bedeutet für die „noinantes“ eine zusätzliche Erschwerung und ein Opfer bei der Ausführung des Brauches.

St. Silvester, der sonst auf der Insel vielfach als Spender glücklicher Träume angerufen wird ¹³⁾ „Santu Silvestru donnu, / Benidemi in su sonnu...“ Heiliger Silvester, Herr / Komm zu mir im Traum..., spielt wider Erwarten bei der Inkubation keine Rolle, wie auch am Morgen des Sonntags die Ereignisse der Nacht mit keinem Wort und keinem Lied berührt werden. Bis zum Festgottesdienst herrscht unter den „noinantes“ eine gewisse Einsilbigkeit, und indes die Kinder bereits vor der Kirchentüre tanzen, konzentrieren sich die Pilger im Gebet auf ihr Anliegen. Erst gegen Abend, wenn der Wein die Zungen gelöst hat, werden die Erlebnisse der Nacht gelegentlich erörtert.

Der in den sardischen Kirchen geübte Brauch der Inkubation stellt eine Parallele zu anderen Traditionsübungen dar, die aus der Antike bis in unsere Zeit ihre Form gewahrt haben, wenn auch aus den magischen Riten phönizischer Provenienz ein christliches Tun geworden ist, das weitgehend auch die Duldung und zum Teil sogar die Förderung der Kirche erlangt hat. So wurde dem Verfasser von verschiedenen Pfarrern und von dem bekannten Monsignore Giuseppe Littaru, Kanonikus in Oristano, die positive Einstellung des Klerus erklärt. Ohne eine rationale Kritik auszuüben steht der moderne Betrachter staunend vor einem Brauchtum, das in seiner archaischen Nativität eine Stufe des Gottvertrauens und Gottbegegnens darstellt, wie sie uns meist verschlossen bleiben muß.

¹³⁾ Salvatore C a m b o s u. Miele amaro. Florenz 1954, S. 80.

Das Erhardiopfer in Wartberg im Mürztal, Steiermark

Ein Beitrag zur Patrozinien- und Wallfahrtskunde

(Mit 10 Abbildungen)

Von Hermann Steininger.

Der Beschreibung eines lebenden Brauches stellen sich im Gegensatz zu der eines der Vergangenheit angehörigen insoferne geringere Schwierigkeiten entgegen, als seine Erscheinung vom Optischen her erfaßt werden kann. Bei näherer Durchleuchtung verschiedener Umstände, die einen Brauch betreffen, fällt im allgemeinen bei den Gewährleuten das geringe Interesse an der historischen Dimension, der Kenntnis um den Gegenstand des Brauches, des Objektes auf. Im Vordergrund steht dessen Funktion. Diese ist zum Beispiel bei den Opfern an den heiligen Bischof Erhard zwar nur auf die eines Mittlers zwischen der menschlichen und himmlischen Sphäre beschränkt, aber dennoch von wesentlichster Bedeutung.

Der überlieferte Brauch von Bitten um die Hilfe des heiligen Kirchenpatrons und der Glaube an seine gnädige Hilfeleistung bei Mensch und Tier wurde in der Vergangenheit immer wieder übernommen, so wie auch die dazugehörigen mehr oder minder künstlerisch ausgestalteten Votive. Das Wissen um ihre Funktion war überliefert worden, nicht aber die Kenntnis um ihre Tradition und die ihnen eigene künstlerische Individualität. Als Gegenstände des Übermittels besitzen die Votive für die Gläubigen sozusagen keinen realen Wert. Sie sind ihnen auch heute nur notwendige Mittler ihrer Wünsche.

Man kann annehmen, daß solches Brauchtum sehr alte Wurzeln hat. Nur selten wurden von kirchlicher Seite darüber keine negativen Aufzeichnungen gemacht¹⁾.

¹⁾ Vgl. P. Hermann Watzl, Eisenopfer in Würflach, Niederösterreich. (ÖZV, N. S., Bd. XV/64, 1961, S. 266.); Über das Problem der heidnischen Traditionen im christlichen Volkskult handelt Hans Fink, Die Kirchenpatrozinien Tirols, Passau 1928, S. 11.

Das Brauchtum um die Opferung an den im 7. oder 8. Jahrhundert in Regensburg wirkenden hl. Wanderbischof Erhard, der wohl eigentlich Eberhard hieß und durch den dort im Jahre 1052 anwesenden Leo IX. kanonisiert wurde, hat bis in die jüngere Vergangenheit verhältnismäßig wenig Beachtung gefunden²⁾. Sein Patrozinium ist nicht sehr verbreitet und wird gelegentlich mit dem eines oder mehrerer anderer Volksheiliger primär oder sekundär vereinigt. An dieser Stelle soll aber nicht auf jene Problematik eingegangen werden, durch die in unserem Raum vielleicht einmal das Alter der Opferungen für schon erreichten oder noch zu erbittenden Schutz fixiert werden könnte³⁾.

In der Steiermark wird er vor allem in St. Erhard in der Breitenau, Deutsch-Feistritz, in der Taborkirche in Weiz und in Wartberg⁴⁾, ebenfalls in der Marktkirche von Vorau⁵⁾ in Kirchberg am Wechsel⁶⁾ und in Göss bei Leoben⁷⁾ verehrt. Über das

²⁾ Einen Überblick über die Verehrung in Österreich bietet Leopold Schmidt, „Erhardstag schneid't d' Feiertag' ab!“. Zur Volksverehrung des heiligen Erhard in Niederösterreich. (Bauernbundkalender 1954, Wien, S. 57 ff.); Artikel „Erhard, hl.“ v. Sartori im „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens“. Hg. von E. Hoffmann-Krayer und Hans Bächtold Stäubli, Bd. II, 1929/30, Sp. 920 f.; P. Gregor Reitlechner, Patrozinienbuch zur Verehrung der Schutzheiligen der Kirchen und Kapellen der Erzdiözese Salzburg, der meisten von Brixen, Seckau, Gurk, Oberösterreich und der benachbarten Bayrischen Decanate. Salzburg 1901, Anm. S. 603; vgl. ferner Michael Buchberger, Lexikon für Theologie und Kirche. 3. Bd., 2. Aufl., Freiburg im Breisgau 1931, Spalte 752; ebd., Freiburg im Breisgau 1959, Sp. 988 f. Johann Stadler, Vollständiges Heiligenlexikon, 2. Bd., Augsburg 1861, S. 81 und 77; Wetzer und Welte's Kirchenlexikon, 4. Bd., 2. Aufl., Freiburg im Breisgau 1886, Sp. 775 f. Bei Dietrich Heinrich Kerler, Die Patronate der Heiligen. Ulm 1905 und Richard Andree, Votive und Weihegaben des katholischen Volkes in Süddeutschland. Braunschweig 1904, ist dieser Heilige nicht enthalten.

³⁾ Vgl. für Niederösterreich besonders P. Ludwig Koller, Die Patrozinien in unserer Heimat. (Kulturberichte aus Niederösterreich, Beilage der „Amtlichen Nachrichten der N.Ö. Landesregierung“, Jg. 1957, Folge 12, Wien 16. Dezember 1957, S. 94); vgl. P. Gregor Reitlechner, Die Heiligenpatrone der Kirchen und Kapellen in der Erzdiözese Salzburg. Salzburg 1895, S. 36; Ders., Patrozinienbuch a. a. O., S. 23 f. und 324; Hans Fink, Die Kirchenpatrozinien Tirols. Passau 1928, S. 226:

Vgl. Wilhelm Deinhardt, Patrozinienkunde. Historisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft. Bd. 56, Köln 1936, S. 174—207.

⁴⁾ Leopold Kretzenbacher, Steirische Viehpatrone. (Steirischer Bauernkalender 1959), Graz 1958, S. 75..

⁵⁾ Leopold Teufelsbauer, Die Verehrung des hl. Patritius in der Oststeiermark und im angrenzenden Niederösterreich. WZV, XXXVII, Jg., 1932, S. 88.

⁶⁾ Ders., wie Anm. 5.

⁷⁾ Rudolf List, Die Bergstadt Leoben. Leoben 1948, S. 387 f.

Leben, die Herkunft und das Wirken des Heiligen ist nicht viel bekannt. Da er die hl. Ottilia von Hohenburg von der Blindheit befreit hat, wird er wie diese mit einem Buche, auf dem zwei Augen liegen, abgebildet. Er ist Patron gegen Viehseuchen und Pest, ebenfalls der Schuster und Schmiede⁸⁾.

Der heute noch in Wartberg im Müürztal lebendige Brauch der Opferung an ihn hat bisher nur eine kurze Erwähnung bei Leopold Kretzenbacher gefunden⁹⁾. In dem umfassenden Eisenopfer-Ortsregister bei Rudolf Kriss und Lenz Kriss-Rettenbeck¹⁰⁾ sowie bei Gustav Gugitz¹¹⁾ ist Wartberg nicht enthalten, wohl aber in der Opfertafelkarte von Sepp Walter im Steirischen Volkskundemuseum in Graz.

Durch das freundliche Entgegenkommen und durch die Förderung von Hochw. Herrn Pfarrer Franz Hofer und durch die Bemühungen und Auskünfte von Herrn Mesner Franz Proschinger, dann auch durch persönliches Erleben des Erhardopfers war es mir möglich, eingehende Kenntnisse über diesen seit lange bestehenden Brauch zu erfahren.

1. Das Opfer

Bis heute wird nämlich in der Pfarrkirche in Wartberg am 8. Jänner, am Tag des hl. Erhard, des Patrons der Kirche in Wartberg, ein feierliches Amt zu dessen Ehren gefeiert. Das Patroziniumsfest wird immer am darauffolgenden Sonntag, dem sogenannten Erhardisonntag, besonders feierlich begangen.

Der Tag des hl. Erhard wird sogar heute noch in manchen Bauernhäusern als Feiertag gehalten. Verkaufsstände am Kirchtag sieht man heutzutage am Festtag allerdings vor der Kirche nicht mehr.

Wie mir der Mesner Franz Proschinger erzählte, wird heute so wie früher in ganz gleicher Weise nur an diesem Tag das Er-

⁸⁾ Joseph Braun, Tracht und Attribute der Heiligen in der deutschen Kunst. Stuttgart 1943, S. 230 f; Handwörterbuch des dt. Aberglaubens a. a. O., wie Anm. 2; Gustav Gugitz, Fest- und Brauchskalender für Österreich, Süddeutschland und die Schweiz (=Österreichische Heimat. Bd. 19), Wien 1955, S. 5.

⁹⁾ L. Kretzenbacher, wie Anm. 4; vgl. Anm. 12.

¹⁰⁾ Rudolf Kriss und Lenz Kriss-Rettenbeck, Eisenopfer (= Beiträge zur Volkstumsforschung, Sonderreihe Volksglaube Europas Bd. 1), München 1957.

¹¹⁾ Gustav Gugitz, Österreichs Gnadestätten in Kult und Brauch. Bd. 4. Kärnten und Steiermark, Wien 1956.

hardiopfer abgestattet¹²⁾. Mesner Proschinger kann die mündliche Tradition über seine Vorgänger Markus Hölblinger, seinen Großvater Matthias Kroissenbrunner und Mesner Steiner bis in die Sechzigerjahre des vorigen Jahrhunderts zurückverfolgen.

Am Erharditag selbst findet seit jeher nach dem um acht Uhr feierlich zelebrierten Amt, das seit einigen Jahrzehnten, soweit die Verkündbücher zurückreichen, auf die Meinung der Bauernfamilie Grubbauer, vlg. Tauper, gefeiert wird, — wie weit diese Tradition zurückreicht, konnte nicht mehr in Erfahrung gebracht werden —, der Opfergang um die Fürbitte des hl. Kirchen- und Pfarrpatrons statt. Anschließend an das Hochamt wird von den Gläubigen in der Kirche der Rosenkranz gebetet. Auch „Vater Unser“-Gebete und Anrufungen wechseln einander in kurzer Folge rhythmisch ab. Unter anderen Anrufungen wird vor allem vor dem „Vater Unser“ der Anruf „Zu Ehren unseres Bischofs Erhardi und Vâda Patrizi“ gebetet¹³⁾. Während dieser Gebete werden in der noch heute so bezeichneten Opferkammer — sie dient heute nur an diesem Tag im Jahr ihrem eigentlichen Zweck —, die sich im Osten an das nördliche Seitenschiff anschließt, die Opfertgaben von einem Familienmitglied gekauft und anschließend geopfert. Auch Opfer in Vertretung können gelegentlich vorkommen¹⁴⁾. Es sind vor allem Bauern, aber auch von ihnen abstammende Nachkommen, die zum Teil Werksarbeiter geworden sind und trotzdem diesen Brauch Jahr für Jahr üben. Früher wurden die Votivgaben in diesem Raume in einem Kasten aufbewahrt, während sie heute aus Gründen der Sicherheit in zwei Schachteln, nach hölzernen und eisernen getrennt, an anderer Stelle verwahrt werden.

Auf einem mit einem weißen Tischtuch gedeckten Tisch befinden sich die vom Mesner ausgestellten Opfertgaben. Diese betreffen die Menschen und die Haustiere. Es sind hölzerne männliche und weibliche Figuren, Körperteile und Häuser. Die Tierfiguren sind aus Eisen hergestellt. Die Leute, welche ein Opfer lösen wollen, treten während dieser von den Gläubigen gebeteten Gebete und Anrufungen in die Opferkammer. Der Mesner fragt zumeist, ob man ein „ganzes Opfer“ oder nur einzelne Stücke haben wolle. Ein „ganzes Opfer“ besteht aus einigen hölzernen und

¹²⁾ Opfer zum Fest des hl. Erhard sind nur noch in St. Erhard in der Breitenau, Stmk. (s. R. Kriss, Eisenopfer a. a. O., S. 41) und in Deutsch-Feistritz bei Graz (s. ebd., S. 40) üblich.

¹³⁾ S. L. Teufelbauer, Verehrung a. a. O., S. 91 ff.

¹⁴⁾ Vgl. R. Kriss, Wallfahrtswanderungen a. a. O., S. 28.

eisernen Motivgaben. Für das „ganze Opfer“¹⁵⁾ werden heute zehn Schilling bezahlt, früher waren es zehn Kreuzer oder zwanzig Heller. Dazu erhält man vom Mesner ebenfalls eine oder zwei kleine Kerzen, die auch zum Opfer gehören. Ein „kleines Opfer“ besteht entweder aus einer hölzernen oder eisernen Motivgabe, für die heute je ein Schilling, früher je zwei Kreuzer oder vier Heller bezahlt wurden. Ein kleine Kerze, die man, wenn man will, auch extra kaufen kann, wird auch als „Opfer“ bezeichnet und kostet ebenfalls einen Schilling, früher zwei Kreuzer oder vier Heller. Ob darüber hinaus damit ein Hinweis auf ehemalige figürliche tierische oder menschliche Wachsopfer gegeben erscheint¹⁶⁾ mag dahin gestellt bleiben, die mündliche Tradition weiß davon jedoch nichts zu berichten¹⁷⁾.

Seinem Wunsche gemäß kann man sich, wenn man will, die gewünschten Gaben selbst aussuchen oder vom Mesner geben lassen¹⁸⁾. Nachdem man bezahlt hat, trägt man die Opfergaben hinter den Hochaltar, wo unter dem Gemälde des hl. Erhard auf einem in Brusthöhe angebrachten Brett schon viele verschiedenfarbige kleine brennende Kerzen und geopferete Gaben, wenn man nicht als einer der ersten opfert, stehen. Dort entzündet man nun auch seine Kerze und stellt sie mit seinen Opfergaben eben-

¹⁵⁾ In St. Erhard galt um 1914 der Betrag von 60 Kreuzer oder 1 Krone als „ganzes Opfer“, heute kostet dort das „ganze Opfer“ 10 Schilling. Vgl. Maria Leiner, Motivgaben in und aus St. Erhard/Breitenau. (Neue Chronik zur Geschichte und Volkskunde der innerösterreichischen Alpenländer, Nr. 67, Eigenbeilage zu Nr. 182 der Grazer Südost-Tagespost vom 9. August 1961, S. 2 f.) In der Pfarrkirche Maria Kumitz in Mitterndorf in der Steiermark wurden in den Zwanzigerjahren dieses Jahrhunderts für ein Motiv 10 Groschen von den Wallfahrern bezahlt. (S. R. Kriss, Wallfahrtswanderungen in der Steiermark mit besonderer Berücksichtigung der Opfergaben. Festschrift für Marie Andree-Eysn. Beiträge zur Volks- und Völkerkunde hg. von Joseph Maria Ritz, München 1928, S. 22 f.)

Im selben Zeitraum, wie auch in den Dreißigerjahren dürfte dem Vernehmen nach in Wartberg dasselbe bezahlt worden sein.

¹⁶⁾ In Maria Kumitz vertreten die Wachsopfer die Stelle der Eisenopfer. S. R. Kriss, Wallfahrtswanderungen a. a. O., S. 22; Vgl. z. B. u. a. die „Allgemeine Abstellung der Segen etc. mit Ausnahme der in dem „Rituale romano“ ausdrücklich vorgeschriebenen nach der K. K. Verordnung vom 5. März 1784.“

In: Sammlung der Kaiserlich-Königlichen Landesfürstlichen Gesetze und Verordnungen in Publico-Ecclesiasticis vom Jahre 1784. Dritter Theil, Wien 1785, S. 50, Nr. 25.

¹⁷⁾ S. M. Leiner, Motivgaben a. a. O., S. 3. R. Kriss, Wallfahrtswanderungen a. a. O., S. 39 und Richard Andree, Votive und Weihgaben des katholischen Volks in Süddeutschland, Braunschweig 1904, S. 80.

¹⁸⁾ Vgl. R. Kriss, Wallfahrtswanderungen a. a. O., S. 28.

falls auf das Brett zu den schon kurz vorher von anderen geopfert und bittet dabei den Heiligen um seine Hilfe und Fürbitte um Gesundheit und Wohlergehen bei Mensch, Tier, Haus und Hof. Dann schließt man sich wieder den übrigen Betern, die sich in den Kirchenbänken befinden, an.

Wenn nun der Mesner in der Opferkammer alle hölzernen und eisernen Opfertagen verkauft hat, sich aber noch weitere Käufer einstellen, dann holt er sich die schon einmal geopfert vom Brett unter dem Bild des hl. Erhard, und bietet sie in der Opferkammer zum neuerlichen Verkauf aus.

Unter dem Erhardbild brennen jedoch in Stellvertretung der geopfert Votive alle schon geopfert Kerzen weiter, so daß dort schließlich viel mehr Kerzen als Opfertagen vorhanden sind. 1962 wurde dieses Bild, welches wahrscheinlich aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts stammt und den hl. Erhard auf Wolken, unter denen sich ein Bauerngehöft mit Haustieren befindet, in knieender, ekstastischer Haltung mit ausgebreiteten Händen zur hl. Dreifaltigkeit im Himmel aufblickend darstellt, da es vielleicht auch durch den Ruß der Kerzen sehr stark nachgedunkelt war, restauriert. Zu beiden Seiten des Heiligen tragen zwei kleine Engel, dessen Attribute, den Bischofsstab, die Hacke¹⁹⁾ und die Mitra. Mit dem Schluß der Gebete, die etwa eine Dreiviertel-Stunde dauern, ist der Opfertag am Erharditag beendet.

In den letzten Jahren opfert jährlich etwa fünfzig Personen für ihre Familien. Früher waren es, dem Bericht von Mesner Proschinger zufolge, viel mehr. Es kamen fast alle Bauern der ganzen Pfarre, also auch aus den Orten Wartberg und Mitterdorf, aus dem Spregnitz- und Scheibigraben, aus dem zur Nachbarpfarre Kindberg gehörenden Kindtalgraben, Grund, Überländ und zum Teil auch aus Kindberg selbst und aus der ehemaligen Mutterpfarre Krieglach.

Das Erträgnis dieses Erhardiopfers gehört seit jeher der Pfarrkirche Wartberg und wurde nach Wissen des langjährigen Mesners stets in Geld, nie in Naturalien geleistet²⁰⁾. In den soweit erhaltenen Rechnungsbüchern der Pfarre Wartberg finden sich über das Erhardiopf keine besonderen Hinweise.

Bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg war die Anzahl der Votive größer. Leider wurde am Ende der Vierzigerjahre ein

¹⁹⁾ L. Schmidt, „Erhardstag“ a. a. O., S. 57; L. Kretzenbacher, Steirische Viehpatrone a. a. O., S. 75; zu den Attributen vgl. außerdem Anm. 2—8.

²⁰⁾ Nur in der Oststeiermark wurde dem Heiligen als Erntehelfer eine Garbe Ähren als Namenanklang zum Bilde gestellt. S. L. Kretzenbacher, Steirische Viehpatrone a. a. O., S. 75.

Teil der hölzernen und ein Teil der eisernen Votive entwendet. Nach Angaben des Mesners wurden von den etwa zehn männlichen Figuren alle bis auf eine, und von den weiblichen Figuren vier bis fünf entwendet. Von den übrigen hölzernen Votiven, also Armen, Füßen, Herzen und Augen ist die Anzahl der entwendeten Exemplare ungewiß. Seit jener Zeit fehlen auch einige Ohrenpaare mit Standfuß, so daß es heute dieses Motiv in Wartberg überhaupt nicht mehr gibt. Zur Ergänzung des alten Bestandes ließ der Mesner nach den übriggebliebenen alten Holzvotiven neue hölzerne vom Werksarbeiter Hans Frey (†) in Wartberg nachschneiden.

Deshalb sind die heutigen hölzernen Votivgaben die Erzeugnisse zweier Schnitzer und zweier Epochen, nämlich ältere Originale und jüngere Nachahmungen.

Die Zahl der entwendeten eisernen Votivgaben ist nicht genau bestimmbar, beträgt aber mindestens zehn Stück: drei oder vier Kühe, etwa ebenso viele Ochsen, ein paar Geißen und ein paar Rosse. Diese entwendeten Votive glichen, den Aussagen des Mesners zufolge, durchaus den heute noch vorhandenen. Es war noch nicht möglich, die verlorengegangenen zur Ergänzung des alten Bestandes nachmachen zu lassen.

Heute existieren in Wartberg etwas mehr hölzerne als eiserne Votivgaben. Vor dem Diebstahl am Ende der Vierzigerjahre dürften, wie schon erwähnt, noch mehr hölzerne als eiserne vorhanden gewesen sein. Wie groß die Bestände in früheren Zeiten waren, ist unbekannt.

Von andersartigen und auch aus anderem Material bestehenden Votiven als den im folgenden beschriebenen, weiß man heute nichts. Gebetszettel mit dem Bild des hl. Erhard, wie man sie für das Lösen des Opfers in St. Erhard in der Breitenau erhält, sind hier, wie auch ein „Patrziopfer“, das wesentlich teurer (40 bis 50 Schilling) als ein Erhardiopfer kommt, unbekannt²¹⁾. Ebenso sind das Erhardsbrot, das in Zeltform gegen den Milzbrand des Viehs oder auch für Kinder im Schnuller Verwendung findet und eine Heilquelle, ein sogenanntes Erhardsbründl, wie es sich in St. Erhard befindet²²⁾, in Wartberg nicht bekannt.

Man ist mit Recht auf die Erhaltung der wenigen noch vorhandenen Votive in der Kirche zu Wartberg bedacht. Käufer, die

²¹⁾ M. Leiner, Votivgaben a. a. O., S. 2 f; S. auch L. Teufelsbauer, Verehrung a. a. O., S. 94.

²²⁾ G. Gugitz, Fest- und Brauchtumskalender a. a. O., S. 5.

sich für den Erwerb der Objekte interessierten, wurden bis jetzt abgewiesen. Denn man weiß, daß das Opfern zu Erhardi mehr wert ist als der materielle Tageskurswert der Votive, und daß ihr Verkauf nicht reicher, sondern ärmer machen würde.

2. Die Votive

Derzeit befinden sich in der Pfarrkirche in Wartberg 35 hölzerne und 29 eiserne Votive. Die hölzernen, einfach geschnitzten Votive sind aus Lindenholz. Es muß, da sie von zwei verschiedenen Schnitzern stammen, von einem älteren und einem jüngeren Typus gesprochen werden.

Der ältere Typus war ursprünglich mit einer hellen ziegelroten Farbschicht überzogen, später aber mit einem dunklen Rotbraun überstrichen worden. Das dunkle Rotbraun ist heute aber zum größten Teil schon wieder abgeblättert. Vermutlich ist die Farbe vor allem infolge der Hitzeeinwirkung der kleinen brennenden Kerzen abgefallen, die bei der Opferung vom Opfernenden zur Votivgabe hinzustellen werden.

Der jüngere nachgeschnittene Typus der Holzfiguren wurde mit einer dünnen braunschwarzen Flüssigkeit gebeizt, wobei aber die Natur des Holzes gut zu erkennen blieb.

Von den hölzernen Votiven des älteren Typus sind folgende vorhanden:

- 5 weibliche Figuren / Höhe = 11—14 cm /
- 1 männliche Figur (Fragment) / H = etwa 13,5 cm /
- 4 Paar Augen / H = 8—8,5 cm /
- 3 linke Arme / Länge = 10,5—11,5 cm /
- 3 rechte Arme / L = 10,5—11,5 cm /
- 2 linke Beine / L = 12 und 13 cm /
- 2 Herzen / H = 7,5 cm /
- 1 Haus / H = 7,5 cm /

Jede hölzerne Figur steht in Orantenstellung aufrecht mit vor der Brust gefalteten Händen da, wobei jeweils eine kleine Standfläche, mit Ausnahme bei den weiblichen Figuren, deren weiter Rock eine Standfläche bietet, mitgeschnitzt worden ist.

Diese weiblichen Figuren tragen, soweit man deutlicher entnehmen kann, einen bis zum Boden fallenden Leibkittel, darüber ein kurzes ärmelloses Leibchen und eine daran anschließende, fast bis zum Boden reichende Schürze. Unterhalb des Kleides können Ansätze von Schuhspitzen festgestellt werden. Bei einer Figur ist besonders deutlich ein Schultertuch auszunehmen. Dieses wurde wahrscheinlich unter dem Leibchen hineingesteckt. Bei den

anderen Figuren könnte man vielleicht eher ein jeweils vorne geschlossenes Schäubel annehmen. Das vor allem deshalb, weil über dem Halstuch ein Spitzkragen sich nicht sehr breit ringförmig um die unterste Halspartie und oberste Rumpfpattie zu legen scheint²³). Eine spanische „Krös“ könnte ich für diese hölzernen Figuren nicht in Anspruch nehmen²⁴). Ob diese letzteren Figuren eine kleine (weiße) Halskrause mit Spitzenbesatz tragen wie Abbildung 232 zeigt und dazu ein Schäubel mit liegendem Samtkragen, Kittel und Schürze, bleibe ebenfalls dahingestellt (1720)²⁵). Am Kopf dürfte ein Häubchen, an dessen Vorderseite sich ein Rüschenbesatz befindet und das an der Rückseite im Genick etwas zusammengezogen erscheint, getragen werden. Die Haare sind dadurch ganz verhüllt.

Die einzige erhaltene männliche Figur dieses älteren Typus ist leider sehr beschädigt. Die beiden Unterschenkel sind vollständig verbrannt, so daß nur zwei getrennte Teile existieren: der Körper bis zu den Knien und die mit knöchel hohen Bundschuhen bekleideten Füße mit dem unterhalb dazugeschnitzten Standfuß. Daher kann auch die ursprüngliche Höhe nur ungefähr angegeben werden. Die Figur trägt einen nach oben sich vorne schließenden und nach unten sich öffnenden Langrock, an dem man den Kragenrand nicht deutlich erkennen kann. Der Rock reicht fast bis zu den Knien. Ein diesem ähnliches bildliches Zeugnis könnte der Ausschnitt aus einem Motivbild von St. Virgil bei Gaishorn (1705) sein²⁶). Die verhältnismäßig enge Hose scheint durch einen schmalen Gürtel in der Mitte zusammengehalten zu werden. Sie dürfte unter dem Knie endend zusammengebunden sein. Diese Figur ist von allen weitaus am besten geschnitzt. Der etwas nach rechts vorgeneigte bartlose Kopf mit den langen gewellten aber nicht bis zu den Schultern reichenden Haaren und die ausdrucksvoll flehende Haltung der Hände kennzeichnen sehr treffend die typische Haltung eines Bittenden.

Diese männliche und auch die weiblichen Figuren sind bis auf eine weibliche, deren Unterkörper im Verhältnis zum Oberkörper zu lange geraten ist, durchaus richtig proportioniert.

Die Hände, die Augen mit dem charakteristischen Standfuß und die Füße sind in ähnlicher Ausführung, wenn auch nicht so gut wie die Figuren proportioniert, gearbeitet.

²³) Vgl. den Ausschnitt auf dem Motivbild im Bergkirchlein St. Wolfgangi bei Deutschlandsberg (um 1740) bei Konrad Mautner und Viktor Geramb, Steirisches Trachtenbuch. 1. Bd., Graz 1932, S. 425, Abb. 233.

²⁴) Vgl. ebd. S. 436, Abb. 241.

²⁵) Vgl. ebd. S. 424.

²⁶) Vgl. ebd. S. 434, Abb. 240.

Die beiden Herzen, ebenfalls mit einem Standfuß ausgearbeitet, zeigen auf der einen Seite das Monogramm Christi IHS und auf der anderen Seite das Monogramm Mariae: unter dem großen M, in das obenhin ein großes breites A hineingestellt ist, dessen Seitenbalken aber etwas über die beiden senkrechten Balken des M hinausreichen, sind links aus dem Balken des M unter den gekreuzten schiefen Balken des M und des A das R, und aus dem rechten schiefen Balken des M und des A ein A darunter nach innen hin, herausgezeichnet. In der Mitte zwischen den beiden herausgezeichneten Buchstaben R und A befindet sich ein diesen gleich großes I. Aus der Oberseite des Herzens schlagen wie beim jüngeren Typus Flammen hervor.

Die zweigeschossigen Häuser, sowohl dieses als auch des jüngeren Typus sind nur stilisiert. Auf die Ausführung der Details wurde in beiden Fällen, vor allem beim älteren Typus, fast überhaupt kein Wert gelegt. Bei beiden sind die wichtigsten Bauelemente primitiv im Kerbschnitt ausgearbeitet. Nur beim jüngeren Haus ist ein Rauchfang in das Holz eingelassen²⁷⁾.

Man wird nicht fehlgehen, alle diese hölzernen Votive des älteren Typus aus den angeführten Kriterien dem frühen 18. Jahrhundert zuzuschreiben²⁸⁾. Rudolf Kriss nimmt an, da im steirisch-kärntnerischen Verbreitungsgebiet der Votive die eisernen menschlichen Figuren älterer Art ziemlich selten sind, daß spätestens seit dem 17. Jahrhundert alle Opfer, die den Menschen bestrafen, aus Holz geschnitzt worden seien²⁹⁾.

Die Möglichkeit einer notwendig sicheren und genauen Beschreibung und zeitlichen Zuordnung scheidet an der ungenauen Ausarbeitung des Herstellungsmaterials. So erscheint mir jedoch vom Gesamteindruck her gesehen im „Steirischen Trachtenbuch“ von Konrad Mautner und Viktor Geramb wohl am ehesten die Abbildung 234, die einen Ausschnitt aus einem Votivbild im Gasthof Semmelrock zu Weißenkirchen bei Judenburg (1726) zeigt, eine dem hölzernen männlichen und den weiblichen hölzernen Votivfiguren ähnliche bildliche Darstellung zu sein, allerdings mit Ausnahme der Kopfbedeckung der Frau, die über einer weißen, über den Ohren flügelartig gefalteten Haube einen run-

27) Vgl. die hölzernen Häuser bei Richard Andree, Votive und Weihegaben a. a. O., S. 162.

28) S. auch L. Schmidt, „Erhardstag“ a. a. O., S. 58.

29) Rudolf Kriss, Technik und Altersbestimmung der eisernen Opfertafeln. (Jahrbuch für historische Volkskunde III./IV. Bd., Berlin 1934, S. 282.); vgl. dazu Richard Andree, Votive und Weihegaben a. a. O., S. 94 ff. und S. 112 ff.

den grauweißen Hut mit Gupf trägt³⁰⁾. Eine andere Abbildung³¹⁾ zeigt neben dem heiligen Isidor, der, was die Kleidung betrifft, auch mit Ausnahme des Beffchens, zum Vergleich mit der männlichen Motivfigur herangezogen werden kann, eine hl. Notburga (um 1760). St. Notburga hat ein engumgugeltes Haupt, doch ist die Kopfbedeckung wegen des schlechten Bildzustandes nicht deutlich zu erkennen, ein weißes, in das Leibl eingestecktes Halstuch, ein mit dem Rock aus demselben ziegelroten Stoff geschnittenes, ärmelloses, mit Goldbändern schräg verschnürtes Leibchen, also einen richtigen Leibkittel, bauschige Hemdärmel mit Buesel am Handgelenk, weiße Schürze und dunkelblaue Schuhe. Im übrigen gleichen die Einkerbungen im Holz den feinen Strichen an der Gugel des Ölbildes sehr. Eine ebenso sichere Lösung in der Frage der Kopfbedeckung könnte auch in der Abbildung 233³²⁾ und 241³³⁾ gefunden werden. Bei der ersteren handelt es sich bei der Abbildung der Mutter um eine grauweiße, nach hinten ausladende Haube, die über das schwarze eng um den Kopf geschlagene Kopftuch aufgesetzt ist. In der anderen Abbildung, die den Ausschnitt eines Motivbildes (1696) aus Traboch im Liesingtal zeigt, trägt die Mutter unter einem großscheibigen schwarzen Hut mit Kegelstumpf ein gezogenes (Strang-?) Häubchen mit blauen Zierstickereien. Doch auch die Häubchen des untersteirischen Motivbildes von 1738³⁴⁾ und des „Verlobnus-Tafel“-Bildes von Hohenberg bei Irnding³⁵⁾ könnte zur Deutung der nicht klar zu identifizierenden Kopfbedeckung der weiblichen hölzernen Figuren dienen.

An diesen Beispielen sollte dargelegt werden, inwieweit man mit einer gewissen Sicherheit mittels anderer Quellengruppen ohne mündliche oder schriftliche Nachrichten zu besitzen eine zeitliche Zuordnung festlegen könnte. Darüberhinaus sei an dieser Stelle auf die nicht uninteressante Tatsache hingewiesen, daß die älteren hölzernen Opfergaben von Wartberg stilistisch durchaus jenen hölzernen von St. Erhard in der Breitenau gleichen³⁶⁾.

³⁰⁾ K. Mautner und V. Geramb, Trachtenbuch a. a. O., S. 429.

³¹⁾ Ebd., a. a. O., S. 433, Abb. 238.

³²⁾ Ebd., a. a. O., S. 425.

³³⁾ Ebd., a. a. O., S. 436.

³⁴⁾ Ebd., a. a. O., S. 468, Abb. 255.

³⁵⁾ Ebd., a. a. O., S. 439, Abb. 242.

³⁶⁾ Vgl. R. Kriss, Wallfahrtswanderungen a. a. O., S. 27, Abb. 14 (zwei weibliche und die größte männliche Figur); ebd. Abb. 16 (linke Abbildung: ein Paar Augen); ebd. S. 31, Abb. 18 (männliche Figur):

Vgl. auch Viktor Theiß, Steiermark (= Deutsche Volkskunst, N.F.), Weimar o. J., Abb. 218. Die in dieser Abbildung abgebildeten und im Steirischen Volkskundemuseum in Graz befindlichen geschnitzten hölzer-

Diese kleinen Plastiken sind sich an beiden Orten in einem solchen Maße ähnlich, daß man mit Recht wird behaupten können, sie stammen aus der Hand des gleichen Schnitzers. Ob sie zum alten Bestand derer von St. Erhard gehörten oder umgekehrt, oder ob sie vom gleichen Schnitzer für beide Kulturorte geschaffen wurden, was man annehmen könnte, läßt sich heute nicht mehr feststellen. Leider konnte kein Hinweis gefunden werden, daß durch einen in irgend einer Weise in besonders naher Beziehung mit St. Erhard in der Breitenau stehenden Geistlichen oder Mesner die Figuren von dort nach Wartberg transferiert wurden.

Ähnliche Holzfiguren, sie sind ebenso nicht wie auch die eisernen Tiere auf die Opferungen zum hl. Erhard beschränkt, befinden sich in der Steiermark außer in Wartberg vermutlich nur noch in St. Erhard in der Breitenau, in der Oswaldikirche von Gasen, in Maria Rehkogel (= Frauenberg)³⁷⁾, Stanz bei Kindberg³⁸⁾, Heiligenwasser bei Kainach³⁹⁾, St. Pankrazen ob dem Södingtal⁴⁰⁾, Schüsserlbrunn⁴¹⁾, Vockenberg⁴²⁾, Trofaiach⁴³⁾, Rötschach⁴⁴⁾, Leintal⁴⁵⁾ und früher angeblich in St. Martin bei Graz⁴⁶⁾. Ob in der Kirche St. Erhard in Göss bei Leoben⁴⁷⁾, in der Marktkirche von Vorau⁴⁸⁾ und in Kirchberg am Wechsel⁴⁹⁾ an den hl. Erhard Votive geopfert wurden, ist mir nicht bekannt.

nen Votivfiguren, eine männliche und eine weibliche, gleichen durchaus denen von Wartberg. Beide sind aus der Steiermark. Leider ist bei Theiß keine genaue Herkunftsangabe dieser Objekte angegeben. Wie eine Nachprüfung im Steirischen Volkskundemuseum ergab, stammen sie tatsächlich aus St. Erhard in der Breitenau. (Inv. Nr. 4046 [männlich] und 4047 [weiblich]). Leider fehlt es heute in unserem Gebiet noch an brauchbaren Veröffentlichungen, vor allem an einer Monographie über das „Holzopfer“, so daß wir auf die zu halbwegs sicheren Ergebnisse führende vergleichende Sachchronologie noch verzichten müssen. S. auch meine Anm. 29.

³⁷⁾ S. R. Kriss, Wallfahrtswanderungen a. a. O., S. 30; Bezüglich St. Erhard in der Breitenau siehe auch den betreffenden Artikel bei Alfred Hoppe, Des Österreichers Wallfahrtsorte, Wien 1913; S. L. Teufelsbauer, Verehrung a. a. O., S. 85 und 88; G. Gugitz, Gnadenstätten a. a. O., S. 134 f., 190, 232.

³⁸⁾ G. Gugitz, Österreichs Gnadenstätten a. a. O., S. 259; L. Teufelsbauer, Verehrung a. a. O., S. 85.

³⁹⁾ G. Gugitz, wie Anm. 38, S. 155.

⁴⁰⁾ Ebd., S. 244.

⁴¹⁾ Ebd., S. 252.

⁴²⁾ Ebd., S. 272.

⁴³⁾ Ebd., S. 270.

⁴⁴⁾ Ebd., S. 228.

⁴⁵⁾ Ebd., S. 172.

⁴⁶⁾ Ebd., S. 243.

⁴⁷⁾ R. List, Bergstadt a. a. O., S. 387 f.

⁴⁸⁾ L. Teufelsbauer, Verehrung a. a. O., S. 88.

⁴⁹⁾ Ebd., S. 88.

Vom jüngeren Typus der hölzernen Votive sind folgende vorhanden:

- 6 männliche Figuren / H = 13,5—16 cm /
- 3 weibliche Figuren / H = 12 cm /
- 1 rechte Hand / L = 15,5 cm /
- 1 rechtes Bein / L = 13 cm /
- 1 linkes Bein / L = 13 cm /
- 1 Herz / L = 9 cm /
- 1 Haus / H = 8 cm /

Auch hier gilt von der Haltung und von der Standfläche der männlichen und weiblichen Figuren das oben gesagte.

Die männlichen Figuren dieses Typus tragen eine unter dem Knie zusammengebundene Hose, die durch einen schmalen Gürtel um die Mitte zusammengehalten wird. Die Waden werden wahrscheinlich von Strümpfen bedeckt, die Füße stecken in knöchelhohen Bundschuhen. Als Oberkleidung wird ein hochschließender Langrock, ähnlich dem des älteren Typus der hölzernen Votive getragen.

Die weiblichen Figuren tragen ein langes Kleid, das bis zum Boden, darüber eine Schürze, die bis zur Mitte des Unterschenkels reicht. Über dem Kleid scheinen bis zu den Hüften reichende, stark ausschwingende Schäubel-Schöße mit langen Ärmeln getragen zu werden⁵⁰). Ein runder Halsausschnitt ist nur leicht angedeutet, ebenso auch die Schuhe unterhalb des Kleides.

Unter den Füßen, dem Herz und dem Haus sticht besonders die Hand durch ihre relative Größe hervor. Die Art der Monogrammeinkerbungen ist bei diesem Herzen dieselbe wie bei denen des älteren Typus.

Eine abschließende Würdigung der Ausfertigung beider Typen sollte wie ich schon zu Beginn darlegte, nicht in künstlerischen Erörterungen sein Genügen finden. Weder der erste noch der zweite Schnitzer hat auf eine ganz genaue Bearbeitung des Materials Wert gelegt. Dennoch darf aber festgestellt werden, daß die Votive des älteren Typus fast in ihrer Gesamtheit besser und genauer ausgeführt sind, besonders was die Physiognomie der Köpfe der Figuren angeht. Es dürfte sich wohl in diesem Fall um einen geübteren Schnitzer gehandelt haben. Im zweiten Fall ist als sicher bekannt, daß der Werksarbeiter Hans Frey nur zu seiner Freude, als Dilettant, schnitzte. Frey hat, wie mir Mesner Proschinger darlegte, die Votive, welche er geschnitzt hatte, nach den Votiven des älteren Typus nachgeschnitzt. Die Unter-

⁵⁰) Vgl. K. Mautner und V. Geramb, Trachtenbuch a. a. O., S. 439, Abb. 242.

schiede in der Behandlung der Tracht im Vergleich mit den älteren Typen werden wohl auf seine andere Auffassung in dieser Hinsicht und auf seine weit geringere Fertigkeit in der Kunst des Schnitzers zurückgehen. Aber auch seine Erzeugnisse wirken lebendig, wenn auch nicht so wie die seines Vorgängers. Die Gewandfalten wirken steifer, die Haltung der Hände mehr verkrümpt und weniger innig, der Kopf deformiert und kaum lebendig. Dennoch kann man behaupten, daß er trotz einiger formaler Mängel die Grundzüge seiner Vorlage richtig wiederzugeben imstande war. Eine gewisse Eigenständigkeit in der Formgebung, wenn diese auch in gewissen Belangen plumper ist, wird man auch ihm nicht absprechen können.

Während die in Wartberg befindlichen aus Holz gefertigten Votive die körperlichen Anliegen des Menschen betreffen, nehmen alle eisernen Votive auf die Haustiere bezug⁵¹⁾.

Heute sind in der Pfarrkirche Wartberg 29 eiserne Votivtiere vorhanden:

- 19 Rinder, davon vielleicht 2 Ziegen und ein Kalb
oder Schaf / L = 11—18,5 cm /
- 5 Pferde / L = 12,5—23,5 /
- 5 Schweine / L = 10,3—16,5 cm /

Die jeweilige Zugehörigkeit zu den oben angeführten Tierarten stößt in einigen Fällen auf nicht unerhebliche Schwierigkeiten, weil die Ausarbeitung der charakteristischen Merkmale der Gattung und des Geschlechtes bei einigen dieser Tiere unvollkommen ist.

Der Großteil dieser Votive ist aus stabförmigem Eisen, das bis 1,3 cm stark ist, einige wenige vermutlich aus senkrecht gestelltem verhämmerten Bandeisen geschmiedet. Durch entsprechendes Aushämmern wurde die Stärke verschiedener Körperteile angedeutet. Diese Bearbeitungsmerkmale sind noch deutlich sichtbar.

Nur drei Exemplare, das Pferd, das aus einem Stück geschmiedet, das kleine aus einem Stück geschmiedete Schwein, dessen Ohren eingekeilt und verhämmert sind, und ein kleineres aus einem Stück geschmiedetes Rind, dessen eingekeilte und verhämmerte Ohren nicht mehr vorhanden sind, zeichnen sich durch besondere Glätte aus.

Im übrigen ist die Qualität des Eisens vermutlich spröder. Dieses konnte daher nicht so glatt ausgearbeitet werden. Nur

⁵¹⁾ Ebenso bei R. KRIS, Wallfahrtswanderungen a. a. O., S. 29 f.

einige Tiere scheinen aus dem gleichen Material gefertigt zu sein. Darauf soll noch später im Zusammenhang bei der Besprechung der stilistischen Kriterien näher eingegangen werden.

Nach der Formeneinteilung bei Rudolf Kriss⁵²⁾ handelt es sich bei diesen eisernen Votiven um Formtypen der Technik Nr. 1 und 2, während die Technik Nr. 3, die aus dem Breitschlagen des Leibes hervorgeht, völlig fehlt.

Bei der Technik Nr. 1 ist jedes Tier aus einem einzigen Stück geschmiedet, bei Technik Nr. 2 ist das Eisenstück, das den Körper darstellen soll, mehr in die Höhe gehämmert. Bei dieser Gruppe ging man bald dazu über, die Hörner, Ohren und Beine durchzustechen, seltener anzuschweißen, und zwar zuerst nur die Vorderfüße — diese Manier ist bei den vorliegenden Exemplaren überhaupt nicht angewendet — später auch die Hinterfüße, die man lange Zeit aus dem Eisenstück herausschmiedete. Diese Technik erwies sich als ungeheuer tragfähig, sie hatte große Entwicklungsmöglichkeiten vor sich und setzt sich bis in die jüngste Vergangenheit als die überall beliebteste Manier fort⁵³⁾. Exemplare der Verfallszeit⁵⁴⁾, deren Dicke nur die eines Bleches ist, so daß die Extremitäten angenietet werden müssen, oder ganz aus Blech geschmiedete Profilstücke wurden in Wartberg nicht vorgefunden.

Nun zur Untersuchung der angewendeten Herstellungstechniken:

Zwei Tiere, ein Rind oder eine Ziege und ein Pferd, dessen Mähne und Schweif Strichritzungen aufweisen, wurden ganz aus einem Stück geschmiedet.

Bei den anderen Stücken wurden zum Teil die Füße, die Hörner, die Ohren, kurz die Extremitäten mit Ausnahme des Schwanzes bzw. Schweifes in querliegender Richtung feuergeschweißt, — wobei vermutlich anfangs noch mäßig eingekeilt, später dann die anzuschweißende Stelle vorher dünn gehämmert worden ist⁵⁵⁾. Bei den uns vorliegenden Exemplaren ist jedenfalls zwischen beiden erwähnten Techniken kein klarer Übergang festzustellen. Im übrigen konnten die eben besprochenen Extremitäten auch in querliegender Richtung durchgesteckt oder eingekeilt und verhämmert werden:

⁵²⁾ R. Kriss, Technik a. a. O., S. 277 f.; vgl. dazu auch Richard Andree, Votive und Weihgaben a. a. O., S. 86—93 und S. 152—156.

⁵³⁾ S. R. Kriss, Technik a. a. O., S. 277; ebd. zit.: R. Kriss, Volkswundliches aus altbayrischen Gnadenstätten, S. 240.

⁵⁴⁾ Ebd., S. 277—279 und 282 f.; S. ebd. Tafel 61, Abb. 18 und Tafel 55, Abb. 3.

⁵⁵⁾ Anton Rath, Der „Leonhardskultus“ in Steiermark, Grazer Tagblatt. Morgenausgabe. 23. Jg., Nr. 167, 20. Juni 1913, S. 2 f.

9 Stück sind im wesentlichen aus einem Stück geschmiedet. Davon sind bei zwei Schweinen jedoch nur paarig die Füße durchgesteckt, bei einem anderen nur die Ohren und bei einem Rind war nur das Gehörn, welches heute nicht mehr vorhanden ist, eingekeilt und verhämmt. Bei 4 Rindern und einem Schwein sind nur die Füße feurgeschweißt.

Bei den restlichen 18 Votivtieren sind mehr Extremitäten als bei der zweiten Gruppe feurgeschweißt, durchgesteckt, oder eingekeilt und verhämmt an den Körper angebracht.

Bei einem Rind sind Füße, Ohren und Gehörn eingekeilt und verhämmt. Bei einem anderen Rind sind die Füße durchgesteckt und das Gehörn feurgeschweißt, bei einer Kuh sind die Füße feurgeschweißt und das Gehörn durchgesteckt. Das deutlich herausgearbeitete Euter ist in die Verbindungsstelle von Leib und Hinterfüßen eingekeilt und verhämmt. Bei der großen Mehrzahl, nämlich bei 9 Rindern, die aber keine Ohren besitzen, bei 4 Pferden und einem Schwein sind Füße und Ohren bzw. Gehörn feurgeschweißt. Bei einer Kuh ist der Unterteil des Körpers an den oberen Teil des Leibes, an das Rückgrat, dessen Fortsatz den Schwanz bildet, angeschmiedet. Vorder- und Hinterfüße sind aus dem angeschmiedeten Unterleib herausgeschmiedet, aus den Hinterbeinen ist ein mächtiges Euter herausgezogen.

Die ganze Gruppe der Votivtiere bietet trotz der steifen und doch manchmal sehr lebendigen Formen mancher Exemplare und der unterschiedlichen und öfter nicht ganz deutlich zu erkennen- den Technik der Ausfertigung der einzelnen Stücke ein einheitliches Bild. Man wäre sogar versucht zu sagen, daß sie im Gegensatz zu den hölzernen Votiven zum großen Teil ausgesprochen charakteristisch und sogar naturalistisch und lebendig wirken.

Bei den meisten Exemplaren der einzelnen Tiergattungen sind an der jeweils typischen Kopfform Augen, Maul und Nasenlöcher, bei den Pferden die Nüstern und bei den Schweinen der Rüssel aus dem Eisen mit Körner und Meißel charakteristisch herausgearbeitet.

Die Hörner der einzelnen Rinder haben verschiedene Länge, bei einigen Exemplaren ist das Gehörn besonders prächtig geschwungen, wenn man es auch in keinem Falle mit jenen von St. Wolfgangi wird vergleichen können⁵⁶⁾. Ein Rind wird man wegen des Fehlens der Hörner, seine Ohren sind klein und gelappt, als Kalb oder Schaf ansprechen müssen.

⁵⁶⁾ R. KRISS, Eisenopfer a. a. O., S. 23 und ebd., Tafel 2 und 6.

Die Ohren der Pferde sind in die Höhe gerichtet, bei den zwei größten Schweinen nach vorne hinabfallend, bei den übrigen Tieren zur Seite stehend und beim kleinsten am Kopf zurückgelegt. Bei den Rindern haben sie, falls sie vorhanden sind, keine besonders markante Ausprägung erfahren.

Der Rücken ist bei den Schweinen, besonders bei den zwei größten Exemplaren nach oben hin breiter und flacher ausgehämmert. Bei dem aus einem Stück geschmiedeten Pferd wurden die Mähne und der spitz endende Schweif breiter und dünner geschlagen und durch Strichritzungen verziert.

Zwei Rinder sind durch das Euter, das bei dem einen aus den Hinterbeinen herausgezogen und bei dem anderen eingekeilt und verhämmert ist, eindeutig als Kühe gekennzeichnet.

Bei allen Tiergattungen wurde in den meisten Fällen auch besondere Sorgfalt auf die genaue Ausarbeitung des Schwanzes verwendet, der in allen Fällen in einer Ebene mit dem Kopf und dem Körper aus diesem herausgearbeitet ist. Dieser ist, mit Ausnahme des Pferdes, welches aus einem Stück geschmiedet ist, bei den zwei größten aus stabförmigem Eisen hergestellten Pferden nur am Ende ganz flach und breit ausgehämmert und ein wenig ausgezackt, bei einem, das nur einen kurzen besitzt, spiralg gedreht und beim fünften schlangenförmig gewunden und spitz zulaufend. Bei den Rindern ist der Schwanz entweder gegen das Ende hin verdickt, länger spitz, etwas geschwungen oder spitz zulaufend oder breiter geschlagen oder rund in gleicher Dicke auslaufend, bei einem um den Dorn zusammengeschlagen. Hingegen besitzt jedes Schwein ein charakteristisches Ringelschwänzchen, das nicht in einer Ebene mit dem übrigen Körper des Tieres, sondern als einziges Glied bei den eisernen Opfern in einer seitlichen Bewegung liegt⁵⁷⁾.

Die Beine sind bei den meisten Exemplaren nur stilisierend, in seltenen Fällen sogar auch naturähnlich gelungen. Die Füße der Tiere gehen in einem mehr oder weniger starken Bogen seitwärts und dann senkrecht hinab, wenn sie unten an den Körper geschweißt, in ihn eingekeilt oder durch ihn gesteckt sind. Die aus dem ganzen Stück herausgeschmiedeten Füße stehen meist weniger breitspurig auf und wenden sich vom Körper in schräger Richtung ab⁵⁸⁾. Eine im besonderen detaillierte Ausarbeitung des gesamten Beines wurde vom Hersteller aber doch nicht vollführt.

⁵⁷⁾ A. Rath, „Leonhardkultus“ a. a. O., S. 2.

⁵⁸⁾ Ebd., S. 2.

Die Hufe und Klauen sind mit einigen Ausnahmen bei fast allen Tieren andeutungsweise vorhanden, bei den meisten durch Vorbiegung und bei einem Pferd aus stabförmigen Eisen durch Rückbiegung markiert.

Anton Rath hat sich vor fast einem halben Jahrhundert in einer bemerkenswerten Publikation mit den technischen Einzelheiten der eisernen Votive des steiermärkisch-kärntnerischen Formenkreises befaßt⁵⁹⁾. Dieser Verbreitungs- und Formenkreis steht neben einem bayrisch-schwäbischen. Von beiden gehen Ausstrahlungen in die verschiedenen Nachbargebiete aus⁶⁰⁾. Nur einige wenige Stücke, so die ganz primitiv urtümlichen menschlichen Figuren von Friesach in Kärnten und Tiere aus St. Ilgen in der Steiermark und St. Leonhard in der Soboth, die noch durchaus den ältesten Stücken der Technik Nr. 1 des bayrisch-schwäbischen Formenkreises gleichen, lassen den Zusammenhang mit dem Mutterland noch erkennen. Die fehlende Verbindung, vielmehr eine größere geographische Lücke zwischen beiden Verbreitungs- und Formenkreisen hat die gesonderte Fortentwicklung des steiermärkisch-kärntnerischen Kreises besonders begünstigt. Dieser hat nicht die rasche Entwicklung von den ältesten Techniken zu den späteren des bayrisch-schwäbischen mitgemacht, sondern es erhielt sich das Herausschmieden aus einem Stück viel länger und erreichte daher, da andere Manieren nicht so schnell durchdrangen, eine viel größere Vollkommenheit, sowohl was die äußere Form als besonders auch was die künstlerische Ausdruckskraft angeht. Diese Stiltradition ist so stark, daß sie auch dann nicht aufgegeben wird, als andere technische Gepflogenheiten aufkommen⁶¹⁾.

Die Richtigkeit dieser Darlegung wird tatsächlich vor allem durch das aus einem Stück geschmiedete Pferd und dessen feine individuelle Ausarbeitung bestätigt. Tatsächlich fehlen in

⁵⁹⁾ A. Rath, a. a. O., 23 Jg. Nr. 165 vom 18. Juni 1913, S. 1 ff. und a. a. O., Nr. 167 vom 20. Juni 1913, S. 1 ff.

⁶⁰⁾ Eine instruktive Karte des Verbreitungsgebietes beider Formenkreise bei R. Kriss, Technik a. a. O., S. 284 f.

⁶¹⁾ R. Kriss, Technik a. a. O., S. 281 f.; R. Kriss, Eisenopfer a. a. O., S. 22—24. Die Lücke, die zwischen dem bayerischen und dem steiermärkisch-kärntnerischen Kreis der eisernen Opfer, welche im wesentlichen dem Land Salzburg entspricht, klafft, stellt die Verbreitung für die Gegenwart fest. Diese 1934 von R. Kriss veröffentlichte Karte (Technik a. a. O., S. 284 f.) berücksichtigt die älteren Erwähnungen nicht. Vor der Aufklärung, besonders vor dem Wirken des Erzbischof Hieronymus Colloredo, wird man eine dichtere Streuung im oben erwähnten Gebiet annehmen dürfen. Dazu vgl. Leopold Schmidt, Eisenopfer beim Vitaliskult in Salzburg. ÖZV, N. S., Bd. III/52, 1949, S. 59.

Wartberg auch Stücke der Technik Nr. 3 vollständig. Die Technik Nr. 2 erscheint bei den meisten Tieren eher verfeinert und genau bearbeitet angewendet. Trotzdem ist aber die sich auswirkende Geistigkeit der Typik der Technik Nr. 1 vor allem bei den längsten und rohesten Exemplaren völlig gewahrt. Der Leib ist bei jenen nicht hochgeschlagen und profiliert, er blieb der dicke, schwere, vierkantige Eisenstab. Der Kopf wurde sorgfältig bearbeitet, ebenso Mäuler, Nüstern und Augen sorgfältig eingemeißelt bzw. eingepunzt, die Hörner richtig aufgesetzt und kühn geschwungen. Auch befindet sich, wie schon erwähnt, in Wartberg kein Exemplar, bei dem an der Gewohnheit, die Hinterbeine aus einem Stück herauszuziehen, festgehalten wurde. Erzeugnisse der Verfallszeit, Profilstücke mit angenieteten Beinen und blechgeschnittene Exemplare aus einer späteren Epoche sind ebenfalls, wie nun bekannt, nicht vorhanden. Rudolf Kriss⁶²⁾ und Anton Rath⁶³⁾ stimmen in der Meinung überein, daß die Bestimmung der Entstehungszeit meist sehr schwer und bei einzelnen Stücken wegen der Wiederholung älterer Techniken fast ganz unmöglich ist. Selbst die Typik der Votive ist in allen einzelnen Orten dieses Eisenlandes, in dem die Schmiedkunst in hoher Blüte stand, im Gegensatz zum ersten Formenkreis mit seinen großen Unterschieden meist eine durchaus ähnliche⁶⁴⁾. Wie wir sehen, erstreckt sich die Verbreitung der eisernen Votive nun in ganz geringem Umfang auf den Kult St. Leonhards allein⁶⁵⁾.

Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir hier mit Anton Rath⁶⁶⁾ die Anfertigung der Wartberger Eisenopfer ebenfalls in die Zeit des 17. bis spätestens zur Mitte des 19. Jahrhunderts verlegen. Wenn schon die Schwierigkeiten der absoluten Chronologie nicht gering sind, so sind die Schwierigkeiten der relativen in unserem Fall noch bedeutender. Meiner Meinung nach basieren die weiter oben beschriebenen und bei der Herstellung angewendeten Techniken auf den jeweils materialbedingten und künstlerischen Möglichkeiten der Ausgestaltung. Bei den vorliegenden Exemplaren gelang es mir aus keiner Kombination, weder aus dem Material noch von den gestalteten Formkriterien aus, eine auch nur annähernd hypothetische chronologische Entwicklung abzuleiten. Eine solche ließe sich vielleicht auch nur gewinnen, wenn man

⁶²⁾ R. Kriss, Technik a. a. O., S. 282.

⁶³⁾ A. Rath, Leonhardkultus, zit. nach R. Kriss, Technik, wie Anm. 62.

⁶⁴⁾ Wie Anm. 61.

⁶⁵⁾ S. R. Kriss, Eisenopfer a. a. O., Karte 2 und ebd. S. 32—43.

⁶⁶⁾ Zit. nach R. Kriss, ebd., S. 24.

einen größeren geographischen Raum und eine größere Anzahl als die vorliegenden Objekte genau bearbeitet.

Stilistische Ähnlichkeiten scheinen mir mit den Tiervotiven von St. Erhard in der Breitenau und den übrigen näheren Kultorten wenige vorzuliegen. Jedenfalls wird man diese Gruppen geographisch gesehen verschiedenen Herstellern zuweisen müssen.

Es erhebt sich bei der Verschiedenheit des Materials, — nur einige wenige Tiere scheinen mir aus dem selben Material gefertigt, der Herstellungsarten und der vielen Varianten der Tiere die Frage, inwieweit die Tiere in Wartberg einem oder mehreren, vermutlich bäuerlichen Herstellern zugeschrieben werden können. Eine sichere Lösung dieser Frage scheint mir nach den stilistischen Kriterien und nach der Anwendung der oben beschriebenen Techniken wie R. K r i s s und A. R a t h auch nicht möglich zu sein. Die Anwendung verschiedener Herstellungstechniken müßte meiner Meinung nach nicht unbedingt das Kriterium verschiedener Hersteller sein. Die gut gelungene Ausarbeitung der Votive und die großteils ganz richtige Erfassung der charakteristischen Merkmale der einzelnen Tiergattungen beweist eigentlich in jedem Fall eine gediegene Handwerksarbeit. Dem Hersteller könnten die verschiedenen Herstellungstechniken und die verschiedenartige stilistische Ausarbeitung der Erprobung seines Erfindungsbedürfnisses und dem Versuchen in der Schaffung und Meisterung einer nicht alltäglich an ihn gestellten Aufgabe gedient haben. Denn gerade auch solche Stücke, die nicht aus dem selben Material hergestellt sind, weisen oft die gleiche Technik in der Herstellung auf und gleichen sich manchmal in verschiedenen stilkritischen Merkmalen, so daß die Vermutung, daß die Votivtiere in Wartberg alle aus einer Hand stammen, auch gerechtfertigt sein könnte. Umgekehrt weisen solche aus dem gleichen Material hergestellte Votive auch zum Teil verschiedene stilkritische Merkmale auf. Hierbei sei aber dennoch darauf hingewiesen, daß es mir mit einer gewissen Sicherheit nur in zwei Fällen im Zusammenhang mit der Verwendung derselben Materialien mit Vorbehalt gerechtfertigt zu sein scheint, auch aus stilistischen Kriterien mit einer nicht allzu geringen Sicherheit auf dieselbe Meisterhand, also zumindestens zwei verschiedene Hersteller, schließen zu dürfen. Dasselbe mag mit einer gewissen Vorsicht auch für einige andere Objekte zutreffen. Eine gewisse Sonderstellung der eisernen Votive in Wartberg läßt sich, wie schon kurz erwähnt, nach den stilkritischen Gesichtspunkten im Vergleich mit den Votiven anderer Kultorte meiner Meinung nach jedenfalls schon feststellen. Es erscheint wahrscheinlich, daß die Tiere, weil man ein nicht sehr weites Einzugsgebiet der Opfern-

den in früheren Zeiten wird annehmen können, der näheren Umgebung der Kirche in Wartberg, ihrer Opferstätte, entstammen.

In jedem Objekt der Volkskunst ⁶⁷⁾ ist Persönliches, das graduelle künstlerische Wertunterschiede zutage treten läßt, vorhanden. Die Erzeuger dieser für den Volkskult notwendigen Objekte sind aber auch einem inneren überindividuellen Schöpfungsvorgang, der aber wohl im Gegensatz zur hohen Kunst steht, verpflichtet.

Karl L u g m a y e r verlegte vor kurzem das Aufkommen der Leonhard- und Erhard-Patrozinien in das 14. Jahrhundert ⁶⁸⁾. Die Kirche in Wartberg mit dem Patrozinium des hl. Erhard stammt wahrscheinlich aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Ihre erste Nennung erfolgte jedenfalls 1407. Vermutlich hat Hans von Lichtenegg, der um 1395 die Burg Lichtenegg bei Wartberg vergrößerte, auch die Kirche gebaut. Die erste Nachricht von einer Pfarre zu St. Erhard (Wartberg) stammt aus dem Jahr 1423 ⁶⁹⁾.

Der erste Beleg einer Wallfahrt zu Ehren des hl. Erhard nach St. Erhard in die Breitenau (um 1350 erbaut) stammt aus dem Jahre 1396 ⁷⁰⁾. Über die Erhardikapelle in Deutsch-Feistritz ⁷¹⁾ sind wir wie auch über das Opfer und eine Wallfahrt in älterer Zeit in Wartberg nicht so gut unterrichtet.

⁶⁷⁾ Joseph Maria Ritz, Eisenvotive als Volkskunst, (Festschrift für Marie Andree-Eysn. Beiträge zur Volks- und Völkerkunde. Hg. von J. M. Ritz, München 1928, S. 44 ff.)

⁶⁸⁾ Karl L u g m a y e r, Patrozinien und Volkskunde. ÖZV, N. S., XV/64, 1961, S. 231.);

Vgl. P. G. Reitlechner, Heiligenpatrone a. a. O., wie Anm. 3 und G. G u g i t z, Gnadenstätten a. a. O., S. 232; ebenso die Lit. unter den Anm. 2—8.

⁶⁹⁾ Erster Hinweis auf das Bestehen einer Kirche in Wartberg in der Urkunde Nr. 4310 des Stmk. Landesarchivs vom 12. September 1407; zit. nach Wilhelm I l l m a y e r, Aus der Geschichte der Wartberger Kirche zum St. Erhard HS. und weitere Hinweise ebd. im Besitz des Verfassers. Vgl. Personalstand der Säkular- und Regular-Geistlichkeit der Diözese Seckau in Steiermark im Jahre 1917. Graz 1916, S. 167.

Durch die josephinische Pfarregulierung ist St. Erhard nach Carl S c h m u t z, Historisch-Topographisches Lexicon von Steyermark. Vierter Theil. Gratz 1823, S. 311, seit 1784, nach Josef Andr. J a n i s c h, Topographisch-statistisches Lexikon von Steiermark mit historischen Notizen und Anmerkungen. 3. Bd., Graz 1885, S. 1258 f., seit 1785 wirklich selbständige Pfarre geworden. S. auch Die Kunstdenkmäler Österreichs. Steiermark (= D e h i o-Handbuch). 3. Aufl., Wien-München 1956, S. 307; In früherer Zeit war Wartberg nur eine Filiale von Krieglach; ebd. s. o. weitere Hinweise zur Geschichte der Pfarre.

⁷⁰⁾ G. G u g i t z, Gnadenstätten a. a. O., S. 232.

⁷¹⁾ Ebd., S. 121.

Wir werden nicht fehlgehen, wenn auch wir annehmen, daß die Verehrung des hl. Erhard in Wartberg auf eine nicht viel kürzere Zeit wird zurückblicken dürfen.

Die mündliche Tradition weiß von der Herstellung der Votivgaben und vom Alter des Brauches der Opferung bis auf die Herstellung jenes jüngeren Typus der hölzernen, nichts zu berichten. Aus den Quellen konnten bis jetzt keine Nachweise des Erhardiopfers festgestellt werden. Aber eine nicht uninteressante Schilderung der kirchlichen Festlichkeiten zu Ehren des hl. Bischofs Erhard wurde in der Chronik der Pfarre Wartberg⁷²⁾ von Pfarrer Eduard Plaimschauer (gest. 16. April 1884) aufgezeichnet. Er schreibt⁷³⁾:

„Unter den im hiesigen Archiv befindlichen Schriften ist auch eine Gottesdienstordnung, welche im Jahre 1773 bei der Pfarrkirche St. Jacob in Krieglach und bei der dazugehörigen Filialkirche S. Erhard in Wartberg eingeführt war. Diese sehr interessante Schrift ist verfaßt von Johann Nepomuk Mazer⁷⁴⁾, welcher von 27. Mai 1773 bis zum Tode des Pfarrers Johann P. Pichler (26. April 1785) Kaplan, dann bis zum Antritt des neuen Pfarrers Willibald Kolb (1786) administrator parochiae und dann bis März 1792 wieder Kaplan zu Krieglach war, dann bis 1814 Pfarrer in Wartberg, wo er starb.“

In dieser Abschrift der aus dem 18. Jahrhundert stammenden Handschrift werden vor allem die von Pfingstsonntag bis zum Himmelfahrtstag stattfindenden Zeremonien beschrieben. Über den Tag des hl. Erhard heißt es wörtlich⁷⁵⁾:

In festo S. Erhardi eppi.

Est festum patrocini in Wartberg. Pridie ibidem, quo equo vehitur, media 4. litaniae cum exposito. Dicta oratione consueta de tempore comemoratione de Venerabili, fit cantilena, quam ultima benedictio sequitur. Abeunte sacerdote ab altare, populus rosarium recitare incipit. Solvuntur 45 kr; si cooperator unus litanias habet, ad ipsum pertinent 15 kr. Hodie Wartbergae S. cant. matut: hora 7., quod sequitur rosarium et missae pro pluralitate sacerdotum. Dein s. cantum solenne cum exposito et incensationibus; concio et ultimum sacrum. Poenit: multi. Post prandium nil. NB. Ex fest ipso uterque accipit 1 f. divid.

⁷²⁾ Chronik der Pfarre Wartberg, 1873 ff., HS. im Pfarrarchiv Wartberg.

⁷³⁾ Chronik a. a. O., S. 35.

⁷⁴⁾ „Matzer“ nach J. A. Janisch, Topographisch-statistisches Lexikon a. a. O., S. 1259.

⁷⁵⁾ Chronik a. a. O., S. 45.

Dieser bisher einzige in den schriftlichen Quellen aufgefundene Beleg einer Schilderung des Festes am Ende des 18. Jahrhunderts beweist keinen mit dem Erhardsfest zusammenhängenden Brauch. Vielleicht hat sich diese nur einmal im Jahr stattfindende, dem josephinisch-aufklärerischen Geist zutiefst widersprechende Brauchhandlung stillschweigend, aus welchem Zufall immer, erhalten. Warum sich dieses durchaus unauffällige Opfern mit „heidnisch“ anmutenden Gegenständen erhielt, ist heute allerdings nicht mehr zu klären ⁷⁶⁾.

Aufgabe dieser Notizen war es, einen bisher in der Literatur noch kaum vermerkten, aber heute noch Jahr für Jahr geübten Brauch in Wartberg in der Steiermark bekannter zu machen. Dieser stellt sich durchaus in jenen von Rudolf Kriss in verdienstvoller Weise herausgearbeiteten Kreis der steiermärkisch-kärntnerischen Opferhandlungen und Opfergaben und in den schwierigen Problemkreis einer relativ sicheren Zuordnung der Brauchobjekte in künstlerischer, lokaler und historischer Hinsicht.

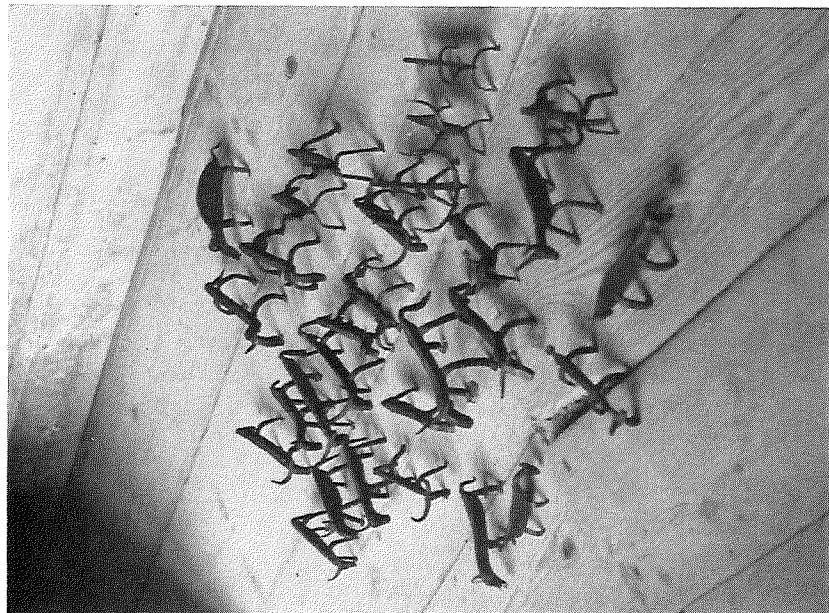
Zu den Abbildungen: Die Aufnahmen 1—8 stammen vom Verfasser der Abhandlung und wurden 1960 (August—September) in Wartberg gemacht. Die Aufnahmen 9 und 10 verdanken wir Prof. Dr. Leopold Kretzenbacher, der diese Schwarz-Weiß-Kopien von seinen Farbaufnahmen für die Wiedergabe hier freundlicherweise zur Verfügung gestellt hat.

⁷⁶⁾ S. auch Anm. 16. In: Sammlung a. a. O., S. 50 etc;

Abschaffung der gekleideten Statuen, Bilder, Opfer, Opfertafeln und anderen Putzwerks in den Kirchen nach der K. K. Verordnung vom 9. Hornung 1784. In: Sammlung... in Publico-Ecclesiasticis vom Jahre 1784, Dritter Theil, Wien 1785, S. 13, Nr. 9 und ebd. vom 10. Mai 1784, S. 59, Nr. 38;

Nochmaliges Verbot der Wachsopfer vom 29. November 1787. In: Sammlung a. a. O., vom Jahre 1787, Sechster Theil, Wien 1788, S. 30 f, Nr. 48.

zu Steininger, Erhardioffer

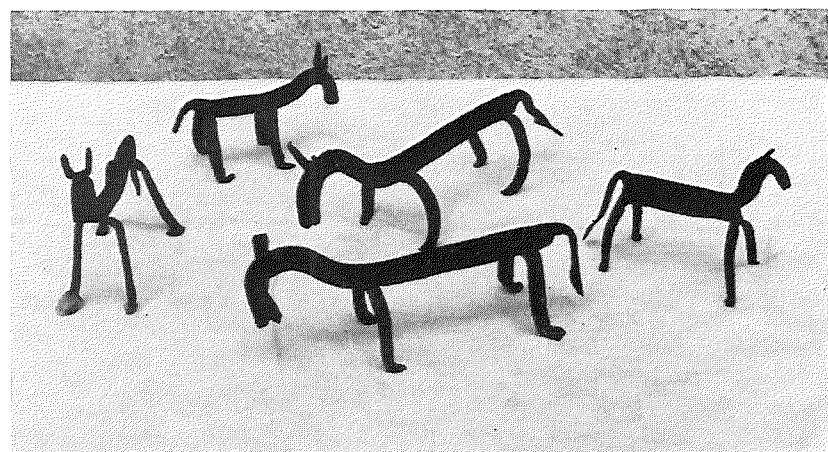
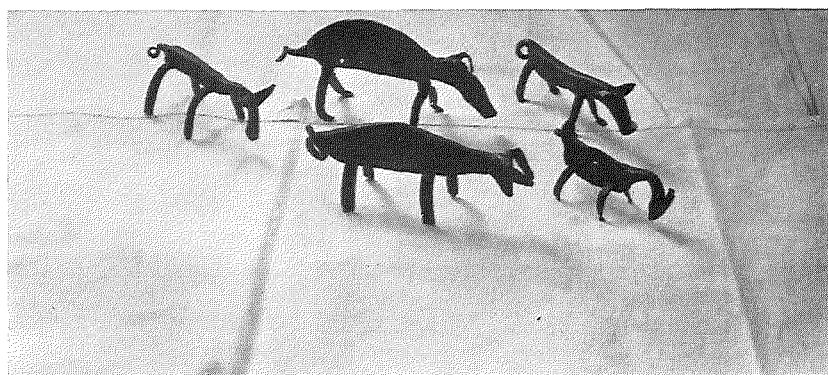
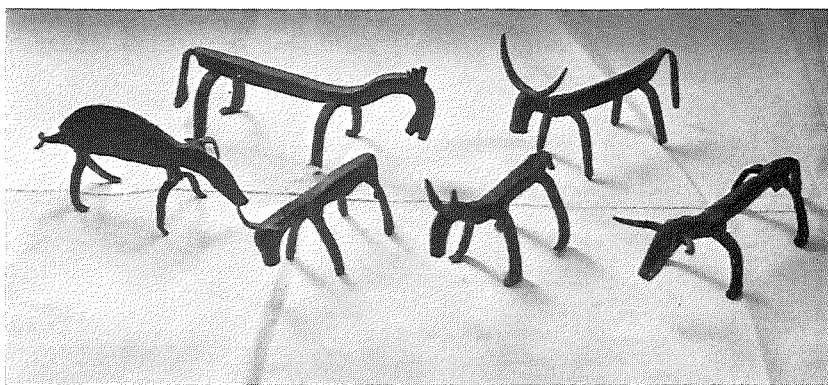


2. Eisenopfer in Wartberg



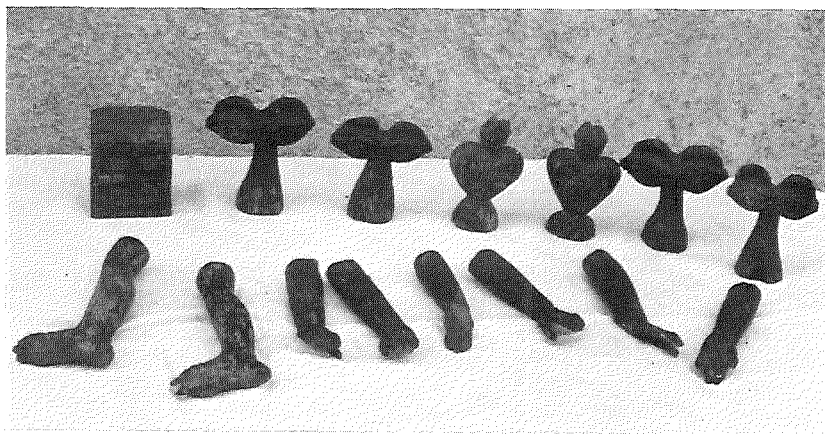
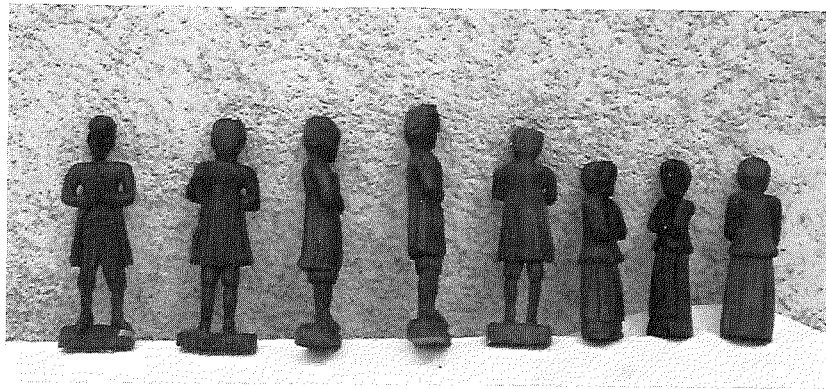
1. Hochaltar in Wartberg

zu Steininger, Erhardioffer



3.—5. Eiserne Opfertgaben in Wartberg

zu Steininger, Erhardioffer



6.—8. Hölzerne Opfergaben in Wartberg

zu Steininger, Erhardiopfer



9. und 10. Erhardiopfer in Wartberg

Die Wallfahrten der Gottscheer

Versuch einer Bestandsaufnahme

(Mit einer Karte und sieben Abbildungen)

Von Maria Kundegraber

Die Gottscheer Volkskunde ist in mancher Hinsicht vorzüglich erforscht. Andere Gebiete unseres Faches wurden weniger ausführlich behandelt, einige aber gänzlich vernachlässigt. Zu diesen vernachlässigten Gebieten gehört in erster Linie die Geräteforschung, sowohl hinsichtlich des Arbeits- als auch des Haus- und Wohngerätes. Auch die Wallfahrtsforschung, wie überhaupt die Erforschung der volkstümlichen Frömmigkeit, ging in der ehemaligen deutschen Sprachinsel Gottschee fast leer aus.

Über zwanzig Jahre sind vergangen, seit die Gottscheer Deutschen, einem Abkommen zwischen Deutschland und Italien zufolge, aus ihrer jahrhundertealten Heimat im Karstgebiet des südlichen Krain ausgesiedelt wurden¹⁾. Wenn wir uns heute mit dem Wallfahrtswesen der Gottscheer beschäftigen wollen, sind wir in erster Linie auf mündliche Berichte angewiesen. Schriftliche Belege sind uns in geringer Zahl und sehr verstreut überliefert.

Adolf Hauffen hat in seiner klassisch gewordenen Volkskunde der Sprachinsel Gottschee das Wallfahrtswesen nur flüchtig berührt: „Kirchweihfeste werden in Gottschee am Tage der Kirchenpatrone feierlich begangen. Sie sind Volksfeste der ganzen Pfarre. Da geht es meist hoch her mit Essen und Trinken, zuweilen auch mit Raufen. Wallfahrtsorte gibt es viele in der Sprachinsel. Auch zu den Gnadenorten der Nachbarschaft pilgern die Gottscheer, doch muß dies früher mehr üblich gewesen sein als heute, wie es die Wallfahrtslieder (Nr. 9, 20 u. a.) er-

¹⁾ Verzeichnis der Volks- und Reichsdeutschen Umsiedler, die auf Grund des Abkommens vom 31. August 1941 aus der Provinz Laibach umgesiedelt wurden. Herausgegeben vom Deutschen Umsiedlungsbevollmächtigten zu Laibach. Laibach, 1942.

weisen“²⁾. Das ist sehr wenig, aber es ist immerhin der erste Hinweis darauf, wenn wir von den paar Notizen absehen, die St. Tomšič und Fr. Ivanc in ihre topographische Beschreibung des Gottscheer Bezirkes eingestreut haben³⁾.

Der wohl bedeutendste Wallfahrtsforscher, der in unserer Zeit aus der volkskundlichen Forschung erwachsen ist, Rudolf Kriss, hat sich in größerem Rahmen mit dem Wallfahrtswesen der Gottscheer beschäftigt⁴⁾. Seine Angaben sind bereits viel konkreter als die Hauffens und gehen auf eigene Beobachtungen zurück. Ich werde am geeigneten Platz darauf hinzuweisen haben.

Georg Schreiber weist darauf hin, daß die Wallfahrten in der Gottschee auf einer alten Grundlage ruhen, die schon darin ihren Ausdruck finde, daß die älteste Gottscheer Kirche, Mitterdorf, eine Wallfahrtskirche sei. Er betont auch die tiefe Bedeutung dieser Wallfahrten, die darin zum Ausdruck kommen, daß sich um die Wallfahrtskirchen eine reiche Sagen- und Legendenwelt angesiedelt habe⁵⁾.

Darüber hinaus stehen uns schriftliche Quellen in folgenden Publikationen zur Verfügung:

Wilhelm Tschinkel, Gottscheer Volkstum⁶⁾, der uns einige Kirchengründungssagen mitteilt. Ferner der Gottscheer Kalender und verschiedene Gottscheer Zeitungen, vor allem der Gottscheer Bote⁷⁾ und die neue Gottscheer Zeitung⁸⁾, in geringerer Maße die Gottscheer Nachrichten⁹⁾. Bisher standen mir leider die Jahrgänge der Gottscheer Zeitung, die zwischen den beiden Weltkriegen in Gottschee erschien, nicht zur Verfügung. Manche Nachricht in den Spalten der Wochenzeitungen verdanken wir

²⁾ Adolf Hauffen, Die deutsche Sprachinsel Gottschee. Geschichte und Mundart, Lebensverhältnisse, Sitten und Gebräuche, Sagen, Märchen und Lieder. (= Quellen und Forschungen zur Geschichte, Litteratur und Sprache Österreichs und seiner Kronländer III.) Graz, 1895. S. 76 f.

³⁾ St. Tomšič und Fr. Ivanc, Kočevsko okrajno glavarstvo. Zemljepisno-zgodovinski opis. Ljubljana, 1887. — 108 S.

⁴⁾ Rudolf Kriss, Volksreligiöse Opfergebräuche in Jugoslawien. (Etnolog. Glasnik kr. Etnografskega muzeja v Ljublani 4, 1930/31, S. 87—112; 8 Abb., slowen. Zuf.)

⁵⁾ Georg Schreiber, Wallfahrt und Volkstum in Geschichte und Leben. (= Forschungen zur Volkskunde Heft 16/17). Düsseldorf, (1934). S. 176 f.

⁶⁾ Wilhelm Tschinkel, Gottscheer Volkstum in Sitte und Brauch, Märchen, Sagen, Legenden und anderen volkstümlichen Überlieferungen. Gottschee, o. J. XI + 256 S.

⁷⁾ Gottschee, 1904—1919.

⁸⁾ Klagenfurt, seit 1955.

⁹⁾ Graz, 1907—1919.

dem bedauerlichen Umstand, daß um 1910 auch das Wallfahrtswesen in politische Zwistigkeiten hineingezogen wurde.

Nicht vergessen dürfen wir die beiden Jahrgänge der Beiträge zur Geschichte und Landeskunde von Gottschee¹⁰⁾, in denen vereinzelte Hinweise zu finden waren.

Aus diesem spärlichen Material möchte ich, vermehrt um die Auskünfte v. a. von Gottscheern, aber auch von in der Gottschee alteingesessenen Slowenen, versuchen, ein vorläufiges Bild der Wallfahrtsorte der Gottscheer und ihrer Wallfahrtsbräuche zu zeichnen.

Für weitere Hinweise aus dem Leserkreis wäre ich dankbar, so wie ich den Frauen und Männern danken möchte, die mir geduldig über das alte Bauernleben in jenem abgeschiedenen Karstlande erzählt haben.

Alttag (1) *) (Starilog)¹¹⁾. Die Mariahilfkapelle dortselbst wurde zu Ostern besucht¹²⁾.

Annaberg (2) bei Hohenegg (Onek). Auf den Annaberg kamen am Ostermontag und am Pfingstmontag von weit und breit Wallfahrer. Ausdrücklich überliefert sind uns die Wallfahrer aus der Stadt, aus Mitterdorf (Stara cerkev), Nesselstal (Koprivnik) und Mösel (Mozelj). Das Annakirchlein hatte außer seiner Hauptpatronin, der hl. Mutter Anna, zwei Nebenpatrozinien, die heiligen Antonius und Veit. Die Leute kamen meistens zu Fuß, die Städter auch mit dem Wagen. Die Kirche war von den Mädchen aus Hohenegg und Katzendorf (Mačkovec), an deren Markscheide das Kirchlein stand, am Vortag geschmückt worden. Bei einem Opfergang um den Altar legte man seine Gabe nieder. Nach der Messe lagerten die Wallfahrer unter den Linden und aßen den mitgebrachten Oster- oder Pfingstkuchen und das was man an den aufgeschlagenen Verkaufsbuden erstehen konnte. Besonders frequentiert wurde dieser Wallfahrtsort von Burschen und Mädchen, die sich dort den Lebensgefährten erbeten haben sollen. Der Volksmund kleidete diese Bitten mit leisem Spott in die Verse: „Heiliger Schaint Ton, gib mir an Monn“ bzw. Heiliger Schaint Veit, gib mir a Baib“. Schon Valvasor nennt die Filialkirche „S. Annae

¹⁰⁾ Gottschee, 1918—1920.

*) Die Ziffern in Klammer bezeichnen die betreffende Stelle auf der beigegebenen Karte.

¹¹⁾ Die slowenischen Ortsnamen werden nach der Aufstellung von Josef Perz gegeben, die er unter dem Titel „Die Siedlungen des Gottscheerlandes“ im Gottscheer Kalender 5, 1925, S. 68—70 mitteilte.

¹²⁾ Gottscheer Zeitung 41, 1957, Nr. 2, S. 2.

zu Hageneck“¹³⁾, erzählt uns aber leider nichts über eine Wallfahrt dorthin. Die Sage wieder bringt die Erbauung des Kirchleins mit Graf Friedrich von Cilli, der zeitweilig auf dem nach ihm benannten Friedrichstein in der Gottschee residierte, in Verbindung. Er habe sich auf einer Jagd verirrt; als er sein Schloß Friedrichstein wieder erblickte, habe er zum Dank die Erbauung einer Kapelle an dieser Stelle gelobt¹⁴⁾. Jedenfalls soll das Kirchlein noch zur Zeit des Frondienstes errichtet worden sein. Heute steht nur mehr eine Ruine an seiner Stelle¹⁵⁾.

Annaberg (3) bei Reifnitz (Ribnica). Zu diesem Bergkirchlein ging man, um für eine glückliche Geburt zu beten; es war eine Wallfahrt für Frauen.

Annakirchlein (4) an der Kulpa bei Wosail. Es stand im Rufe eines Gnadenortes. Die Gottscheer nannten es „Shattelle“ (Sättelchen). Über die Entstehung berichtet die Sage: Ein Hirte weidete seine Schafe; sie knieten an einer Stelle nieder und suchten so ihr Futter. Der Hirt fand dort im Moos ein Annabild. Er gab es dem Pfarrer von Ossilnitz (Osilnica). Das Bild war am nächsten Tag verschwunden, und die Schafe fraßen knieend weiter. Nachdem sich das mehrmals wiederholt hatte, wurde an der Fundstelle die Kapelle erbaut, die später zu einem Kirchlein vergrößert wurde¹⁶⁾.

Mariahilf in Brezje (5), Oberkrain (Marija Pomočnica na Brezjah) war die bedeutendste Fernwallfahrt der Gottscheer. Über das Gnadenbild schreibt Viktor Steska¹⁷⁾ und nennt es „das bekannteste Bild Leopold Layers“. Es ist eine Kopie des Innsbrucker Mariahilfbildes von Lukas Cranach. Brezje nimmt unter den slowenischen Wallfahrtsorten die erste Stelle ein. Von dem weiten Zuzugsgebiet zeugen die zahlreichen Votivtafeln. Eine ausführliche Beschreibung der Kirche St. Veit mit der Gnadenkapelle lieferte uns Alfred Hoppe¹⁸⁾. Es handelt sich um eine

¹³⁾ Johann Weichard Freiherr von Valvasor, Die Ehre des Herzogthums Krain. Laibach — Nürnberg, 1689. (Neudruck: Rudolfswerth, 1877.) II. Band, 8. Buch, S. 740.

¹⁴⁾ John Hutter, Pfingstmontag am Annaberg. (Gottscheer Zeitung 43, 1959, Nr. 5, S. 2; 1 Abb.)

An dieser Stelle möchte ich der Redaktion der Gottscheer Zeitung, Klagenfurt, dafür danken, daß sie mir das Klischee für die beigegebene Abbildung zur Verfügung stellte.

¹⁵⁾ Gottscheer Zeitung 42, 1958, Nr. 6, S. 2.

¹⁶⁾ Wilhelm Tschinkel, Gottscheer Volkstum, S. 119.

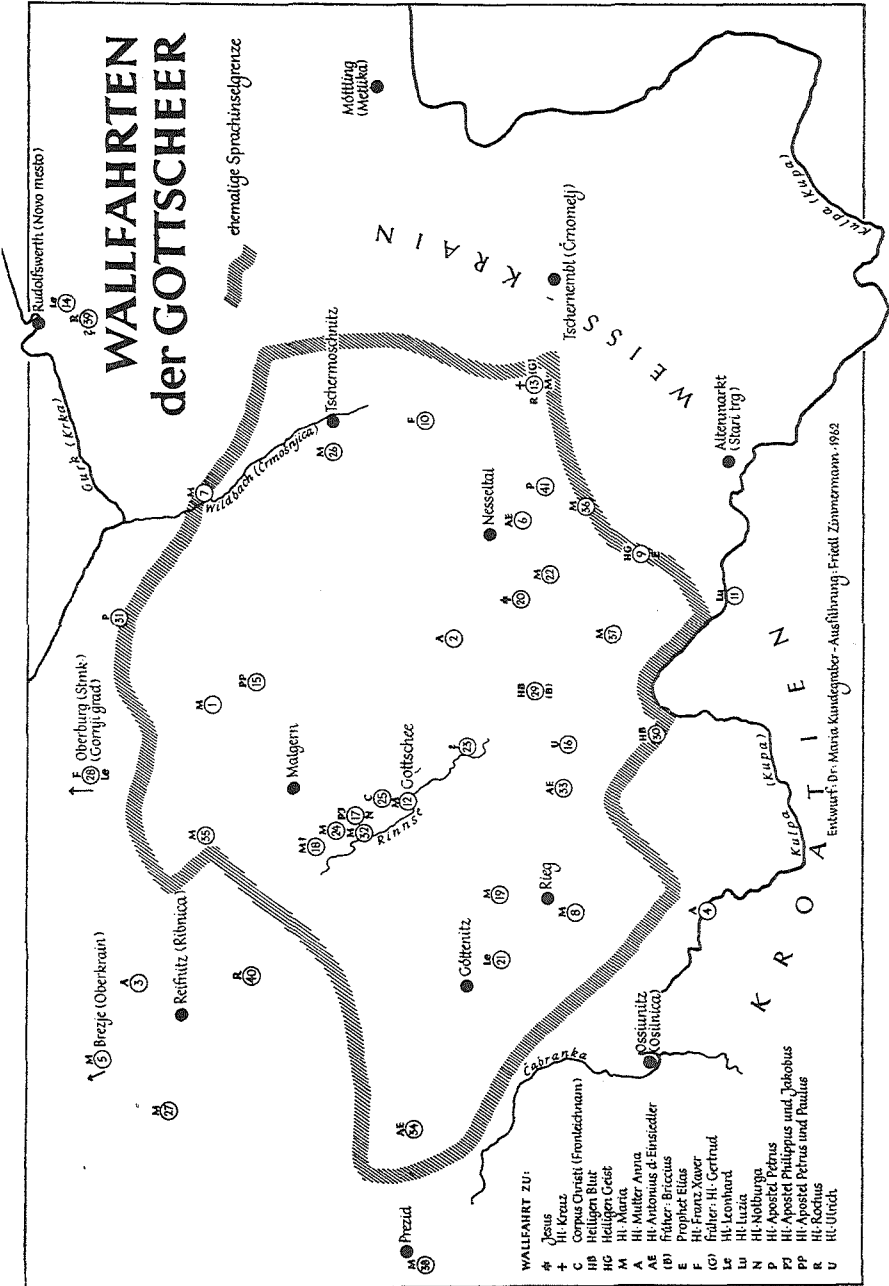
¹⁷⁾ Viktor Steska, Slikar Leopold Layer in njegova šola. (Carniola NF V, 1914, S. 1—35; 20 Abb. Hier: S. 14 und Abb. 10.)

¹⁸⁾ Alfred Hoppe, Des Oesterreichers Wallfahrtsorte. Wien, 1913. S. 112—119; Abb. S. 135; S. 880.

Rudolfswerth (Novo mesto)

WALLFAHRTEN der GOTTSCHER

eternale Sprachsengrenze



WALLFAHRT ZU:

- # H: Jesus
- + H: Kreuz
- C Corpus Christi (Frontschwan)
- H Heiliger Blut
- HG Heiliger Geist
- M H: Maria
- A H: Mutter Anna
- AE H: Antonius & Elisabeth
- E Prophet Elias
- F H: Franz Xaver
- F 20 H: Gertrud
- L H: Lukas
- N H: Nollburg
- P H: Apostel Petrus
- PP H: Apostel Petrus und Paulus
- H: Rochus
- U H: Ulrich

Entwurf: Dr. Maria Kneifgauer-Ausführung: Friedl Zimmermann, 1962

jener Großwallfahrten, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden sind. Die erste wunderbare Heilung fand am 22. September 1863 statt¹⁹⁾. Die alte St. Veit-Kirche nennt schon Valvasor als Filiale von Moschniach²⁰⁾ (Mošnje). Seit 1889 wurde eine neue, größere Kirche erbaut²¹⁾.

Über eine Wunderheilung, die an einer jungen Slowenin, Marija Finžgar mit Namen, angeblich aus Dolenja vas bei Reifnitz (Niederdorf), geschehen sein soll, ereiferten sich 1907 auch in der Gottschee die Gemüter²²⁾. Die Nationalität der Wallfahrer gibt Hoppe mit „vorwiegend slowenisch“ an²³⁾.

Büchel (6) bei Nesseltal (Hrib). In der dortigen Filialkirche wurden dem hl. Antonius Eremita Schinken geopfert²⁴⁾. Kirchenpatron ist der Heilige allerdings dort nicht gewesen, wie Kriss annimmt, sondern der heilige Martin, wie es auch schon zur Zeit Valvasors war²⁵⁾.

In Büchel (7) bei Pöllandl befand sich inmitten von Weinbergen eine Wallfahrtskirche mit einem Maria Hilf-Gnadenbild. Viermal im Jahr kamen die Wallfahrer zur „Gnadenmutter in Büchel“, „Büchlermuttergottes“, und zwar am Oster- und Pfingstmontag, am Großen Frauentag, beziehungsweise am Sonntag danach, und am Kleinen Frauentag²⁶⁾. Nach Valvasor wurde die Kirche um 1680 erbaut. Im Jahre 1907 wurde sie von Valentin Malnerič aus Semič um 300 Kronen restauriert²⁷⁾.

¹⁹⁾ Hoppe, a. a. O., S. 114.

²⁰⁾ Valvasor, a. a. O., II. Band, 8. Buch, S. 774.

²¹⁾ Hoppe, a. a. O., S. 116. Vgl. auch Rudolf Kriss und Lenz Rettenbeck, Wallfahrtsorte Europas. München, 1950. S. 115.

²²⁾ Gotscheer Bote IV, Nr. 24, 19. 9. 1907, S. 177 f. berichtet über den Hergang der Heilung nach den Berichten, die durchziehende Wallfahrer in Obermösel verbreiteten. Die Gotscheer Nachrichten XI, 1907, Nr. 35. S. 6 fügen dieser Nachricht ihren Spott bei. — Nach Hoppe, S. 118, war das Mädchen Marija Finžgar in Brezje selbst beheimatet. Er schildert ihre Leiden und Wunderheilung ausführlich.

²³⁾ A. a. O. S. 119.

²⁴⁾ Kriss, a. a. O., S. 96.

²⁵⁾ Valvasor, a. a. O. II. Band, 8. Buch, S. 778 nennt uns schon eine Nebenkirche in der Pfarre Nesseltal „S. Martin zu Bühl“. — Pfarrkarte im Kočevski Zbornik, Ljubljana, 1939, Anhang.

²⁶⁾ Gotscheer Bote VI, 1909, Nr. 18, S. 144. — August Schauer, Eine Fußwanderung in die Moschnitze. (Gotscheer Kalender 6, 1926, S. 49—52; 7, 1927, S. 49—60; 8, 1928, S. 51—58; 10, 1930 S. 97—117. — Hier: S. 115 f.) — Johann Mauser, Maria Hilf am Büchel. (Gotscheer Kalender 13, 1933, S. 68 f.; Abb.)

²⁷⁾ Gotscheer Bote IV, 1907, Nr. 27, S. 203. — Valvasor, a. a. O., II. Band, 8. Buch, S. 835.

Das „Ebner Bild“ (8), auch „Maria im Walde“²⁸⁾ genannt: Zwischen Morobitz und Eben wurde in einer Höhe von etwa 700 m im Jahre 1905 eine kleine Waldkirche erbaut. Als im Jahre 1855 die Cholera wütete, zogen die Morobitzer auf den Ebner Berg, und der Pfarrer versprach „nach Möglichkeit“ die Erbauung dieser Kirche an Stelle des „Ebner Bildes“²⁹⁾. In diesem Bildstock stand schon seit langer Zeit das Gnadenbild „Maria-siebenschmerzen“. Es gibt eine Reihe von Entstehungs- und Herkunftssagen, hingegen fehlen uns genaue Angaben. Man rechnet mit seiner Entstehung um 1440/50. An ihm vorbei ging der uralte Saumweg nach Rijeka (Fiume), der seit 1574 bezeugt ist, sicher aber schon früher bestand. Noch vor dem ersten Weltkrieg benützten die Ossiplitzer³⁰⁾ und Kroaten diesen Weg³¹⁾.

In der Nähe des Bildes wird die sogenannte „Rasterbuche“ genannt. Das Bild steht auf der Höhe des Weges und von ihm sieht man weit bis Kroatien hinein³²⁾. Die Wallfahrer kamen von allem aus dem Hinterland [Rieg-Morobitzer-Becken³³⁾], aber auch sonst von weit und breit. An zwei oder drei Sonntagen im Jahr wurden feierliche Gottesdienste gehalten³⁴⁾. Als man während des ersten Weltkrieges drei Wallfahrten für den Frieden unternahm, war auch eine zur Ebner Kapelle, v. a. für die Bewohner des Hinterlandes geplant³⁵⁾.

Die Entstehung des „Bildes“ und die Herkunft des Gnadenbildes der schmerzhaften Muttergottes ist in sagenhaftes Dunkel getaucht. Die Sagen werden in verschiedenen Varianten erzählt. In jedem Fall hat es ein hausierender Gottscheer aus der Fremde mitgebracht; aus Kärnten³⁶⁾, Steiermark³⁷⁾, oder gar aus Prag³⁸⁾.

28) Franz Poje in Gottscheer Kalender 5, 1925, S. 53.

29) Gottscheer Bote II, 1905, S. 147.

30) Osilnica na Kupu, an der Mündung der Čabranka in die Kulpa, an der kroatischen Grenze gelegen.

31) Gottscheer Bote II, 1905, S. 147.

32) Gottscheer Bote II, 1905, S. 147.

33) Hugo Grothe, Die deutsche Sprachinsel Gottschee in Slowenien. Ein Beitrag zur Deutschtumskunde des europäischen Südostens. Münster in Westfalen, 1931. (= Deutschtum und Ausland, 40./41. Heft.) Karte 8, S. 69. — K. J. Schröer, Ein Ausflug nach Gottschee. Beitrag zur Erforschung der Gottscheer Mundart. (Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften, phil. histor. Classe, 60. Band, 1. Heft, Wien, 1868.) S. 273.

34) Gottscheer Bote II, 1905, S. 147, 149; IX, 1912, S. 70. — Johann F r i t z, Ebner Bild. (Gottscheer Kalender 4, 1924, S. 56.)

35) Gottscheer Bote XII, 1915, S. 101 und 116.

36) Wilhelm Tschinkel, Gottscheer Volkstum, S. 120.

37) Johann F r i t z, a. a. O.

38) Wilhelm Tschinkel, Gottscheer Volkstum, S. 120 f.

Als er heimkehrte, errichtete er den Bildstock und stellte das Bild hinein. Die Reue der Verkäuferin erscheint in beiden Fassungen bei Tschinkel³⁹⁾. Die Kärntner Verkäuferin erbittet das Bild sogar zurück, händigt es aber, aufgefordert durch ein Traumbild, in dem ihr die Muttergottes erschienen war, dem Gottscheer wieder aus. Die Prager Verkäuferin, eine arme Witwe, wird in ihrer Trauer über den Verlust des Bildes von der Muttergottes im Traum getröstet.

Eine weitere Sage⁴⁰⁾ bringt die Entstehung des Ebner Bildes mit den Türken in Verbindung: Die Pferde weigerten sich von der Stelle zu gehen.

Die Erbauungszeit der Kirche können wir genau verfolgen. Die Grundsteinlegung erfolgte am 5. Juli 1905 anlässlich der Firmung. Das Kirchlein wurde 10,5 m lang, 5,5 m breit; die Höhe betrug mit dem offenen Dachreiter, in dem zwei Glocken hingen, 15 m. Es wurde aus rohen Steinen „in romanischem Stil“ erbaut. Den Altar lieferte der Bildhauer Martiner in St. Ulrich in Gröden. Die Einweihung fand bereits am 17. September 1905 nach 72-tägiger Bauzeit statt⁴¹⁾.

Den Eliasberg (9), eine Wallfahrtsstätte bei Unterlag, nennt bereits Valvasor⁴²⁾ bei der Aufzählung der Fialkirchen der Pfarre Pölland a. d. Kulpa (Poljane): „S. Spiritus (zum H. Geist) und S. Eliae auf dem Berge, welchen man Loogersberg nennet. Mitten in dieser Kirchen steht ein doppelter Altar, damit bey einem Altar zween Geistliche zugleich celebrieren können, also, daß Einer gegen dem Andren schauet, welches was Merckwürdiges ist, sintemal nicht bald ein solcher Altar gefunden wird.“

Der Eliasberg spielt auch im Lied vom heiligen Martin⁴³⁾, das durchwegs märchenhafte Züge trägt, eine entscheidende Rolle. Es wird darin wohl an den Berg vor der Erbauung der Wallfahrtskirche gedacht. Der Heilige hütet bei einer bösen Herrschaft durch sieben Jahre schwarze Kühe, die ihm aber zum Dank rote Kälber mit goldenen Hörnern und silbernen Klauen werfen. Die Herrschaft will die Kälber, die dem Heiligen gehören — vermutlich als ausbedungener Lohn — haben und stellt ihm drei schwere Aufgaben; die beiden ersten löst er mit Hilfe der Tiere; bei der dritten wird die Herrschaft, wie verlangt, auf den „Eliapark“ geführt. Dort versinkt sie aber in die Hölle.

³⁹⁾ Wilhelm Tschinkel, Gottscheer Volkstum, S. 120 f.

⁴⁰⁾ Wilhelm Tschinkel, Gottscheer Volkstum, S. 121.

⁴¹⁾ Gottscheer Bote II, 1905, S. 93, 101, 110, 125, 141, 149.

⁴²⁾ A. a. O. II. Band, 8. Buch, S. 790.

⁴³⁾ Hauffen, a. a. O., S. 394.

Die Kirchengründungssage berichtet uns, daß auf dem Kositzenberg früher ein großes Loch gewesen sei, aus dem böse Wetter aufstiegen. Die Leute wollten darauf eine Kirche bauen; das wurde aber von einer roten Geiß neunmal dadurch verhindert, daß sie den Kalk verdarb. Als die Leute den Kalk aus dem Tal hinauftrugen, gelang der Bau. Die Kirche steht über dem Loch ⁴⁴).

1887 hören wir vom schlechten Erhaltungszustand des Kirchleins, nachdem „ein Spitzhub“ einige Jahre vorher das Innere verwüstet hatte. So war sie damals zum Gottesdienst nicht geeignet ⁴⁵). Die Kirche wurde aber wohl nachher hergerichtet, denn sie wurde später wieder benützt, wie aus einer mündlichen Mitteilung, die ich 1961 erhielt, hervorgeht.

Friedensberg (10) bei Stockendorf (Planina). In mehr als 1000 m Höhe erhob sich die in „Unterkrain wohlbekannte Wallfahrtskirche“ zum hl. Franz Xaver, auf die bereits Georg Schreiber aufmerksam gemacht hat ⁴⁶). Über die Entstehung dieser Wallfahrtskirche ist uns nichts bekannt. Nach dem Patrozinium müßte sie nach 1622 (Heiligsprechung) entstanden sein, wenn Franz Xaver nicht ein früheres Patrozinium verdrängt hat. Ob sie mit der Franz Xaver-Wallfahrt in Oberburg (Gornji Grad) in Zusammenhang steht, läßt sich weder beweisen noch widerlegen ⁴⁷). Ein einst im Pfarrarchiv von Stockendorf aufbewahrtes Schriftstück enthielt das Gesuch des Kuraten bei St. Franz Xaver auf dem Friedensberg, Adam Tebaldi, der sich anlässlich seines Aufenthalts in Rom um eine Meßlizenz für diese Kirche an Papst Benedikt XIV. wandte. Die Erledigung des Gesuches trägt das Datum des 23. April 1746 ⁴⁸). Das ist der früheste Nachweis für den Bestand der Wallfahrtskirche.

Die Entstehungssage teilt zuerst Podlogar mit: In einer Höhle auf dem Berge hauste ein böser Drache. Jedes Jahr, wenn Getreide und Wein reiften, blies er aus der Höhle Gewitterwolken, die sich über dem Berg sammelten und sich langsam über Weißkrain nach Kroatien wälzten. Unterwegs vernichteten sie durch Hagelschlag Feldfrüchte und Weinstöcke. Als der Hagel einst in

⁴⁴) Wilhelm Tschinkel, *Gottscheer Volkstum*, S. 114.

⁴⁵) Tomšič und Ivanc, a. a. O., S. 94.

⁴⁶) Georg Schreiber, a. a. O., S. 177.

⁴⁷) Edmund Frieb † und Gustav Gugitz, *Die Franz Xaver-Wallfahrt zu Oberburg. Eine untersteirische Barockkultstätte und die räumliche Reichweite ihres Einflusses*. (ÖZV N.S. XII, 1958, S. 83—140: 2 Abb.) Hier: S. 109.

⁴⁸) Leopold Podlogar, *Božja pot pri sv. Frančišku nad Planino v Beli Krajini*. (Izvestja Muzejskega društva za Kranjsko XVI, 1906 S. 135—139; 1 Abb.) Hier: 136.

sieben aufeinanderfolgenden Jahren die Ernte vernichtet hatte, erbauten die Weißkainer und Kroaten die Kirche. Der Hauptaltar wurde direkt über der Höhle erbaut, deren Schlund sich unter der Mensa befand. Da die Leute Steine herbeischleppten und sie in diesen Schlund warfen, um sich von seiner Tiefe zu überzeugen, ließ der Stockendorfer Pfarrer wegen der Verunreinigung die Mensa vermauern⁴⁹⁾. Eine andere Sage über die Erbauung der Kirche berichtet Wilhelm Tschinkel: Auf dem Berge hauste der Teufel in einem Loch. Dorthin kamen Unwetter, Hagel und Nebel. Nur einem neugeweihten Priester gelang es, den Teufel zu vertreiben. Über dem Loch erbaute man die Kirche⁵⁰⁾. Diese Sage findet sich auch mit geringer Abweichung bei August Schauer. Eine zweite erzählt er uns gleichfalls, die an die Sage bei Podlogar anschließt⁵¹⁾.

Die Sage kommt auch in dem kleinen Andachtsbild zum Ausdruck, das über die Sammlung Gugitz aus der Sammlung Pachinger in das Österreichische Museum für Volkskunde gekommen ist⁵²⁾. Es ist ein Stich aus dem 18. Jahrhundert, in Wien bei Th. Bohacz hergestellt^{52a)}. Im oberen Teil des Bildes findet sich die Darstellung des sterbenden Heiligen, der am Meeresufer auf seinem Lager ruht. Im unteren Teil können wir den Friedensberg mit der Franziskus-Kirche erkennen, der sich über Stockendorf mit seiner Elias-Kirche erhebt. Die Dorfstraße ist, der ehemaligen Dorfanlage entsprechend, quer zur Durchzugsstraße von Nesseltal nach Semitsch, die Dorfkirche abseits des Ortes dargestellt. Hinter dem Friedensberg schaut aus einem Waldabhang ein Drachenkopf heraus, der Wolken in die Luft bläst. Die Unterschrift des Bildes deutet ebenfalls auf die Sage hin.

Von Podlogar und Schauer erfahren wir auch, daß im Pfarrarchiv von Stockendorf zwei Kupfertäfelchen aufbewahrt wurden, die den sterbenden hl. Franz Xaver darstellten. Das nach Schauer größere, das Podlogar als kleiner bezeichnet, zeigte außerdem noch das Landschaftsbild, das wir bereits beschrieben haben und die gleiche Unterschrift wie auf dem gezeigten aus der Sammlung Gugitz. Auch die Umschrift des Bildes ist dieselbe. Bei dem von Schauer beschriebenen und abgebildeten Andachtsbildchen kom-

⁴⁹⁾ Podlogar, a. a. O. S. 138.

⁵⁰⁾ Wilhelm Tschinkel, Gottscheer Volkstum, S. 116.

⁵¹⁾ August Schauer, Eine Fußwanderung in die Moschnitze. (Gottscheer Kalender 7, 1927, S. 59.)

⁵²⁾ Inv. Nr. 16.600 A. — Vgl. Friß-Gugitz, a. a. O.

^{52a)} Thomas Bohacz war seit 1784 Universitätskupferstecher in Wien und starb dort 1764. (Gustav Gugitz, Das kleine Andachtsbild in den österreichischen Gnadenstätten, Wien, 1950. S. 21.)

men noch aus dem Munde des sterbenden Heiligen die Worte „O Jesu und Maria, stehet mir bey“ hinzu. Außerdem glaube ich auf dem Wege zur Wallfahrtskirche einen Wallfahrerzug zu erkennen. Es ist deutlich, daß ein Bild nach dem Muster des anderen gestochen wurde. Welches das ältere ist, wage ich nicht mit Bestimmtheit zu entscheiden. Doch scheint mir das von Schauer abgebildete eher das Vorbild zu sein, da die landschaftliche Darstellung der Wirklichkeit näher kommt; der Wiener Stecher hat den von links zur Kirche kommenden Weg für die Begrenzung eines Bergkegels angesehen, so daß zwei Berge hintereinander erscheinen, was der Wirklichkeit nicht entspricht. Schließlich fehlt noch auf dem Bild des Wiener Stachers die Bemerkung am unteren Rand, daß es mit der Reliquie des Heiligen berührt worden sei. Wir können daraus schließen, daß auf dem Friedensberg auch eine Reliquie des Kirchenpatrons vorhanden war ⁵³).

Das zweite Kupfertäfelchen schildert uns nur Podlogar. Es besteht darnach aus zwei Darstellungen. Das untere soll ein verkleinertes Bild des ersteren sein — die Schilderung ist etwas ungenau —, das obere zeigt die lauretanische Muttergottes. Beide Darstellungen werden von kleinen Bildchen nach der lauretanischen Litanei und der Anrufung „Königin aller Heiligen“ umrahmt ⁵⁴).

Interessant ist auch die Mitteilung Podlogars, daß nicht nur anlässlich der früher stark besuchten sommerlichen Wallfahrt für die Kirche gesammelt wurde, sondern daß einst auch jedes Jahr im Herbst ein Mann durch Weißkrain und Kroatien zog, um für die Wallfahrtskirche zu sammeln. Auf diese Art wurden Kirche und Geistlicher erhalten. Das Interesse für die Wallfahrt habe allmählich nachgelassen, der Sammelgang wurde aufgegeben.

Der Wallfahrtsseelsorger hatte an der Hinterseite der Kirche eine Wohnung, die bereits 1906 verfallen war ⁵⁵).

Im Jahre 1911 wurde die Kirche durch Blitzschlag teilweise zerstört und die Schäden in der Folgezeit aus Spenden wieder behoben ⁵⁶).

Goršeti a. d. Kulpa (11) (Kroatien). Nach „Goscharn“ — so nannten die Gottscheer den Ort — ging man am 6. Sonntag nach Ostern zur hl. Luzia, der Augenpatronin. Von Mooswald zog man um fünf Uhr früh fort und erreichte den Wallfahrtsort um zehn Uhr. Es kamen Erwachsene, aber auch kleine und große Kinder. Das Kirchlein war so klein, daß der Geistliche im Freien predigte.

⁵³) August Schauer, a. a. O., S. 59 f. und Abb. S. 56.

⁵⁴) Podlogar, a. a. O., S. 137.

⁵⁵) Podlogar, a. a. O., S. 138.

⁵⁶) Gottscheer Bote IX, 1912, S. 175.

Gottschée - Stadt (12). Eine offensichtlich junge Wallfahrt tritt uns in der Stadtpfarrkirche zum hl. Fabian und Sebastian in der Stadt Gottschée entgegen. Wir entnehmen einer Zeitungsnotiz⁵⁷⁾, daß vom 21. bis 24. Mai 1905 ein Triduum abgehalten wurde, an dessen Beginn (?) am Sonntag das Gnadenbild „Maria von der immerwährenden Hilfe“ in feierlicher Prozession unter Glockengeläut durch die Stadt getragen und dann in der Kirche auf dem Marienaltar zur öffentlichen Verehrung ausgesetzt wurde. Vermutlich handelt es sich bei diesem Bild um eine späte Kopie des verbreiteten Gnadenbildtypus, dem zu Ehren anlässlich des Triduums auch eine „Erzbruderschaft unter dem Titel der Muttergottes von der immerwährenden Hilfe“ gegründet wurde⁵⁸⁾.

Grodetzberg (13). Hl. Kreuz oder Maria sieben Schmerzen geweiht, gehört als Filiale zur Pfarre Nesseltal. Das einfache Kirchlein in den Maßen 15 : 6 m erhebt sich auf bewaldeter Bergeshöhe neben einer 300-jährigen Linde. In der halbrunden Nische birgt es einen einzigen Altar. Auf dem Altaraufsatz ist ein Ölbild zu sehen, das die Schmerzensmutter unter dem Kreuz zeigt. Links davon steht eine Statue der hl. Gertraud, auf der rechten Seite der hl. Laurentius. Die Rückseite des Altares ist über und über mit Bleistift beschrieben⁵⁹⁾. Es ist uns nicht überliefert, ob es sich um Bittinschriften handelt oder um reine Verewigungen von Besuchern. Der Altar ist ein Werk von L. Tscheferin in Idria aus dem Jahre 1850, wie eine Signatur auf dem Kreuzsockel aussagt⁶⁰⁾. Rechts an der Wand befindet sich nahe der Tür ein Ölgemälde, das die schmerzhaftete Muttergottes bei der Kreuzabnahme darstellt. Darunter sehen wir einen Wallfahrerzug, der zum Kirchlein auf dem Grodetzberg zieht⁶¹⁾. Vermutlich ist dieses Bild ein Votivbild. Über sein Alter oder eine Inschrift, die über die Herkunft des Bildes, bzw. die Votanten Mitteilung machen würde, schreibt der anonyme Bericht nichts. Tomšič und Ivanc haben uns einen Bericht über den „Grodetzberg“ mit seiner ansehnlichen Wallfahrtskirche, die der Kreuzabnahme geweiht ist, gegeben⁶²⁾. Nach ihnen kamen zweimal jährlich viele Menschen von nah und fern,

⁵⁷⁾ Gottscheer Bote II, 1905, S. 83.

⁵⁸⁾ Gottscheer Bote, a. a. O.

⁵⁹⁾ Gottscheer Bote VI, 1909, Nr. 13, S. 100; Nr. 15, S. 115. — August Schauer, Ein Ausflug nach Maierle und zum Wallfahrtskirchlein auf dem Grodetzberg. (Gottscheer Kalender 3, 1923, S. 40—48.) Hier: S. 44 f. — Valvasor nennt noch a. a. O. II, Band, 8. Buch, S. 778 St. Gertraud als Kirchenpatronin: „S. Gertrudis in Grodasbüchl“.

⁶⁰⁾ Gottscheer Bote VI, 1909, Nr. 16, S. 123. — Schauer, a. a. O., S. 45.

⁶¹⁾ Gottscheer Bote VI, 1909, Nr. 16, S. 124.

⁶²⁾ Tomšič und Ivanc, a. a. O., S. 90 f.

darunter auch eine große Zahl von Weißkrainern. Für diese wurde auch immer eine slowenische Predigt gehalten⁶³). Weiters wird uns zweifach von einem zweiten Kirchlein berichtet, das um 1860 errichtet worden sein muß. Aus der Hl. Kreuz- oder Maria Sieben Schmerzen-Kirche führen eine Tür und fünf Treppen in dieses kleinere einfache Kirchlein. Es wird nirgends berichtet welchem Heiligen es geweiht war. Das „schmucklose Altärchen“⁶⁴) dürfte aber, wie dieses zweite Kirchlein überhaupt, mit einem Gelübde der Nesseltaler Pfarrkinder aus dem Cholerajahr 1855, das allein in diesem Pfarrgebiet 151 Todesopfer gefordert haben soll, zusammenhängen. Die Pfarrgemeinde verlobte sich damals zu einer alljährlichen Wallfahrt auf den Grodetzberg [Grueditzarparkh⁶⁵], die am Rochustag (16. August) stattfinden sollte und an der mindestens eine Person aus jedem Haus teilnehmen mußte⁶⁶). Für die Annahme eines Rochusaltars spricht auch eine Mitteilung im Gottscheer Boten, nach der im Jahre 1911 der Blitz zweimal einschlug und zwar so, daß beim Rochusaltar die Altartücher und die Vorderseite des Altares verbrannten⁶⁷).

Am 13. Juni 1915 machten die Nesseltaler eine Kriegswallfahrt auf den Grodetzberg⁶⁸).

Als Opfergaben wurden in dieser Wallfahrtskirche dargebracht: Kleingeld, papierene Bilder, Kleidungsstücke, Getreide, Eier, Schmalz, geräuchertes Schweinefleisch, je nach Gelöbniß und Anliegen. Gottesdienst wurde am 3. und 10. Sonntag nach Pfingsten gehalten⁶⁹).

Es bleibt noch übrig, die Entstehungssagen dieses Wallfahrtsortes zu betrachten; historische Daten sind bisher nicht bekannt geworden. Wilhelm Tschinkel berichtet uns zwei verschiedene Sagen⁷⁰), die auch schon Tomšič und Ivanc mitteilten⁷¹) und die, zu einer Sage verschmolzen, der Anonymus im Gottscheer Boten erzählte⁷²). Die erste Sage bei Tschinkel berichtet von einer

⁶³) Tomšič und Ivanc, a. a. O., S. 90.

⁶⁴) Gottscheer Bote VI, 1909, Nr. 16, S. 124; Schauer, a. a. O., S. 45.

⁶⁵) Gottscheer Zeitung 46, 1962, Nr. 3, S. 3.

⁶⁶) Gottscheer Bote XI, 1914, S. 82; August Schauer, Aus den Tagen der Cholera vom Jahre 1855 in der Pfarrgemeinde Nesseltal. (Gottscheer Kalender 4, 1924, S. 69—73.) Hier: S. 73. — August Schauer, Die Pfarrgemeinde Nesseltal. (Gottscheer Kalender 11, 1931, S. 91—96.) Hier: S. 96.

⁶⁷) Gottscheer Bote VIII, 1911, S. 126.

⁶⁸) Gottscheer Bote XII, 1915, S. 96.

⁶⁹) Gottscheer Bote VI, 1909, Nr. 15, S. 116.

⁷⁰) Wilhelm Tschinkel, Gottscheer Volkstum, S. 114 f.

⁷¹) Tomšič und Ivanc, a. a. O., S. 90 f.

⁷²) Gottscheer Bote VI, 1909, Nr. 15, S. 116.

Burg ⁷³⁾, in der vor vielen hundert Jahren ein mächtiger Graf ein frommes Leben geführt habe. Nachts soll er an dieser Stelle ein Licht haben brennen sehen: Unter einer Wacholderstaude fand man dort ein Bild der schmerzhaften Muttergottes. Dort erbaute man die Kirche, die bald als Gnadenort galt. Die zweite Sage berichtet von den Schafen, die an jener Stelle nur knieend fraßen.

G o t n a v a s (14) (Gutendorf bei Rudolfswerth). Die Altlager unternahmen alljährlich eine Wallfahrt nach Gutendorf: wie aus der Notiz in den Gottscheer Nachrichten hervorgeht, im Jahre 1907 am 13. Juli ⁷⁴⁾. Die Filialkirche St. Leonhard in Gutendorf nennt schon Valvasor als zur Pfarre St. Michael bei Rudolfswerth gehörig ⁷⁵⁾.

Am Sonntag nach Peter und Paul (29. Juni) wurde in H o h e n b e r g (15) bei Altlag im Kirchlein, das den Apostelfürsten Petrus und Paulus geweiht war, Gottesdienst gehalten ⁷⁶⁾, es dürften bei dieser Gelegenheit Kirchfahrer aus der näheren Umgebung zu dem schönen alten Kirchlein mit der bemalten Holzdecke gekommen sein. Diese Filialkirche von Altlag nennt schon Valvasor ⁷⁷⁾.

In der Filialkirche St. Ulrich ⁷⁸⁾ in H o r n b e r g (16) (Rogatihrib) war alljährlich einmal Messe; 1907 weigerte sich der Dechant von Gottschee diese Messe zu lesen, weil entgegen einem bischöflichen Verbot im Vorjahr an diesem Tag Musik und Tanz nicht unterblieben waren ⁷⁹⁾.

K e r n d o r f (17) bei Gottschee (Mlaka pri Kočevju). Nach Kerndorf kamen zweimal jährlich Wallfahrer: Zum Hauptpatrozinium St. Philippus und Jakobus am 25. Juli und im Herbst „wenn das Korn reif wurde“ (Nebenpatrozinium St. Notburga). Das Bild der hl. Notburga auf dem rechten Seitenaltar müßte mit dem „veliki oltar“ von 1841 identisch sein, den Viktor Steska dem Franc. Ser. Goetzl, einem Schüler Leopold Layers, zuschreibt ⁸⁰⁾, denn der Hochaltar besteht aus vier geschnitzten Holzfiguren. Außerdem ist der Notburgaltar größer als der Hochaltar, so daß wir

⁷³⁾ Vgl. den Ortsnamen Grodetz — slow. Gradec = kleine Burg.

⁷⁴⁾ Gottscheer Nachrichten XI, 1907, Nr. 29, S. 5.

⁷⁵⁾ Valvasor, a. a. O., II. Band, 8. Buch, S. 772.

⁷⁶⁾ Gottscheer Bote I, 1904, S. 101.

⁷⁷⁾ Valvasor, a. a. O., II. Band, 8. Buch, S. 717.

⁷⁸⁾ Kočevski Zbornik, Pfarrkarte. Genannt wird die Kirche schon von Valvasor: „S. Udalrici im Horenberg“. A. a. O. II. Band, 8. Buch, S. 740.

⁷⁹⁾ Gottscheer Nachrichten XI, 1907, Nr. 30, S. 6.

⁸⁰⁾ * 1783 in Krainburg, † 1855.

„veliki oltar“ hier wohl wörtlich mit „großer Altar“ und nicht mit „Hochaltar“ übersetzen dürfen⁸¹⁾.

Bei meinem Besuch im Jahre 1961 fand ich beim Notburga-Altar noch zwei alte handgeformte Wachsvotive, eine Hand und einen Fuß. Die Herstellung solcher Votivgaben schildert Kriss⁸²⁾. Er vertritt die Ansicht, daß die Gottscheer Votivgaben in figürlicher Form nicht kannten, sondern nur Naturalienopfer⁸³⁾. Heute kann man nicht mehr feststellen, wer die besagten zwei Votivgaben am Notburgaaltar geopfert hat.

In der Filialkirche St. Stefan in Koflern (18) (Koblarji) wurde am Sonntag nach Maria Himmelfahrt ein „Votivsonntag“, der „Kofler Sonntag“ gehalten, 1907 kam es in Zusammenhang mit dem schon genannten Musikverbot des Laibacher Bischofs auch in Koflern zu Schwierigkeiten, da im Vorjahr an diesem Tag auch Tanz gewesen war⁸⁴⁾.

Kotschen (19) (Koče) im Pfarrgebiet von Rieg (Kočevska Reka). Über die Wallfahrt zur Mariahimmelfahrtskirche in Kotschen, einem alten Marienheiligtum, erfahren wir anlässlich der Jubelwallfahrt, die die Pfarren Rieg, Morobitz (Borovec), Göttenitz (Gotenica) und Masern (Grčarice) am 9. Sonntag nach Pfingsten, d. i. der 24. Juli des Jahres 1904, durchführten. Der Hauptaltar der Kirche ist von 1750; ein Seitenaltar von 1618⁸⁵⁾. Die Bevölkerung beteiligte sich sehr an dieser Jubelwallfahrt, allein an der Prozession von Rieg nach Kotschen nahmen über 1500 Personen teil. An die Teilnehmer wurden „hübsche Bildchen mit dem beigedruckten Weihgebet als Andenken verteilt⁸⁶⁾.

Über die Platzwahl beim Kirchenbau berichtet eine von Wilhelm Tschinkel aufgezeichnete und veröffentlichte Sage⁸⁷⁾. Kotschen, Moos (Mlaka) und Handlern (Handlarje) stritten, wer die Kirche haben sollte. Man spannte die stärksten Ochsen vor einen schwer beladenen Wagen. Wo sie zuerst hielten, wurde die Kirche erbaut.

Kummerdorfer Berg (20). Auch die Jesuskirche auf dem Kummerdorfer Berg war eine Wallfahrtskirche. Sie war dem Heiligen Namen Jesu geweiht⁸⁸⁾. In der Türkenzeit soll sie einen

⁸¹⁾ Viktor Steška, Slikar Leopold Layer in njegova šola, S. 32.
France Tomšič, Slovensko — nemški slovar. 2. Aufl. Ljubljana, 1961, S. 416.

⁸²⁾ Rudolf Kriss, a. a. O., S. 91 f.

⁸³⁾ Rudolf Kriss, a. a. O., S. 99.

⁸⁴⁾ Gottscheer Nachrichten XI, 1907, Nr. 29, S. 5; Nr. 35, S. 5.

⁸⁵⁾ Gottscheer Bote I, 1904, S. 93.

⁸⁶⁾ Gottscheer Bote I, 1904, S. 110.

⁸⁷⁾ Wilhelm Tschinkel, Gottscheer Volkstum, S. 118.

⁸⁸⁾ Tomšič und Ivanc, a. a. O., S. 88.

Tabor gehabt haben. In Gefahr wurde dort ein großes Warnfeuer angezündet. Das Kirchlein wurde 1708 — wohl zum Dank für die Befreiung von der Türkennot — neu erbaut⁸⁹⁾. Der letzte Holzstoß soll liegen geblieben und vermodert sein. Bis zum zweiten Weltkrieg war zweimal jährlich Andacht. Am Markustag kam eine Bittprozession aus Altfriesach (Staro Brezje) und am letzten Sonntag im August kamen die Leute aus den Pfarren Nesseltal (Koprivnik), Unterdeutschau (Nemška Loka), Unterlag (Spodnji Log), Mösel (Mozelj) und Gottschee (Kočevje)⁹⁰⁾.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts lebte bei der Jesuskirche ein Einsiedler. Er war in Altfriesach bei „Lukeisch“ Hause daheim und in früheren Jahren Hausierer gewesen. Er hatte eine Wiese und ein Feld, einen Hahn, einen Widder und zwei Ochsen. Als er gestorben war, fand man den Widder bei ihm wachend⁹¹⁾. Bei der Erzählung über seinen Besitz haben sich sicher schon sagenhafte Züge angeheftet, v. a. was seine Tiere anbelangt. —

Mitten in den großen Waldflächen des Hinterlandes lag auf der Höhe zwischen Rieg und Göttenitz eine der beliebtesten und bekanntesten Wallfahrtskirchen der Sprachinsel⁹²⁾. St. Leonhard ist bei den Gottscheern ein angesehener Heiliger; ihm sind im Gebiet der Sprachinsel vier Kirchen, mehrere Kapellen und Nebenaltäre geweiht. Von seiner Beliebtheit zeugt wohl auch das Legendenlied vom hl. Leonhard, das der Lehrer Josef Perz in Brunnsee (Studeno) aufzeichnen konnte und das von Adolf Hauffen veröffentlicht wurde. Es handelt sich dabei um ein Lied, in dem man den Namen des Heiligen willkürlich auswechseln könnte⁹³⁾.

Die Kirche auf dem **Le o n h a r d s b e r g** (21) wird schon von Valvasor genannt⁹⁴⁾. Sicherlich wird dort vor allem um das Gedeihen des Viehs gebetet worden sein⁹⁵⁾, aber es wird uns auch berichtet, daß heiratslustige Mädchen und Burschen ihre Zuflucht

⁸⁹⁾ August Schauer, Die Pfarrgemeinde Nesseltal. (Gottscheer Kalender 11, 1931 bis 15, 1935. — Hier: 15, 1935, S. 106.)

⁹⁰⁾ Josef Perz, Der fromme Einsiedler auf dem Kummerdorfer Berg. (Gottscheer Kalender 3, 1923, S. 59 f., bes. S. 60.) — Vgl. auch Tomšič und Ivanc, a. a. O., S. 88. — Bei Valvasor wird diese Kirche nicht genannt.

⁹¹⁾ Josef Perz, a. a. O., S. 60.

⁹²⁾ Hans Sumpperer, (Wie ein Jäger den „Teufel“ erschossen hat.) Gottscheer Kalender 5, 1925, S. 43.) — Adolf Hauffen, a. a. O., S. 396.

⁹³⁾ Adolf Hauffen, a. a. O., S. 217, 219 und 396.

⁹⁴⁾ Valvasor, a. a. O., II. Band, 8. Buch, S. 797.

⁹⁵⁾ Vgl. Atlas der deutschen Volkskunde, Neue Folge, Karte 10 und Erläuterungen, S. 179.

zum hl. Leonhard genommen haben, um eine glückliche Ehe zu erfüllen⁹⁶).

Im 18. Jahrhundert lebte dort ein Eremit, der Kapuziner Johann Nestorohag aus Starodub nahe Moskau, der sich zum katholischen Glaubensbekenntnis bekehrt hatte. Möglicherweise kam er durch einen Gottscheer Hausierer nach Göttenitz, als Josef II. Klöster aufhob. Seinen Lebensunterhalt fand er durch Sammeln heilsamer Kräuter und Wurzeln. Dreimal täglich läutete er die Glocken des Kirchleins. Als er starb, haben nach der Volksüberlieferung die Glocken selbst zu läuten begonnen. Das geschah, als er 80 Jahre alt war, am 12. April 1771 und man begrub ihn in der St. Johannes Bapt.-Kirche in Rieg⁹⁷).

Als Göttenitz eine eigene Pfarre wurde, wurde die Wallfahrtskirche auf dem Leonhardsberg dorthin inkorporiert⁹⁸).

Hauptwallfahrtstag war anscheinend der 14. Juli, denn er wurde von der Pfarrgemeinde freiwillig als Feiertag gehalten, da er angeblich von den Vorfahren wegen verschiedener Unglücksfälle, v. a. wegen Hagelschlags, gelobt worden war⁹⁹). Rudolf Kriss erwähnt die Opfergebräuche, zweimal jährlich auf dem Leonhardsberg, die ähnlich denen bei der Corpus Christi — Kirche in Mooswald (Naturalienopfer) waren¹⁰⁰).

Mariatrost in Lichtenbach (22) (Svetli potok). „Seit Menschengedenken“ war am Mariahimmelfahrtstag in der Kirche Maria Himmelfahrt in Lichtenbach eine Messe, zu der zahlreiche Besucher kamen¹⁰¹). Im Jahre 1907 entfiel sie wegen politischer Meinungsverschiedenheiten. Doch die Menschen kamen trotzdem. Man versammelte sich schon am frühen Morgen, betete in der Kirche einen Rosenkranz, zog in Prozession durch das Dorf zur „Kapelle in den unteren Äckern“ und zur Kirche zurück¹⁰²). Ob die Prozession auch sonst üblich war, geht aus dem Text nicht hervor. Frau Paula Košir geb. Stalzer aus Graflinden (Knežja lipa) bezeichnete mir Lichtenbach als einen der gern besuchten Wallfahrtsorte. — Die kleine Kirche wurde im Jahre 1656 erbaut¹⁰³).

⁹⁶) Wilhelm Tschinkel, Gottscheer Volkstum, S. 122.

⁹⁷) Wilhelm Tschinkel, Gottscheer Volkstum, S. 121 f. — Gottscheer Bote III, 1906, S. 147. — Gottscheer Zeitung 43, 1959, Nr. 3, S. 2.

⁹⁸) Beiträge zur Geschichte und Landeskunde von Gottschee II (1919/20), Heft 1, S. 68.

⁹⁹) Gottscheer Bote I, 1904, S. 102, Georg Michitsch, a. a. O.

¹⁰⁰) Rudolf Kriss, a. a. O., S. 96.

¹⁰¹) Valvasor nennt die Filialkirche „Unser L. Frauen zu Lichtenbach“ a. a. O., II. Band, S. Buch, S. 778.

¹⁰²) Gottscheer Nachrichten XI, 1907, Nr. 34, S. 5; Nr. 35, S. 5.

¹⁰³) August Schauer, Die Pfarrgemeinde Nesseltal (Gottscheer Kalender 15, 1935, S. 107 f.)

In Lienfeld (23) bei Gottschee (Livold) besaß die Kapelle neben der Kirche ein „gnadenspendendes Bild“, dessen Gegenstand wir nicht kennen. Es zog am vierten Sonntag nach Pfingsten, an dem in Lienfeld Meßopfer gefeiert wurden, viele Besucher aus nah und ferne an¹⁰⁴⁾.

Mitterdorf (24) bei Gottschee (Stara cerkev). Am Patrozinismusfest, dem 15. August, kamen zahlreiche Besucher aus Stadt und Dörfern nach Mitterdorf¹⁰⁵⁾. Ein anderer Wallfahrts termin ist der Kleine Frauentag (8. September). Die Klindorfer kamen seit dem Cholerajahr 1855, wohl auf Grund eines Gelübdes, in jedem Jahr am 2. Juli in Prozession nach Mitterdorf, wo für sie eine Messe gelesen wurde¹⁰⁶⁾. Über die Erbauung der Kirche in Mitterdorf berichtet eine Sage. Man wollte sie ursprünglich zwischen Mitterdorf und Windischdorf errichten. Die Steine verschwanden aber wunderbarerweise immer über Nacht und lagen dort, wo die Kirche heute steht¹⁰⁷⁾. Die Kirchengründung geht sicher auf sehr frühe Zeit zurück, wie der noch bei Valvasor verwendete Ortsname „Alt Kirchen“, der sich auch im Slowenischen erhalten hat, bezeugt¹⁰⁸⁾. Sie war lange eine Filialkirche von Reifnitz und noch Valvasor nennt sie als „Unsere Frauen in Gottschee¹⁰⁹⁾“.

Corpus Christi — Kirche in Mooswald (25) (Mahovnik), dem früher sogenannten „Gnadendorf“. Die Kirche wird schon 1471 urkundlich erwähnt und soll schon damals von Wallfahrern besucht worden sein¹¹⁰⁾. Das ist eine Annahme, die sich beim gegenwärtigen Stand der Erforschung des Gottscheer Wallfahrts wesens nicht nachweisen läßt, doch durch die Bezeichnung „Gnadendorf“ für jene Gegend ihre Berechtigung erhält. Valvasor spricht zwar nicht von einer Wallfahrt, doch bezeugt er uns den Bestand einer „Brüderschaft deß heiligen Sacraments“ bei der „Kirche deß Fronleichnam Christi“¹¹¹⁾.

Rudolf Kriss bietet uns in seiner schon mehrfach genannten Abhandlung eine Zusammenstellung der viermal im Jahre (Sonntag nach Christi Himmelfahrt, Sonntag nach Fronleichnam, Sonntag nach Georgi und Martini) üblichen Opfergaben: Butter, Eier,

104) Gottscheer Nachrichten XIV, 1910, Nr. 25, S. 2.

105) Gottscheer Bote I, 1904, S. 105 und 118.

106) Gottscheer Nachrichten XI, 1907, Nr. 28, S. 6.

107) Wilhelm Tschinkel, Gottscheer Volkstum, S. 119.

108) Valvasor, a. a. O., I. Band 2. Buch, S. 214.

109) Valvasor, a. a. O., II. Band, 8. Buch, S. 795.

110) Gottscheer Bote VIII, 1911, S. 130.

111) Gottscheer Bote VIII, 1911, S. 78 und 130.

Kopftücher, Kleider, Korn, Mais, Schinken. Die Gaben kommen zur Versteigerung, und der Erlös fließt der Kirche zu ¹¹²⁾.

Im Jahre 1910 geriet die Kirche durch Blitzschlag in Brand und wurde seit 1911 wieder instandgesetzt ¹¹¹⁾.

Nach Muckendorf (26) (Obertaplwerch, Komarna vas) wurde am Mariahimmelfahrtstag eine Wallfahrt unternommen. Schon Valvasor nennt die Allerheiligenkirche, die uns die Pfarrkarte im Kočevski Zbornik von 1939 bestätigt ¹¹³⁾. Maria Königin ist jedenfalls ein Nebenpatrozinium.

Nova Štiffa (27) bei Ribnica (Neustift bei Reifnitz). Das Gnadenbild ist eine Mariahimmelfahrtsdarstellung; es ist eine Plastik und wird auch „Thron“ genannt. Fallweise wird es mittels eines Leinwandbildes von Meucinger mit derselben Darstellung verdeckt ¹¹⁴⁾. Der Grundstein der Kirche, eines Rundbaues, wurde im Jahre 1641 gelegt, 1673 war sie vollendet ¹¹⁵⁾. Valvasor berichtet unter der Pfarre Reifnitz: „S. Marien zu Neustift, welche fünf Altäre hat: 1. Unser Frauen, 2. S. Annae, 3. S. Antonii von Padua, 4. S. Josephi. Der Nam deß fünfften ist mir unbewußt. Diese Kirche hat man vor wenig Jahren erst aufgebaut und zwar mit einer schönen Capell auf Italiänische Manier. Auf das heilige Pfingst-Fest gehen viel tausend Menschen dahin wallfahrten“ ¹¹⁶⁾. Und an anderer Stelle: „Unweit von hier eine schöne Kirche ‚Unsrer Lieben Frauen‘ gewidmet, und wird insgemein das Neue Stifft geheissen, welche Kirche vor wenig Jahren erst erbauet worden, allwohin jährlich die umliegende Leute grosse Wallfahrten anstellen“ ¹¹⁷⁾.

In letzter Zeit wurde Maria Neustift sowohl vom Suchener Hochtal als auch vom Gottscheer Haupttal aus besucht. So zogen am 25. August 1907 die Angehörigen der Marianischen Kongregation von Mitterdorf, denen sich noch andere Wallfahrer anschlossen, nach Nova Štiffa ¹¹⁸⁾. Das Hauptfest wurde entsprechend dem Patrozinium am Mariahimmelfahrtstag gefeiert ¹¹⁹⁾.

Oberburg (28) (Gornji Grad). Auch dieser entfernte Wallfahrtsort, bereits in der historischen Untersteiermark gelegen, wurde gern besucht. Von Gustav Gugitz wissen wir, daß sich im Gebiet dieser Pfarre zwei Wallfahrtskirchen befinden: Die Franz

¹¹²⁾ Rudolf Kriss, a. a. O., S. 96.

¹¹³⁾ Valvasor, a. a. O., II. Band, 8. Buch, S. 835.

¹¹⁴⁾ Alfred Hoppe, a. a. O., S. 660.

¹¹⁵⁾ Hoppe, a. a. O., S. 661.

¹¹⁶⁾ Valvasor, a. a. O., II. Band, 8. Buch, S. 798.

¹¹⁷⁾ Valvasor, a. a. O., III. Band, 11. Buch, S. 467.

¹¹⁸⁾ Gottscheer Bote IV, 1907, S. 170.

¹¹⁹⁾ Alfred Hoppe, a. a. O., S. 662.

Xaver-Kirche in Straža und etwas entfernter die Kirche St. Leonhard am Rogač. Seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts hat die Franz Xaver-Wallfahrt eine unerhörte Bedeutung und Breitenwirkung bekommen, die sich durch die ganzen katholischen Länder der Habsburger erstreckte. Inwieweit diese berühmte Wallfahrt zur Ausbildung der Franz Xaver-Wallfahrt auf dem Friedensberg beitrug, läßt sich hier nicht entscheiden¹²⁰⁾.

Wallfahrt zum hl. Blut in Obermösel (29). Westlich des Ortes Obermösel erhob sich bis zum Jahre 1961 die Ruine der Hl. Blutkirche. Sie war einst eine vielbesuchte Wallfahrt. Von ganz besonderem Interesse ist bei diesem Kirchlein das Patrozinium, oder besser: die Patrozinien. Entgegen der Sage, die davon berichtet, daß die Pferde eindringender Türken von einem blut-schwitzenden Wildrosenstrauch („jüdisch duarn“) in die Knie sanken und nicht eher weitergingen, als die Türken $\frac{1}{2}$ Merling Gold („a haubəs kafmos“) für die Erbauung der Kapelle zu senden gelobten¹²¹⁾, geht das Kirchlein wohl auf frühere Zeiten zurück. Josef Erker veröffentlichte 1920 eine sehr interessante Mitteilung¹²²⁾, die es wahrscheinlich erscheinen läßt, daß die Wallfahrt eine Übertragung durch die ersten Gottscheer Siedler aus der Stammheimat — Oberkärnten und Osttirol — darstellt. Erker verweist auf die Parallele von Heiligenblut am Großglockner, wo neben dem hl. Blut auch der nichtkanonisierte Volksheilige Briccius verehrt wurde¹²³⁾. Ob wir es mit einer Übertragung um 1330—1360, also zur Zeit der ersten deutschen Siedler im Gottscheerland, zu tun haben, oder ob noch längere Zeit eine Verbindung mit dem Mutterland bestand, läßt sich wohl nicht entscheiden. Dazu kommt, daß auch die historischen Hintergründe der Briccius-Verehrung in Heiligenblut in Kärnten nicht als geklärt betrachtet werden können. Doch ist in Kärnten schon im 15. Jahr-

¹²⁰⁾ Gustav Gugitz, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch. Band 4: Kärnten und Steiermark. Wien, 1956, S. 262—264. — Frieß und Gugitz, a. a. O. (Anm. 47.)

¹²¹⁾ Wilhelm Tschinkel, Gottscheer Volkstum, S. 118.

¹²²⁾ Josef Erker, Zur Herkunft der Bewohner von Mösel — Kirche zum heil. Blute — heil. Briccius. (Beiträge zur Geschichte und Landeskunde von Gottschee, II, 1919/20, Heft 2, S. 49—52.)

¹²³⁾ Josef Erker, a. a. O.; Gustav Gugitz, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch, Band 4 (Kärnten und Steiermark). Wien, 1956, S. 22.

Georg Graber hat die Heiligenbluter Legende und ihre historischen Zusammenhänge in einer größeren Arbeit zu klären versucht. Er weist darauf hin, daß der Kern der Sage mittelalterlich ist, daß sich aber später viele Einzelheiten weitverbreiteter Sagenmotive dazugefunden hätten. (Georg Graber, Briccius in Heiligenblut. Klagenfurt, 1950. 82 S. = Sonderdruck aus: „Carinthia I“, 140. Jg., 1950.)

hundert ein Neubau an die Stelle einer älteren Kirche aus dem Ende des 13. Jahrhunderts getreten¹²⁴); so können wir wohl die erstere Möglichkeit in Erwägung ziehen. Die Legende des nichtkanonisierten Volksheiligen Briccius ist so eng mit Heiligenblut in Kärnten verknüpft, daß wir mit einer Ausstrahlung seines Kultes von dort wohl rechnen dürfen.

Wenn wir uns wieder Obermösel zuwenden, finden wir folgende Nachrichten: Über dem Portal der Wallfahrtskirche, die eigentlich nur aus einem gotischen Presbyterium bestand, befand sich eine in Stein gehauene Inschrift: 1586 MMFE. Ein anderer Inschriftstein wurde beim Turmbau 1886 ausgeschieden und in ein Privathaus eingemauert: „S. Bricctivs 15 MM 89“ war darauf zu lesen. — Martin Marinzal war von 1580—1603 Pfarrer von Mösel. Erker deutet demnach MMFE als „Martin Marinzal fecit“¹²⁵). Martin Marinzal war bis 1603 in Mösel, demnach wäre er auch beim zweiten Stein mit seinen Initialen verewigt.

Die Sage von der Entstehung der Wallfahrt¹²⁶) dürfen wir unter diesen Umständen zurückweisen, da sie sicher keinen historischen Kern enthält.

Vor dem ersten Weltkrieg wurde die Hl. Blut-Kapelle noch gründlich renoviert; ob unbedingt zu ihrem Vorteil, ist dabei fraglich, heute aber bedeutungslos geworden. Jedenfalls erfahren wir, daß bei dieser Gelegenheit zwei Fenster erneuert wurden. Eines erhielt das Bild des hl. Antonius E., „dem alljährlich zu Ehren Schweinefüße zum Schutze gegen Krankheiten an den Schweinen geopfert werden“; das zweite Glasfenster stellte den hl. Josef mit dem Jesuskind dar¹²⁷). Wir dürfen bei der hl. Blutkapelle auf eine Nebenwallfahrt zum hl. Antonius E. schließen, dem auch hier das typische Naturalopfer dargebracht wurde.

Die Wallfahrer kamen von weit und breit, auch aus Kroatien¹²⁸). Der 1. Sonntag im August hieß noch nach dem ersten Weltkrieg „auf der unteren Seite“ „Mösler Kirtag“, obwohl der Jahrmarkt schon Jahrzehnte vorher auf den 20. Mai verlegt worden war. Früher aber, und noch um 1924 ging es am Peter- und Paulstag in Obermösel hoch her und es kamen zahlreiche Auswärtige zum Gottesdienst¹²⁹).

¹²⁴) G u g i t z, a. a. O., S. 21.

¹²⁵) J o s e f E r k e r, a. a. O., S. 51 f.

¹²⁶) W. T s c h i n k e l, Gottscheer Volkstum, S. 118.

¹²⁷) Gottscheer Bote V, 1908, Nr. 13, S. 105; bes. IX, 1912, S. 175.

¹²⁸) J o s e f E r k e r, Die Geschichte der Pfarre Mösel. (Gottscheer Kalender 7, 1927 bis 10, 1930. — Hier 8, 1928, S. 29.)

¹²⁹) Gottscheer Bote XI, 1914, S. 102. — P e t e r J o n k e (in anderem Zusammenhang) in: Gottscheer Kalender 4, 1924, S. 64.

Die Heilighlutkapelle wurde auch bei der österlichen Prozession, dem „Kreuzäckergehen“, berührt¹³⁰⁾.

In Oberskrill (30) bestand ebenfalls eine vielbesuchte Wallfahrt zum hl. Blut. Zu bestimmten Zeiten wurden dort Messen gelesen; es kamen viele Wallfahrer aus allen Gegenden¹³¹⁾.

Die Wallfahrtskirche St. Peter bei Oberwarmberg (31), (Gorenje Topla reber) erbaut in einer Höhe von 889 m auf dem St. Petersberg, stand bei den Gottscheern in hohem Ansehen, und man sagte, eine Wallfahrt dorthin gelte soviel, wie eine Wallfahrt nach Rom¹³²⁾.

Im Pfarrarchiv von Žužemberk (Seisenberg), wohin St. Peter als Filiale gehört, heißt es „Apud s. Petrum inter Teutones“¹³³⁾. Es wurde dort einmal jährlich Gottesdienst gehalten, gepredigt in slowenischer Sprache. Die Gottscheer kamen in Prozessionen. Wann das Kirchlein erbaut wurde, wissen wir nicht¹³⁴⁾. Zu Valvasors Zeit bestand es bereits. Er nennt es als Filialkirche von Seisenberg: „S. Petri auf dem Berg (Crainerisch nagore)“¹³⁵⁾.

Die Sage hingegen weiß auf verschiedene Weise über die Entstehung der Wallfahrtskirche zu berichten: Der Teufel hauste in einem tiefen Loch auf dem Petersberg. Mehrere Priester bemühten sich, ihn zu vertreiben; erst dem zwölften gelang es. Später baute man an dieser Stelle eine Kirche¹³⁶⁾. Oder: Die Kirche stand ursprünglich in Kroatien; die Schweinehändler benutzten sie als Kaufbude. Daraufhin wanderte das Kirchlein bis zur Krka (Gurk) und auf den Berg, wo es jetzt steht. Es setzte sich dort auf einen Felstrichter, in dem ein riesiges Untier wohnte, das Mensch und Tier schadete. Noch heute soll man manchmal unter dem Hochaltar ein Grollen hören¹³⁷⁾. Schauer hingegen teilt zwei Sagen mit, nach denen vier Engel das Kirchlein gebracht hätten, oder daß es ein verirrter Edelmann hätte erbauen lassen¹³⁸⁾.

Muttergotteskapelle in Rain (32) (Breg) bei Gottschee. Es wird von einem Einbruch berichtet, bei welchem dem Dieb aber „nur eine Opferkerze in die Hände fiel, weil die Sammelbüchse

¹³⁰⁾ Peter Jonke (Gottscheer Zeitung 41, 1957, Nr. 2 S. 1.)

¹³¹⁾ Gottscheer Nachrichten XIV, 1910, Nr. 24, S. 2. — Gottscheer Zeitung 41, 1957, Nr. 1, S. 6.

¹³²⁾ August Schauer, Eine Wanderung in den Walden. (Gottscheer Kalender 2, 1922, S. 66—70; hier: S. 67.)

¹³³⁾ Schauer, a. a. O., S. 68.

¹³⁴⁾ A. Schauer, a. a. O., S. 67.

¹³⁵⁾ Valvasor, a. a. O., II. Band, 8. Buch, S. 806.

¹³⁶⁾ Wilhelm Tschinkel, Gottscheer Volkstum, S. 117.

¹³⁷⁾ W. Tschinkel a. a. O., S. 115 f.

¹³⁸⁾ A. Schauer, a. a. O., S. 67.

Widerstand leistete“¹³⁹⁾. Wir haben es hier vermutlich mit einem nur im kleinen Umkreis verehrten Gnadenbild zu tun.

Auch aus *Stalzer*n (33) (*Štalcarji*) wird uns das Schweinsfußopfer¹⁴⁰⁾ an den hl. Antonius den Einsiedler bezeugt, den Kirchenpatron dieser Filialkirche der Pfarre Rieg¹⁴¹⁾. Die Kirchengründungssagen stehen mit einem Schwein in Verbindung. Es behinderte den Kirchenbau, um dann immer auf dem nachmaligen Kirchbühel zu verschwinden¹⁴²⁾. Oder: Um in der Meinungsverschiedenheit über den Platz für den Kirchenbau zu entscheiden, spannte man Ochsen vor einen Wagen. Vor dem Ochsen gespannt wälzte dann ein Schwein einen Stein auf den „Kirchpichel“; dort verschwand es. — Eine dritte Sage berichtet von den Schafen, die an der Stelle der späteren Kirche nur kniend weideten¹⁴³⁾.

In *Suchen* (34) (*Draga*) opferte man am Tage des hl. Antonius E. für den Schutz der Schweine einen Schweinefuß. So erfahren wir 1908 davon, daß in diesem Jahr so viele geopfert wurden, „wie nie zuvor“¹⁴⁴⁾.

Am Hange des Tiefentaler Nock, über dem Dorfe *Tiefental* (35) (*Vrbrovec*) liegt die beliebte Wallfahrtskirche Maria Schnee¹⁴⁵⁾. Schon *Valvasor* erwähnt die Filiale von Altlag „*Maria Hülf* im Tiefental“¹⁴⁶⁾. Besonders am 5. August jeden Jahres ging man hin „regenbeten“¹⁴⁷⁾. Wir erfahren aber auch, daß am 7. August 1904 die Mitterdorfer Mädchenkongregation eine Wallfahrt nach Tiefental unternahm¹⁴⁸⁾. Während des ersten Weltkrieges wallfahrteten die Oberländer und Waldviertler am 22. August 1915 für den Frieden nach Tiefental¹⁴⁹⁾. Am 18. August 1917 kamen die marianischen Kongregationen der Stadtpfarre *Gottschee* und der Pfarren *Mitterdorf*, *Altlag* und *Ebental* processionsweise, um für das Kriegsende zu beten. Gleichzeitig sollte

¹³⁹⁾ *Gottscheer Bote* II, 1905, S. 45.

¹⁴⁰⁾ *W. Tschinkel*, *Gottscheer Volkstum*, S. 111.

¹⁴¹⁾ Pfarrkarte in *Kočevski Zbornik*, 1939.

¹⁴²⁾ *W. Tschinkel*, a. a. O., S. 111 f. — Das Schwein spielt im Volksglauben eine bedeutende Rolle. Sehr häufig begegnet es uns als Teufelstier, aber auch als Seelentier. Beide Vorstellungen könnten den Hintergrund dieser Sage bilden. Vgl. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens VII, Sp. 1470—1509.

¹⁴³⁾ *W. Tschinkel*, a. a. O., S. 112.

¹⁴⁴⁾ *Gottscheer Nachrichten* XII, 1908, Nr. 5, S. 7.

¹⁴⁵⁾ *Gottscheer Zeitung* 41, 1957, Nr. 1, S. 3.

¹⁴⁶⁾ *Valvasor*, a. a. O., Band II, 8. Buch, S. 717.

¹⁴⁷⁾ *Gottscheer Bote* I, 1904, Nr. 3, S. 17.

¹⁴⁸⁾ *Gottscheer Bote* I, 1904, S. 118.

¹⁴⁹⁾ *Gottscheer Bote* XII, 1915, S. 101.

um Regen gebetet werden¹⁵⁰). In Maria Schnee bei Tiefental waren ähnliche Naturalopfer, wie bei Corpus Christi in Mooswald üblich¹⁵¹).

Über die Entstehung der Kirche teilt Wilhelm Tschinkel eine Sage mit¹⁵²). Weidende Schafe scharrtten einen Zettel aus dem Boden, auf dem geschrieben stand, daß der Boden heilig und hier eine Kirche mit Namen „Maria-Schnee“ zu erbauen sei.

Frau Josefa Poznič, Mooswald, erzählte Folgendes: „An einem 5. August sind die Leute wieder einmal hingegangen um Regen zu beten, weil in der Trockenheit schon die ganze Ernte vernichtet war. Wie sie aus der Kirche gegangen sind, hat es zu schneien angefangen. Dann sind sie wieder zurück hinein und haben gerufen: ‚Maria, Du hast uns nicht verstanden, nicht Schnee, sondern Regen wollen wir!‘ Dann ist der Schnee in Regen übergegangen. — Das soll wirklich wahr sein.“ Vom Schneefall im August erzählen auch Tomšič und Ivanc: In einem Sommer vor mehr als hundert Jahren soll im Monat August Schnee gefallen sein. Einer Gräfin wurde eingegeben, dort eine Kirche zu bauen¹⁵³).

Wallfahrt zu Maria Trost in U n t e r d e u t s c h a u (36) (Nemška loka) — in der „Agar“. Josef Erker glaubte, daß die Kirche von Unterdeutschau zu den ältesten Kirchen der Sprachinsel gehöre, zu jenen die nach der Urkunde von 1363 „in der Gegend von Pölland“ erbaut wurden¹⁵⁴). Die Sage freilich verlegt die Entstehung von Ort und Kirche in die Zeit um 1500, als Hirten von Prerigel dort in der verlassenen Wildnis nur einen Unterstand gehabt hätten. Als sie beobachteten, daß „die Vögel des Himmels“ Hobelspäne auf einem Hügel zusammentrugen, sahen sie darin ein Zeichen, eine Kapelle zu bauen. Diese, und später die Kirche, galten bald als Gnadenort. Auch Zwistigkeiten zwischen den deutschen Gottscheern und ihren slowenischen Nachbarn um das Weiderecht spielten hier an der Grenze in die Ausbildung der Sagen hinein¹⁵⁵).

Nach Valvasor¹⁵⁶) war die Kirche noch 1689 dem hl. Leonhard geweiht. Demnach hätte dieser auch sonst in der Gottschee so häufig vorkommende Viehpatron später zugunsten des Marienpatroziniums weichen müssen. Möglicherweise geschah das beim Bau der Barockkirche, 1763, die nach einem Brand 1822 wieder-

¹⁵⁰) Gottscheer Bote XIV, 1917, S. 115.

¹⁵¹) Rudolf Kriss, Volksreligiöse Opfergebräuche, S. 96.

¹⁵²) W. Tschinkel, Gottscheer Volkstum, S. 114.

¹⁵³) Tomšič und Ivanc, a. a. O., S. 78.

¹⁵⁴) Josef Erker. Die Gottscheer Pfarrkirchen zu heutiger Zeit. (Jubiläums-Jahrbuch 1930) S. 106.

¹⁵⁵) W. Tschinkel, Gottscheer Volkstum, S. 112 f.

¹⁵⁶) Valvasor, a. a. O., II. Band, 8. Buch, S. 790.

hergestellt und 1843 neu eingewölbt wurde¹⁵⁷). Heute stehen nach den Zerstörungen des letzten Krieges nur noch Reste der einst berühmten Wallfahrtskirche.

Aus der Zeit vor und während des ersten Weltkrieges haben wir zahlreiche Nachrichten über die Wallfahrten nach Unterdeutschau. Beim Frühgottesdienst wurde jeweils slowenisch, beim Spätgottesdienst deutsch gepredigt. Wir können drei Wallfahrts-sonntage jährlich nachweisen: Anfang Mai, Anfang Juni (zugleich Kirchtag) und Ende Oktober¹⁵⁸). Am 12. September 1915 pilgerten die Unterländer zu „Maria Trösterin der Betrübten“, um für den Frieden zu beten¹⁵⁹).

Über die Wallfahrtskirche Maria Himmelfahrt auf dem Verdrengerberg (37), die noch bis zum zweiten Weltkrieg besucht wurde, finden wir bei Valvasor die Notiz, daß die Filialkirche von Mösel „Unser Frauen Himmelfahrt auf dem Thirberg“ drei Altäre habe und am 10. Sonntag nach Pfingsten dort Kirchweih sei¹⁶⁰). Es scheint zwei Wallfahrtstermine gegeben zu haben, eben den genannten 10. Sonntag nach Pfingsten, der im Volk „Vrdrenga Shunntog“ genannt wurde¹⁶¹), und den 15. August („Großshainvrautog“), an dem viele Pilger aus nah und fern kamen. Nach Josef Erker kamen die Pilger am Mariahimmelfahrtstag und am darauffolgenden Sonntag¹⁶²). Die Sage berichtet auch hier von einer Höhle, über der der Hauptaltar errichtet worden sei. Es hätten darin vor etlichen hundert Jahren „wilde Jungfrauen“ gehaust, die Unheil angerichtet hätten, allerdings den Leuten auch geholfen haben, wenn sie gut zu ihnen waren. Die Verdrenger und Verderber haben vor etwa 350 Jahren die Kirche erbaut, worauf das Unheil aufgehört habe¹⁶³). Über dem Portal kündigt eine Inschrift: 1636 MHC.MP. = Magister Hess construxit, Moesel parochus¹⁶⁴). Georg Schreiber nennt die Wallfahrt eine Ausbildung der Barockzeit¹⁶⁵).

¹⁵⁷) Josef Erker, a. a. O., S. 106.

¹⁵⁸) Tomšič und Ivanc, a. a. O., S. 92. — Gottscheer Bote IX, 1912, S. 167; XI, 1914, S. 171; XII, 1915, S. 71 und 103; XIII, 1916, S. 103; XIV, 1917, S. 159; XV, 1918, S. 102 und 159.

¹⁵⁹) Gottscheer Bote XII, 1915, S. 101.

¹⁶⁰) Valvasor, a. a. O., II. Band, 8. Buch, S. 775.

¹⁶¹) Gottscheer Zeitung 46, 1962, Nr. 3, S. 5.

¹⁶²) Gottscheer Zeitung 46, 1962, Nr. 5, S. 5. — Josef Erker, Die Geschichte der Pfarre Mösel. (Gottscheer Kalender 7, 1927 bis 10, 1930. — Hier: 8, 1928, S. 36.)

¹⁶³) Karl Schuster, Die wilden Jungfrauen. (Gottscheer Kalender 5, 1925, S. 36.)

¹⁶⁴) Josef Erker, a. a. O., S. 36.

¹⁶⁵) Georg Schreiber, a. a. O., S. 177 f.

Auf dem Žalostni vrh (38) bei Prezid, Kroatien, dem „traurigen Berg“, birgt die Wallfahrtskirche die „traurige Muttergottes“. Sie wurde auch von den Gottscheern des Suchener Hochtales besucht.

In der Gottscheer Zeitung 1958 wird kurz erwähnt, daß die Pöllandler und Moschnitzer seinerzeit am 16. August nach Sankt Rochus bei Luschnitz (39) pilgerten¹⁶⁶). Es ist trotz aller Bemühungen bisher nicht gelungen, den Ort zu identifizieren. In den zugänglichen Ortsverzeichnissen sowie im Schematismus der Diözese Laibach fand sich kein Ort des Namens Luschnitz oder eines ähnlichen. Möglicherweise giengen die Wallfahrer aus der Mosche über Schuschitz (Sušica, Bezirk Rudolfswerth — Novomesto) nach St. Rochus bei Rudolfswerth. Ich kann aber diese Vermutung nicht untermauern. Ein Sv. Rok (St. Rochus) findet sich auch in Dol. Jesenice, Gemeinde Št. Rupert. Doch auch eine Lokalisierung der Wallfahrt zu dieser Kirche entbehrt des sicheren Anhaltspunktes¹⁶⁷).

Nachzutragen habe ich noch die Prozession der Bewohner von Masern (Grčarice), die sie auf Grund eines Gelöbnisses der Cholerajahre 1825—1836 alljährlich am 16. August zur Rochuskapelle in Niederdorf (40) bei Reifnitz (Dolenja vas bei Ribnica) abhielten¹⁶⁸).

Nach Beendigung der Arbeit fiel mir auch noch eine Abhandlung in die Hände, aus der hervorging, daß in Mitterbuchberg (41) (Srednja Bukova gora) bei Nesselthal eine einst vielbesuchte Wallfahrt zum Apostelfürsten Petrus bestand¹⁶⁹).

Am Ortsausgang stand auf einer Anhöhe das bescheidene Kirchlein. Der alte Hochaltar, der 1887 einem neuen weichen mußte, trug die Aufschrift „sub Mathia Verderber 1736“. Von einem alten Seitenaltar kündete eine Aufschrift auf seiner Rückseite: „Hoc opus aedificavit Martin Kabaritz, parochus in Nessel-

¹⁶⁶) Gottscheer Zeitung 42, 1958, Nr. 1, S. 3.

¹⁶⁷) Für ihre Hilfe bei der Suche nach „St. Rochus bei Luschnitz“ schulde ich Marija Makarovič, Ljubljana, meinen Dank. Sie konnte mich noch nach Vollendung des Manuskriptes und der Karte darauf aufmerksam machen, daß sich im ehemaligen Gerichts-Bezirk Sittich (Stična) im Bereich von Sv. Vid (St. Veit) ein St. Rochus und im benachbarten Sv. Jurij eine Ortschaft Lužice befindet: es wäre die Nr. 39 der Karte dementsprechend zu verändern.

¹⁶⁸) Hans Loser, Masern in Wort und Bild (Gottscheer Kalender 11. 1931, S. 78—82.) Hier: S. 80.

¹⁶⁹) August Schauer, Die Pfarrgemeinde Nesselthal. (Gottscheer Kalender 15, 1935, S. 108.)

tal 1657.“ Schon 1935 wurde in der Kirche nur mehr am weißen Sonntag festlicher Gottesdienst gehalten ¹⁷⁰⁾.

Abschließend möchte ich noch darauf hinweisen, daß Adolf Hauffen vier Pilgerlieder in Gottscheer Mundart abdruckt, die seinerzeit noch bei Wallfahrten gesungen wurden ¹⁷¹⁾. Sämtliche wurden von Josef Perz in Lichtenbach aufgezeichnet. Wallfahrtslieder, die Bezug auf einen bestimmten Wallfahrtsort hätten, wurden bisher nicht aufgezeichnet.

*

Bei der Betrachtung der *Votivgaben* fällt uns auf, daß figürliche Votive mit Ausnahme der beiden handgeformten Wachsvotive beim Notburgaalтар in Kerndorf, bisher nicht bekannt wurden ¹⁷²⁾. Vor allem fehlen die im bajuwarisch-alemannischen Raum so reichlich vorkommenden Eisenvotive ¹⁷³⁾. Nach dem Herkunftsgebiet der Gottscheer Siedler des 14. Jahrhunderts dürften wir sie auch in unserer ehemaligen Sprachinsel erwarten. Allerdings mahnen einige Tatsachen zu einer vorsichtigen Beurteilung: Gerade Oberkärnten und Osttirol, das Hauptzugsgebiet der Gottscheer, weisen auf der Verbreitungskarte von Lenz Kriss-Rettenbeck nur zwei Fundorte auf, nämlich Lienz und Glanz bei Lienz ¹⁷⁴⁾. Weiters konnte Kriss das frühere Vorhandensein von Eisenvotiven in den Dreizehn Gemeinden auch nur mehr anhand von Museumstücken nachweisen ¹⁷⁵⁾. Sie sind also auch dort früh abgekommen. Schließlich sei darauf hingewiesen, daß die Gottscheer keine Schmiede waren, vielmehr diese Handwerker meistens an der Kulpa und Čabranka saßen und Kroaten gewesen sein sollen ¹⁷⁶⁾. Das alles könnte mitgewirkt haben, daß der Brauch der Eisenvotive früher oder später in Vergessenheit geraten ist.

Leopold Schmidt wies auf die besondere Blüte der Wachsoffer im mittelalterlichen Italien hin, allerdings auch auf die eigenhändige Formung von Wachsvotiven im deutschen Mittelalter ¹⁷⁷⁾. Die beiden handgeformten Wachsvotive stellen also vielleicht einen Rest mittelalterlichen *Votivwesens* dar. Schon Kriss

¹⁷⁰⁾ A. Schauer, a. a. O., S. 109.

¹⁷¹⁾ Adolf Hauffen, a. a. O., S. 197 f. und S. 390.

¹⁷²⁾ Vgl. Rudolf Kriss, Volksreligiöse Opfergebräuche, S. 99.

¹⁷³⁾ Rudolf Kriss, Eisenopfer. Das Eisenopfer in Brauchtum und Geschichte. (= Beiträge zur Volkstumsforschung, Sonderreihe Volksglaube Europas, Band I.) München, 1957. — S. 15.

¹⁷⁴⁾ Rudolf Kriss, Eisenopfer, Karte 2.

¹⁷⁵⁾ Rudolf Kriss, Eisenopfer, S. 25.

¹⁷⁶⁾ Nach mündlichen Mitteilungen.

¹⁷⁷⁾ Leopold Schmidt, Zur Geschichte des Wachsoffers im Mittelalter. (ÖZV N. S. I, 1947, S. 86—94.) Bes. S. 87 ff.

wurde von solchen Funden aus dem entlegenen Kulpatal berichtet¹⁷⁸⁾. Am auffallendsten sind aber doch die Kleider- und Naturalienopfer in der Gottschee und im slowenischen Raum. Auch diese Art der Votivgaben läßt sich im 16. und 17. Jahrhundert im bairischen Raum nachweisen¹⁷⁹⁾. Rudolf Kriss betont das Vorkommen solcher Naturalienopfer in den Gebieten Sloweniens, die stärker dem deutschen Einfluß ausgesetzt waren¹⁸⁰⁾. Es sei aber doch dahingestellt, ob wir diese letztlich urtümliche Art der Opfergaben an nationale Einflüsse und Räume geknüpft sehen dürfen. Vielmehr halte ich dafür, daß wir es hier mit altertümlichen Zügen zu tun haben, die sich in einem jahrhundertealten Grenzland, das dem Verkehr bis in die Gegenwart hinein noch nicht aufgeschlossen ist, noch in der jüngsten Vergangenheit halten konnten. Wie sehr die Gottschee ein Rückzugsgebiet mittelalterlichen Kulturgutes ist, ist bisher noch zu wenig dargetan worden. Allerdings werden wir uns dabei weitgehend von national gebundenen Vorstellungen frei machen müssen.

Besonders hingewiesen sei noch auf die Kirchengründungs s a g e n, unter denen die Zahl derer auffallend groß ist, die über einer Höhle oder einem Loch erbaut worden sein sollen, die vom Teufel, einem Ungeheuer oder Wilden Jungfrauen bewohnt wurden. Es sind Sagen, die für die Karstlandschaft und ihre natürlichen Gegebenheiten typisch sind. Sehen wir von den Wallfahrtskirchen ab, lassen sich solche Sagen über Kirchengründungen noch wesentlich vermehren. Hier kann nur auf die besondere natürliche Situation der Sagenentstehung hingewiesen werden. Im übrigen wäre das Stoff für eine eigene Untersuchung.

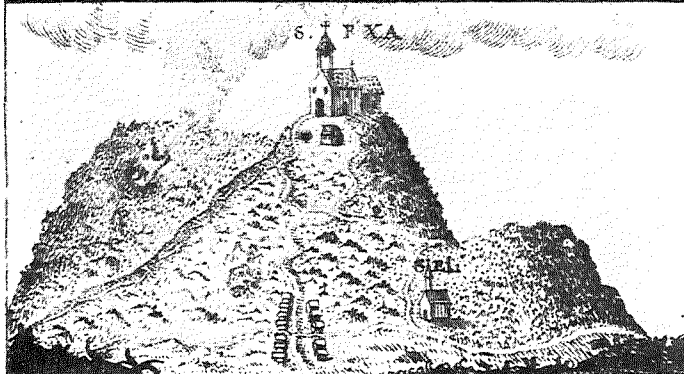
Für eine tiefere Erfassung und Erforschung des Gottscheer Wallfahrtswesens wären sowohl weitere Mitteilungen von seiten der Gottscheer wünschenswert, als auch eine gründliche Benützung von Archiven notwendig. Das ist aber eine Arbeit, die von Wien aus kaum geleistet werden kann.

¹⁷⁸⁾ Rudolf Kriss, Volksreligiöse Opfergebräuche, S. 91 f.

¹⁷⁹⁾ Richard Andree, Votive und Weihegaben des katholischen Volkes in Süddeutschland. Ein Beitrag zur Volkskunde. Braunschweig, 1904. S. 163—166.

¹⁸⁰⁾ Rudolf Kriss, Volksreligiöse Opfergebräuche, S. 101.

Zu Anm. 92: Georg Michitsch. Der St. Leonhardsberg. (Gottscheer Zeitung 45, 1961, Nr. 5, S. 3.)



Wahre Abbildung des wunderthätigen und Sterbenden S. Franc. Xavery, auf dem wegen alldort sieben Jährigen aufgehörten Schauerwetter, jetzt genannten Friedensberg in Zermoschnitz, Ser Pfar in unfer Traun, angerührt u. geweiht.

1. Das Andachtsbildchen der Franz-Xaver-Wallfahrt auf dem Friedensberg. (Karte Nr. 10)

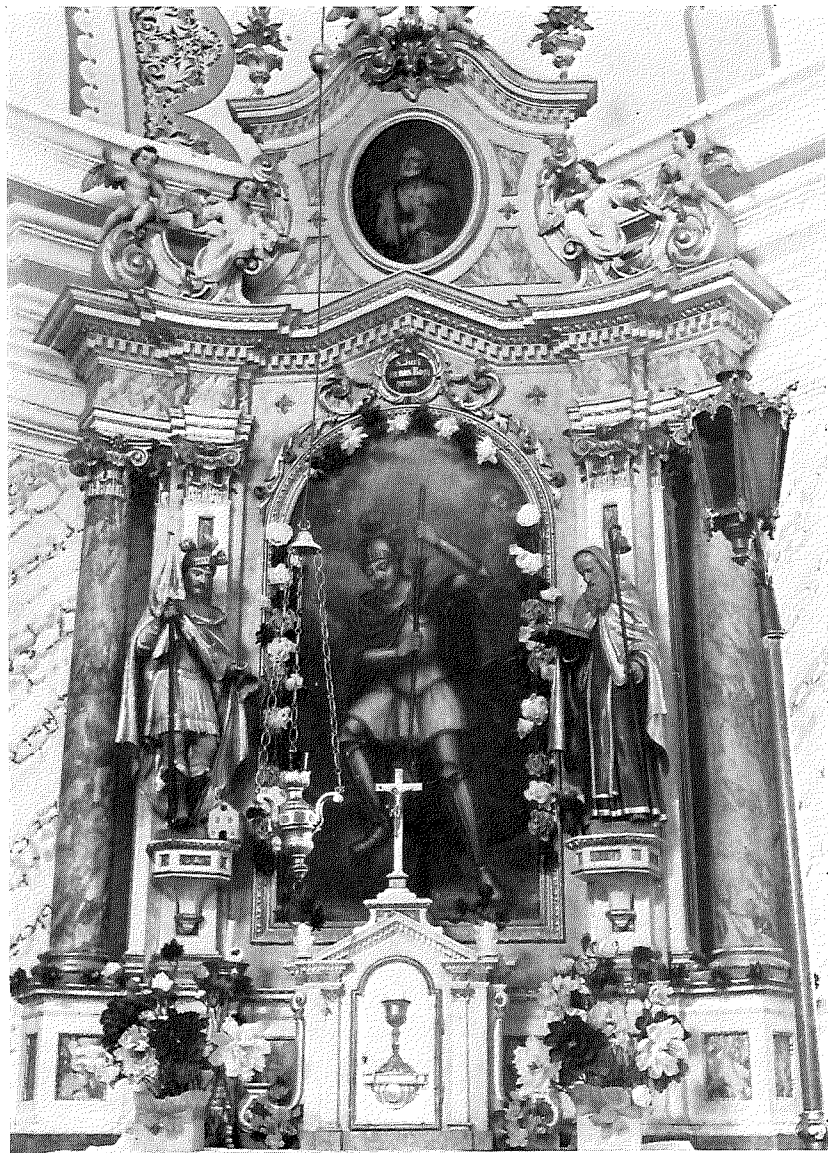


2. Die Corpus-Christi-Kirche in Mooswald. (Karte Nr. 25)

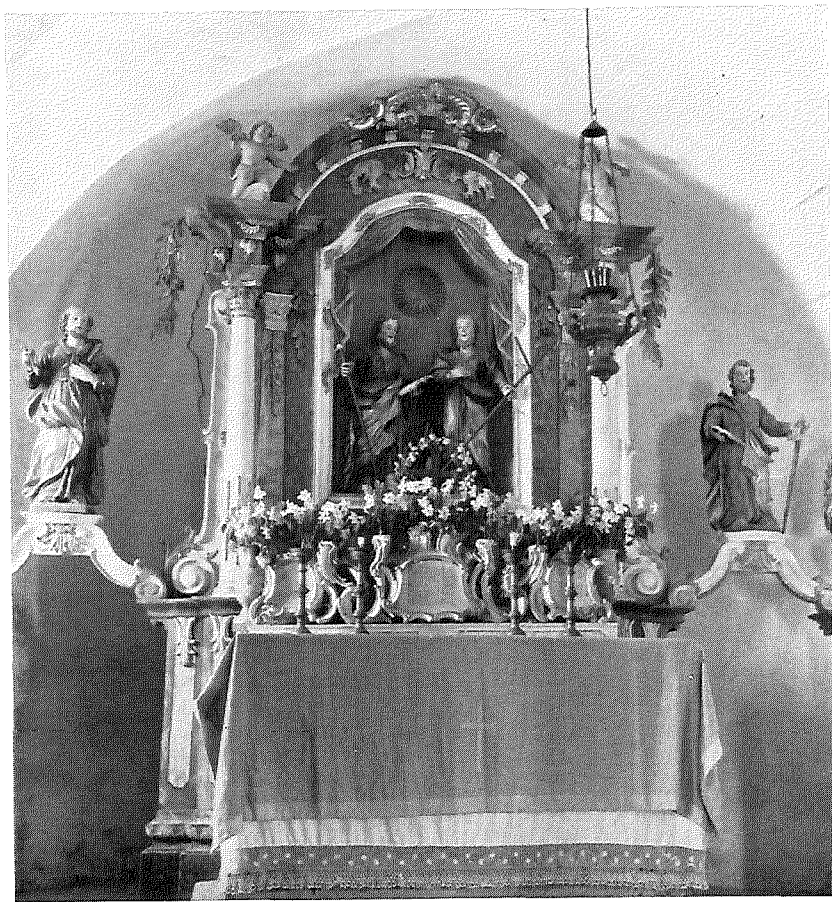


3. Die St. Annakirche bei Hohenegg. (Karte Nr. 2)

zu Kundegraber, Gottscheer Wallfahrten



4. Rechter Seitenaltar in der Pfarrkirche in Suchen mit Statue des hl. Antonius E. (Karte Nr. 34)



5. Hochaltar der Filialkirche St. Philippus und Jakobus in Kerndorf.
(Karte Nr. 17)

zu Kundegraber, Gottscheer Wallfahrten



6. Notburga-Altar in der Filialkirche St. Philippus und Jakobus in Kerndorf. (Karte Nr. 17)



7. Ruine der ehemaligen Wallfahrtskirche in Unterdeutschnau. (Karte Nr. 36)

Chronik der Volkskunde

Rudolf Kriss 60 Jahre alt

Am 5. März 1963 wird Rudolf Kriss, Honorarprofessor für Volkskunde an der Universität München, 60 Jahre alt. Kaum zu glauben, daß der immer elastisch und frisch wirkende Bergwanderer und Autofahrer so alt sein soll. Kaum zu glauben auch, daß sich in knapp vierzig Jahre des wissenschaftlichen Denkens, des Sammelns und Darstellens soviel an Leistung hat bewältigen lassen, wie er bewältigt hat. Schon seit geraumer Zeit weiß doch die gesamte Fachwelt, daß Kriss praktisch ganz allein und für sich ein mächtiges Teilstück unserer Disziplin, die Wallfahrtsvolkskunde, neubegründet hat. Als freier Mann, materiell unabhängig, konnte er das geistige und sammlerische Erbe der Persönlichkeiten der Jahrhundertwende antreten, die damals den Grundstein für die Erfassung der vergehenden barock-religiösen Volkskultur in Österreich und Bayern gelegt hatten. In erster Linie muß dabei an seine unmittelbare Lehrmeisterin, Marie Andree-Eysn, erinnert werden, aber auch an Hugo von Preen, weiters an Adolf Spamer, an Joseph Maria Ritz, an die Sammler im Bereich des Münchener Volkskunstkreises, an die ähnlich gestimmten Persönlichkeiten in Salzburg wie in Wien. Das sammlerische Interesse des jungen Gelehrten bekundete sich dermaßen stark, daß schon nach wenigen Jahren seine eigene Kollektion von Votivgaben Anerkennung in den Fachkreisen besaß und seine ersten Aufzeichnungen von seinen zahlreichen Wallfahrtswanderungen an angesehenere Stelle veröffentlicht wurden. Mit seiner Dissertation über das Kröten-Votiv (1929) hatte er sich seinen Platz im Licht der wissenschaftlichen Öffentlichkeit erobert. Mit seinem umfangreichen Aufzeichnungskorpus „Volkskundliches aus altbayerischen Gnadenstätten“ (1930—1933) stand er mitten im Strom der Zeit, die neue Erhebungen im Gelände mit dem Blick auf Verbreitungsdarstellung verband. Bewußt schaltete sich Kriss, der die Landschaft und die Landkarte zugleich liebt, in diese geographische Arbeit im Rahmen der Volkskunde ein. Mit der theoretischen Fundierung dieser Sammlerarbeit habilitierte er sich 1934 in Wien.

Damals brachte er seine eigene Sammlung nach Wien mit, um sie als Lehr- und Anschauungsmittel bei der Hand zu haben. Die stets schon starken Verbindungen zu Österreich, die für den geborenen Wiener freilich nahelagen, wurden damals besonders intensiviert. Kriss trat auch in den Ausschuß unseres Vereines ein und hat ihn theoretisch nicht wieder verlassen. Praktisch freilich mußte er ein tiefes Tal der Entfremdung durchwandern. 1938 wurde ihm auf den Rat unverantwortlicher Kollegen hin von der Wiener Universität die Venia legendi aberkannt. Wenige Jahre später reizte sein Berchtesgadner Besitz die Machthaber am nahen Obersalzberg, ihn zu verhaften und zum Tode verurteilen zu lassen. Wie durch ein Wunder ließ sich das Urteil in den Spruch auf lebenslänglichen Kerker verwandeln, der dann nur mehr regierungslänglich dauern mußte, was man freilich nicht voraussehen konnte. Aber Kriss überlebte das alles, selbst die dramatische Befreiung 1945, und

konnte sein einstmals geführtes Leben wieder aufnehmen. Und wenn er schon vor dem Krieg viel im nahen Ausland, vor allem in Italien und in Jugoslawien gereist war und gesammelt hatte, so verdichtete er nunmehr das Netz seiner Anschauungs- und Sammelfahrten noch weit mehr.

Von diesen Aufzeichnungen im weiteren italienischen Bereich konnten wir 1957 die überaus wertvolle Niederschrift seines sardinischen Reiseberichtes in dieser Zeitschrift veröffentlichen (Beitrag zur Wallfahrtsvolkskunde von Sardinien: ÖZV Bd. XI/60, 1957, S. 97—128, mit 39 Abb.). Bald griff Kriss nun aber räumlich viel weiter noch aus.

Ganz West- /und Südeuropa bezog er ein, bald auch den Südosten, vor allem Griechenland, mit Kreta. Wir verdanken ihm da ganz besonders das im Rahmen der Veröffentlichungen unseres Museums erschienene Werk „Peregrinatio neohellenika“ (1955), das in seiner Art ja den Bericht über die Entdeckung unbekannter Landschaften des Volksglaubens bedeutet.

Die sehr wichtige und ergebnisreiche Ausweitung dieser Wallfahrtsforschungen im heutigen Griechenland auf die Insel Cypern ist soeben erschienen (Beiträge zum religiösen Volksleben auf der Insel Cypern mit besonderer Berücksichtigung des Wallfahrtswesens: Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. XII, Bonn 1962, S. 135—210, mit 74 Abb.)

Die Ausweitung in den Nahen Osten ergab sich dann ganz von selbst. Ägypten, Syrien, die Türkei, alle diese Gebiete mit christlichen und mohammedanischen Wallfahrten wurden allmählich von dem nimmermüden Reisenden einbezogen. Das zweibändige Hauptwerk „Volksglaube im Bereich des Islams“ (1960—1962) bezeugt die unglaublich intensive Vertiefung in diesen Stoff.

Die Leistung eines Sammlers und Forschers von diesen Graden läßt sich literarisch nicht leicht fassen und ehren. Eine Festschrift wäre dem ganzen Wesen des Gefeierten auch kaum entsprechend. Da seine Beziehungen zu Österreich aber so bedeutend waren und sind, da auch so viele seiner wichtigsten Veröffentlichungen bei uns erschienen sind, halten wir es dennoch für richtig, seiner an seinem 60. Geburtstag gerade in unserer traditionsreichen Zeitschrift, mit der er seit dreißig Jahren verbunden ist, zu gedenken, und ihm dieses Heft ganz formlos zu widmen. Den Inhalt des Heftes konnten wir erfreulicher Weise auf die in seinem Zeichen neubegründete Wallfahrtsvolkskunde abstimmen. Möge er die hier versammelten Aufsätze, Berichte, Besprechungen und Literaturanzeigen als ein Zeugnis dafür empfinden, daß wir uns der Dankverpflichtung bewußt sind, die unser ganzes Fach sehr wohl kennt. Es ist nicht oft der Fall, daß man bei einem ganzen Teilgebiet eines Faches wie des unseren sagen kann: Das alles geht im Grunde auf die stillen, aber unablässigen und zielgerechten Bemühungen eines einzigen Mannes zurück. Bei der Wallfahrtsvolkskunde ist das der Fall, denn sie wäre ohne Rudolf Kriss niemals das geworden, was sie heute tatsächlich ist: Eine sachlich wohlbegründete Eigenforschung, welche nicht nur auf dem Boden von Publikationen, sondern ganz besonders auch auf dem der Sammlung, der musealen Bewahrung und Darstellung wohlfundiert ist: Das Bayerische Nationalmuseum kann heute mit Stolz die süd-deutsch-österreichischen Teile der Sammlung Kriss als den Hauptteil seiner Volkskundesammlung überhaupt präsentieren. Das sind Leistungen, wie wir sie sonst in unserer Jahrhundertmitte für unser Fach kaum sonstwo verzeichnen können. Auch deshalb also unseren Dank, unseren verehrungsvollen Glückwunsch an Rudolf Kriss.

Leopold Schmidt

Europäische Volkskunde-Konferenz 1962

Brüssel, Gent, Bokrijk, Binche, Lüttich, Brüssel, 9.—14. September 1962.

Ein Bericht.

Diese Europäische Volkskunde-Konferenz wurde vom 9. bis 14. September 1962 in Belgien abgehalten. Nach den Kongressen von 1951 in Stockholm und 1956 in Arnheim, Niederlande, war dies die dritte Veranstaltung dieser Art seit dem Zweiten Weltkrieg. Es zeichnet sich damit ein Rhythmus von ungefähr fünf Jahren für solche allgemeinen internationalen Zusammenkünfte und Aussprachen ab. Daß solchen Kongressen in der Gegenwart eine gewisse Notwendigkeit innewohnt, läßt sich allein aus der Tatsache erkennen, daß die diesjährige internationale Begegnung der Volksforscher ohne das Mitwirken der derzeit handlungsunfähigen internationalen Fachorganisation zustande gekommen ist.

Die Europäische Volkskunde-Konferenz 1962 wurde von dem Kgl. belgischen Ministerium für Unterricht und Kultur anlässlich des 30-jährigen Gründungsjubiläums der belgischen Volksliedkommission und des 25-jährigen Bestandes der belgischen Nationalkommission für Volkskunde einberufen. Die Organisation der Veranstaltungen, die täglich in einer anderen belgischen Stadt angesetzt waren, wurde von der flämischen, bzw. der wallonischen Sektion der Kgl. belgischen Kommission für Volkskunde getragen. Diese Kommission vereinigt übrigens seit 1956 die beiden jubilierenden Abteilungen der belgischen Volkskunde.

Etwa sechzig Wissenschaftler aus den europäischen und vereinzelt auch aus überseeischen Ländern trafen sich in diesen Tagen mit den belgischen Volksforschern, die in gemeinsamer Anstrengung das äußerst vielseitige und gedrängte Programm aufs beste vorbereitet hatten: tägliche Autobusfahrten zu den verschiedenen Tagungsorten, auf denen den Konferenzteilnehmern die belgischen Landschaften vor Augen geführt wurden; acht Vorträge zu den beiden Rahmenthemen „Die Zünfte“ und „Der Karneval“, die durchwegs von Gästen aus acht verschiedenen europäischen Ländern bestritten wurden; Besuch der belgischen Volkskundemuseen, die zum Teil zu diesem Anlaß völlig erneuert worden waren oder Sonderausstellungen vorbereitet hatten; folkloristische Darbietungen und offizielle Empfänge bei den Provinz- und Stadtbehörden.

In der Akademischen Eröffnungssitzung am 9. September im Kongreßpalast von Brüssel unter dem Vorsitz des Generalsekretärs des belgischen Ministeriums für Unterricht und Kultur Fr. Vandenberghe hielten Prof. Dr. Robert Foncke und Prof. Dr. Joseph Roland, Präsidenten der flämischen, bzw. wallonischen Sektion der Kgl. belgischen Kommission für Volkskunde, die Festansprachen, zu deren Abschluß die ersten zehn ausländischen Korrespondierenden Mitglieder der Kommission ernannt und mit einer Erinnerungsmedaille beschenkt wurden: es sind dies die Herren Marius Barbeau (Canada), Sigurd Erixon (Schweden), Martti Haavio (Finnland), Roger Lecotté (Frankreich), P. J. Meertens (Niederland), Karl Meuli (Schweiz), Anchor Taylor und Stith Thompson (USA), Paolo Toschi (Italien) und Matthias Zender (Deutschland).

Die Veranstaltungen der ersten beiden Tage standen unter dem Thema „Die Zünfte“ und wurden von der flämischen Sektion betreut. So sprachen am 10. September in Gent im Saal der „Bijloke“, der ehe-

maligen Zisterzienserinnen-Abtei aus dem 13. Jh. und des heute sehr berühmten Archäologischen Stadtmuseums, Fräulein M. Pitsch, Paris, über die „Straßenrufe von Paris“ in ihren literarischen und künstlerischen Darstellungen des 18. und 19. Jahrhunderts; der Altmeister der schwedischen Volkskunde Sigurd Erixon berichtete über „Volkskundliches bei den Hafenarbeitern von Stockholm“ und führte damit ein Thema fort, das er schon 1949 in einer Buchveröffentlichung abgehandelt hatte. An die Vorträge anschließend führte der Leiter des „Bijloke“-Museums, de Schryver, die Teilnehmer durch seine unglaublich reichen Sammlungen zur Kulturgeschichte der Stadt Gent. Eine Sonderausstellung war den Schiffen des alten Genter Binnenhafens, die im frühen 16. Jahrhundert als angesehene Zunft schon ein eigenes Gildehaus (Gildehuis der Vrije Schippers) an der Leie besessen hatten, gewidmet. Nach dem Empfang durch den Bürgermeister in den historischen Räumen des gotischen Rathauses stand am Nachmittag des 10. September die feierliche Neueröffnung des Genter Volkskundemuseums, das aus seiner früheren Unterkunft in der Karmeliterkirche in das gänzlich renovierte und für Musealzwecke geschickt adaptierte mittelalterliche Gebäude des „Kinderen Alijnhospitaal“ übersiedelt ist, auf dem Programm. Konservator Boes und Prof. Paul de Keyser gaben eine Einführung in die Schausammlung, die das Genter Volksleben vom 17. bis 20. Jahrhundert zur Darstellung bringt und damit historisch an die Ausstellung der Genter Stadtkultur im Mittelalter und in der Frühneuzeit des „Bijloke“-Museums anschließt. Im Anklang an das Konferenzthema des ersten Tages und zur feierlichen Erhöhung der Museumseröffnung hatte Richard Van Kenhove den alle Museumsbesucher überraschenden Einfall, die Straßenrufer und Volkstypen von Gent in einer farbigen Folge von „Lebenden Bildern“ durch einfache Menschen aus Gent im geräumigen Innenhof des Museums zur Darstellung bringen zu lassen.

Der nächste Tag, der 11. September, fand die Konferenzteilnehmer in der weiträumigen Domäne von Bokrijk in der Provinz Limburg, wo vor wenigen Jahren das heute weit über Belgiens Grenzen hinaus bekannte Freilichtmuseum aufgebaut worden ist. In den Vorträgen an diesem Ort kamen Fragen der Haus- und Geräteforschung zur Sprache. Während der westfälische Hausforscher Josef Scheepers, Münster in Westfalen, die „Gemeinsamen Aufgaben Westeuropäischer Hausforschung“, wie sie sich dem Vortragenden bei nordwestdeutschen Untersuchungen und bei Sichtungen des nordwesteuropäischen Schrifttums erschlossen haben, darlegte, berichtete der holländische Agrarhistoriker G. Vanderpoel, Wageningen, über den Stand der Pflugforschungen in den Niederlanden und machte in seinem Referat über „Ausgestorbene holländische Pflugformen“ ein bisher gänzlich unbekanntes historisches Material bekannt. Der Nachmittag war der Besichtigung der Haus- und Gehöftgruppen des Freilichtmuseums gewidmet. Josef Weyns, der Schöpfer und Leiter dieser Anlage, führte die Gäste durch das eindrucksvolle und schön gegliederte Museumdorf, das an diesem Tag von Männern belebt war, die die alten Techniken der Bauern- und Handwerkerarbeiten (Dreschen, Strohecken, Langholzsägen, Torfstechen usw.) vorführten.

Die Fahrten der folgenden zwei Tage gingen in die wallonischen Provinzen Belgiens. Als Tagungsort des 12. September war Binche im Kohlengebiet des Hennegau ausgewählt worden, eine kleine Stadt, der ein großer Ruf als Heimat der Maskengestalt des „Gilles“ und Pflege-

stätte einer überaus lebendigen Fastnachtstradition anhaftet. Es lag nahe, an diesem Ort das zweite große Thema der Volkskundekonferenz anzuschneiden. Die Vortragsfolge des Vormittags im Festsaal des modernen Gymnasiums wurde von Karl Meuli, Basel, eröffnet, der in einer meisterhaften Darstellung die „Ursprünge des Karnevals“ aufzeigte und damit eine Zusammenfassung dessen bot, was er in den Arbeiten eines reichen Forscherlebens an Erkenntnissen zu diesem vielschichtigen Problemkreis beigetragen hat. Im Anschluß daran sprach Leopold Schmidt, Wien, anhand einer Reihe vortrefflicher Lichtbilder über den „Fasching in Österreich“, wobei er den Zuhörern die charakteristischen Maskentypen, die sich aus der Fülle der österreichischen Erscheinungen herausarbeiten lassen, in ihrem kulturgeschichtlichen Zusammenhang aufzeigte. Zwischen einzelnen österreichischen Maskengestalten, die in Bildern vorgeführt wurden, und den „Gilles“-Masken aus Binche mit ihren bunten Stoffgewändern, Schellengurten und Federkappen haben sich interessante Parallelen ergeben, die auf ältere Zusammenhänge der Überlieferungen in diesen altösterreichischen Gebieten schließen lassen und längst noch nicht genügend untersucht worden sind. Das Tagesthema wurde nachmittags mit zwei Filmvorführungen über die Fastnachtsbräuche in Binche und Malmedy fortgesetzt. Im Stadttheater schließlich fand die feierliche Eröffnung einer großen Ausstellung über den Karneval mit seinen charakteristischen Maskengestalten in Wallonien statt. Im Mittelpunkt dieser Ausstellung die den Grundstock für ein künftiges „Musée du Carnaval et du Masque“ bieten soll, stand natürlich die Maskengestalt des „Gilles“ von Binche. Samuel Glotz, dessen persönliche Leistung diese Ausstellung ist, hat in einer ansehnlichen Broschüre eine Reihe von Abhandlungen verschiedener Autoren über die wallonischen Karnevalsbräuche zusammen mit dem Ausstellungskatalog herausgegeben und damit der Maskenforschung neben seiner monographischen Untersuchung über den „Carnaval de Binche“ wichtige Unterlagen in die Hand gegeben.

Die Vorträge, die am folgenden Tag, den 13. September, in Lüttich im modernen Kongreßhaus am Maasufer gehalten wurden, waren weiterhin den Fragen der europäischen Maskenforschung gewidmet. Niko Kuret, Ljubljana, sprach über die „Probleme der Typologie der europäischen Volksmasken“, wobei er sich weitgehend an die von Leopold Schmidt bereits in früheren Veröffentlichungen erarbeitete typologische Gliederung halten konnte. Kuret schloß seine Ausführungen mit der Forderung, daß die Maskenforschung eine Form der engeren internationalen Zusammenarbeit finden sollte, ähnlich jener, wie sie etwa von der Haus- oder der Erzählforschung mit Erfolg praktiziert wird. Diese Anregung wurde dann auch in die Schlußresolution der Konferenz aufgenommen. Miß Violet Alford, Bristol/England, schloß die Vortragsreihe mit einer Schilderung der „Feste der Wintersonnenwende und der Zwölfnächte in England“. Nachmittags fand schließlich eine Führung durch das „Musée de la vie wallonne“, dessen Bedeutung besonders in der auf Kundfahrten und durch schriftliche Umfragen systematisch erhobenen Dokumentation zur Volkskultur Walloniens liegt. Die Gäste konnten Einsicht in die Studiensammlungen und Handschriftenarchive nehmen. Die Schausammlung soll in nächster Zeit eine ihrer Bedeutung entsprechende moderne Aufstellung erhalten.

In der Schlußsitzung am 14. September, die wiederum im Brüsseler Kongreßgebäude stattfand, hat Roger Lecotté, Paris, einen zusammenfassenden Bericht des gesamten Tagungsverlaufes gegeben. Schließ-

lich wurden Resolutionen zur internationalen Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Arbeiter- und Handwerkervolkskunde sowie der volkskundlichen Maskenforschung eingebracht. Eine dritte EntschlieÙung bezog sich auf den von allen Seiten beklagten Zustand, daÙ gegenwärtig von keinem internationalen Organismus die Interessen der Volkskunde wahrgenommen werden.

Im Namen aller Beteiligten an der Europäischen Volkskunde-Konferenz sprach schließlich Leopold Schmidt den Herren der beiden Sektionen der Kgl. belgischen Kommission für Volkskunde den Dank aus für die Veranstaltung dieser internationalen Zusammenkunft, die neben dem offiziellen Programm vielfache Möglichkeiten des gegenseitigen Kennenlernens und der gemeinsamen Aussprache geboten hat. Die Kgl. belgische Kommission für Volkskunde hat zu ihrem jungen Jubiläum also nicht nur sich selbst ein glänzendes Familienfest bereitet, sondern sich auch um die kollegiale Zusammenarbeit der Volksforscher in Europa ganz besonders verdient gemacht. Klaus Beitzl

Volkskunde beim 7. Österreichischen Historikertag

Vom 27. bis zum 31. August 1962 fand der 7. österreichische Historikertag in Eisenstadt statt. Das glänzend vorbereitete und durchgeführte Unternehmen, das sich in der kleinen Landeshauptstadt des Burgenlandes reibungslos und ergebnisreich abspielte, gab wie immer der historischen Volkskunde in der 6. Sektion des Verbandes der Österreichischen Geschichtsvereine den erforderlichen Raum. Die Sektionssitzung war diesmal Problemen der Rechtsvolkskunde gewidmet. Univ. Prof. Dr. Herbert Fischer (Graz) sprach über „Schwertarm und Schwertgebärde“, ein gerade im Burgenland noch sehr aktuelles Thema, das dementsprechend auch lebhaft diskutiert wurde. Oberrat Prof. Dr. Ernst Burgstaller (Linz) brachte instruktive Beispiele aus seiner Atlasarbeit zu dem Thema „Volksbräuche vor Gericht“. Der gleichfalls angesetzte Vortrag von Prof. Dr. Friedrich Johann Fischer (Salzburg) über den „Abdecker als Träger magischer Vorstellungen“ mußte infolge Verhinderung des Vortragenden leider entfallen. Da seine Abhandlung über das gleiche Thema jedoch hier (ÖZV Bd. XVI/65, 1962, S. 71 ff.) erschienen ist, konnte wenigstens darauf verwiesen werden. Der Referent gab als Sektionsleiter schließlich einen kurzen Überblick über den „Forschungsstand der rechtlichen Volkskunde im Burgenland“. Die Referate werden wie immer im Tagungsbericht des Verbandes veröffentlicht werden. Außer den Vorträgen bleibt noch die instruktive Führung durch die neugestaltete Schausammlung des Burgenländischen Landesmuseums durch dessen Direktor Hofrat Adalbert Riedl und seine Kustoden zu erwähnen. Besonders die ganz neugeschaffene Aufstellung der Abteilung für Volkskunde und das Weinmuseum in den Kellerräumen des Museums fanden großes Interesse bei den Teilnehmern, unter denen sich auch zahlreiche Vertreter von Museen, nicht zuletzt von Heimatmuseen befanden. Die stark besuchte Sektion zeigte wieder einmal, wie richtig diese Verbindung unserer Volkskunde mit der Organisation der Historikertage ist. Jeder Anwesende konnte sich auch für ihn wichtige Referate in den anderen Sektionen anhören und an den schönen Exkursionen teilnehmen, was im Sinn einer weitergreifenden landes- und volkskundlichen Anteilnahme nur zu begrüßen ist.

Leopold Schmidt

4. Internationale Arbeitstagung der „Commission du Dictionnaire encyclopédique des populations de l'Europe“ in Marburg an der Lahn (Hessen) vom 27. bis 30. September 1962. Ein Bericht.

Das „Centre de recherche et d'études de psychologie des peuples et de sociologie économique“ der Universität Caen (Normandie) unter der Leitung von Direktor Abel Miraglio plant seit Jahren die Herausgabe des „Dictionnaire encyclopédique des populations de l'Europe“, eines Lexikons also, welches eine volkscharakterologische Darstellung der Bevölkerung Europas in ihren nationalen und regionalen Untergliederungen geben soll. Dieses Werk, dessen erste Edition zunächst in französischer Sprache erscheinen wird, wurde von Anfang an auf die Grundlage der internationalen Zusammenarbeit gestellt. Eine Kommission, die Vertreter einzelner europäischer Länder und verschiedener Fachgebiete (Völkerpsychologie, Soziologie, Angewandte Psychologie, Sprachwissenschaft, Kulturgeographie und Volkskunde) vereinigt und die sich seit 1959 alljährlich versammelt, trägt die Verantwortung für den planmäßigen Fortgang der Vorarbeiten.

Die diesjährige, vierte Arbeitstagung der Kommission wurde auf Einladung des von Univ. Prof. Dr. Gerhard Heilfurth geleiteten Institutes für mitteleuropäische Volksforschung an der Universität Marburg an der Lahn vom 27. bis 30. September 1962 in der nordhessischen Universitätsstadt abgehalten. Unter dem Vorsitz des Initiators des Lexikons, Direktor Abel Miraglio, haben sich 15 Mitarbeiter aus Belgien, Deutschland, England, Frankreich, Luxemburg, Österreich und aus der Schweiz zusammengefunden. Die Professoren E. Reigrotzki (Sozialforschung) und Stegman (Vergleichende Sprachwissenschaft) nahmen als Vertreter der Universität Marburg an den Beratungen teil. Univ. Assistent Herbert Huckenbeck vom Institut für mitteleuropäische Volksforschung hatte die Arbeitstagung an Ort und Stelle aufs beste vorbereitet. Österreich war bei den Redaktionsberatungen dieses Jahres erstmalig vertreten; der Berichterstatter war vom Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien zur Teilnahme an der Arbeitstagung nach Marburg entsandt worden.

Gegenstand der diesjährigen Tagesordnung waren zunächst die zum Teil sehr ausführlichen Berichte über die Fortschritte der Arbeit in den einzelnen Ländern. Eine Übersicht über die bereits ausgearbeiteten Artikel vermittelt die in Le Havre erscheinende und nunmehr im 17. Jahrgang stehende „Revue de psychologie des peuples“, wo die einzelnen Beiträge jeweils im Vorabdruck erscheinen. In dieser Zeitschrift wurden auch die für die Bearbeitung der einzelnen Artikel maßgeblichen Regeln niedergelegt (Le Dictionnaire des Populations, in: RPP 14. Jg., 1959, S. 327—334).

An zweiter Stelle des Tagungsprogrammes standen vier in französischer Sprache gehaltene Referate der Herren Pierre Naert (Schweden), Pierre Joly (Lüttich), Herbert Huckenbeck (Marburg) und Klaus Beitzl (Wien). Prof. Naert gab eine ausgezeichnete Einführung in die Mentalität der schwedischen Bevölkerung; der Psychologe Joly legte einen Bericht des Institutes für Angewandte Psychologie in Lüttich über experimentalpsychologische Untersuchungen an der wallonischen Bevölkerung vor; Assistent Huckenbeck konnte einen Beitrag von Prof. Brepohl über die Ruhrbevölkerung zur Diskussion stellen und diesen auf Grund seiner Systematik und seines Umfangs als Modellartikel für die deutschen Mitarbeiter an dem Völkerlexikon approbieren lassen; der Schreiber dieses Berichtes gab schließlich eine kritische Übersicht

über die Methoden der volkscharakterologischen Forschungen in Österreich. Weitere Beratungen waren den praktischen Fragen der Finanzierung und des Verlages gewidmet.

Neben diesen Arbeitssitzungen sah das Tagungsprogramm die Besichtigung des Forschungsinstitutes des Deutschen Sprachatlas, der Religionskundlichen Sammlung der Universität, der Marburger Altstadt und eine Exkursion in die Schwalm vor, wo die Tagungsteilnehmer in Holzburg dem sonntäglichen Abendmahlsgang der Dorfbewohner beiwohnen und in der Kreisstadt Ziegenhain das Museum der Schwalm besichtigen konnten.

Es ging bei diesen Besprechungen also vor allem darum, die Arbeiten an dem „Dictionnaire“ voranzutreiben. In diesem Zusammenhang kann vermerkt werden, daß zur Darstellung der Bevölkerung Österreichs neun verschiedene Artikel vorgesehen sind, die entsprechend der heutigen und geschichtlich begründeten Gliederung des Bundesstaates die acht österreichischen Bundesländer und die Großstadt Wien berücksichtigen. Die einzelnen Diskussionen ließen jedoch immer wieder erkennen, daß neben diesem praktischen Anliegen der Arbeitstagung das Verlangen nach einer theoretischen Auseinandersetzung über Methode und Systematik der volkscharakterologischen Forschung besteht. Allein solche Bemühungen werden auf diesem Wissensgebiet, das allgemein als Zentralstück der Volksforschung betrachtet wird, die Voraussetzung für Fortschritte sein, die über die Ansätze der Dreißigerjahre, mit denen sich besonders der Name Martin Wähler verbindet, hinausführen.

Klaus Beitzl

Zur Erinnerung an Richard Weiss †

Die 2170 m hohe Scharte des Schweizertores trennt die mächtigen Kalkburgen der Drusenfluh und der Kirchlispitzen im vorarlbergischen Rätikon. Über sie führt der Paßweg von Schruns im Montafon nach Schiers im graubündischen Prätigau. Diese grenznachbarliche Nähe verband uns fast mehr als Bücher und Briefe. Ehe wir dieses Jahr 1962 von Berlin in die Ferien aufbrachen, war öfter davon die Rede gewesen, daß wir diesen Sommer wieder einmal wahrmachen müßten, was in fast jedem der Briefe aufklang: ein freundschaftliches Treffen unter dem Schweizertor im Gauertal — wie vor vielen Jahren — oder im Illtal wie noch vor kurzer Zeit, so dünkt mich. Als ich im halbverdunkelten Bücherzimmer in Schruns nach der nicht mehr nachgesandten Post griff, traf mich die Nachricht vom Tod des Freundes wie eine Lähmung. Dieser gewissenhafte und sorgliche Vater einer blühenden Familie von vier Kindern, noch im Lernalter, aber auch schon mit ersten Lebens- und Berufserfolgen erfreuend, er sollte nicht mehr sein! Und dieser ausgezeichnete Wissenschaftler, einer der besten seines Faches, soll nie mehr die Feder ergreifen, das wohlüberlegte, versöhnliche, gleichwohl unbestechliche Wort nie mehr an uns richten! Die Berge, die ihm Heimat, Lebensraum, Werkstatt waren, sie forderten auf einer an sich ungefährlichen Bergfahrt am Monte Zucchero im Tessin am Sonntag, 29. Juli, sein Leben. Als am 1. August auf und ab im helvetischen Land die Glocken das Zeichen gaben, zum Feiertag der Nation die Bergfeuer zu entfachen, da gedachten viele Schweizer des Aufgebahnten in Trauer. Sie wußten, daß die Schweiz ihren bedeutendsten Volksforscher verloren hatte, der durch seine charaktervolle Persönlichkeit wie durch sein reiches Lebenswerk unter den Eidgenossen wie in der wissenschaftlichen Welt hohes Ansehen erlangt hatte.

Am 9. November 1907 wurde Richard Weiss in Stuttgart geboren. Mettmenstetten im Knonauer Amt bezeichnete er als seine erste Heimat. Kein freundlicher Stern stand über dieser Wiege. Noch nicht dreijährig verlor der Knabe den Vater, sieben Jahre später auch die Mutter, unter deren Obhut er in Zürich aufgewachsen war. Obwohl ihm die Frau des Dichters Jakob Bofhart eine gütige Pflegemutter wurde, blieb das junge Leben von Leid überschattet. Es bedurfte eines zähen Willens, die Hindernisse einer zarten Konstitution zu überwinden und sich auf Bergfahrten und Skiwanderungen unter die Gleichaltrigen des Gymnasiums in Schiers einzureihen. Aber Graubünden vermittelte ihm auch die erste Bekanntschaft mit dem bodenständigen Volk. In Clavadel, wohin er die kranke Mutter begleitete, ward mit einer alteingesessenen Walser Familie Freundschaft geschlossen.

Nach einem ersten Semester in Zürich belegt der Studiosus in Heidelberg germanistische, romanistische, geschichtliche und philosophische Vorlesungen. Das rechtsgeschichtliche Seminar von Prof. E. v. Künssberg gibt ihm einen ersten Hinweis auf die Probleme der Volkskunde. Er umkreist sie auch mit seiner Dissertation „Das Alpenenerlebnis in der Literatur des 18. Jahrhunderts“, die er bei dem Literaturwissenschaftler Emil Ermatinger in Zürich schreibt. Die Diplomprüfung für das Höhere Lehramt in Deutsch und Geschichte wird gekrönt von einem Doktorexamen summa cum laude am 6. Mai 1933. Eine Frucht dieser Studien ist die Anthologie „Die Entdeckung der Alpen. Eine Sammlung schweizerischer und deutscher Alpenliteratur bis zum Jahr 1800.“ (Frauenfeld 1934). Die Schriften von Alpenschriststellern wie Sererhard, J. J. Scheuchzer u. a. boten Ausblicke in die Volkskunde (Sage und Volksglaube). Fast geradlinig führt nun der Weg des jungen Forschers zu dieser Disziplin. Seine Überlegung, „ein Aufenthalt an einer großen deutschen Universität wie Berlin würde mir die Muße und vor allem die wissenschaftliche Anregung für solche Spezialstudien bieten können“, wird gewürdigt und der Helene Stodola-Fonds ermöglicht ihm die Reise ins „Tausendjährige Reich“. So sehr ihn dieses enttäuschte, so fruchtbar wurden doch der „Besuch der mittelalterlichen und klassischen Stätten in Deutschland“ und, unmittelbarer noch, die Berliner Zeit. Der angehende Gelehrte setzte sich bescheiden unter die Mitglieder des eben gegründeten Seminars für Deutsche Volkskunde an der Friedrich-Wilhelms-Universität oder an den Zeichentisch in der „Zentralstelle des Atlas der Deutschen Volkskunde“ im alten Schloß, wo vor allem Reinhard Peesch sein freundschaftlicher Mentor war. Hier empfing Richard Weiss die entscheidende wissenschaftliche Anregung und die methodische Unterweisung für das Werk, das er 1935 mit Paul Geiger († 1952) gegen manche Widerstände begann und bei seinem Tode unvollendet, aber durch treue Mitarbeit seiner Schüler Walter Escher und Elsbeth Liebl gesichert hinterläßt: der „Atlas der schweizerischen Volkskunde“.

Fast zusammen mit der Todesnachricht kam eine Lieferung dieses Werkes, und es ist ein seltsamer Zufall, daß wir in drei Karten und dem Kommentar zum Thema der Wanderarbeiter in den Alpen den Hauptherausgeber zurückkehren sehen zum Forschungsgegenstand, mit dem er recht eigentlich seine Laufbahn als schweizerischer Volksforscher begann. Nach Durcharbeitung einer umfangreichen Lokalliteratur und Kundfahrten zu den Alpknecchten und Alpmeistern im ganzen Bündnerland, im rätoromanischen wie im walserisch-deutschen, legte Weiss zur Habilitation seine Schrift vor: „Das Alpwesen Graubündens. Wirtschaft, Sachkultur, Recht, Alplerarbeit und Alplerleben“ (Erlenbach-Zürich

1941). Andrea Schorta urteilt mit Recht, daß einen „Spiegel der Wirtschaft... kein anderer Teil der Alpen in dieser prachtvoll gedrängten Synthese besitzt“.

Während die 150 Fragen des Atlas in 387 Schweizer Orten gesammelt und erste Karten im Dachstübchen des Hauses in Küsnacht schon gezeichnet wurden, ging das Werk seiner Vollendung entgegen, das das Volkstum der Schweiz in den Alpen und im Flachland, in der Stadt wie auf dem Land, zum erstenmal im ganzen überblicken und das wissenschaftliche Programm und Bekenntnis des Verfassers kundmachen sollte. In geraffter Darstellung, mit Photos, Zeichnungen und Karten überraschte „Die Volkskunde der Schweiz“ (1946) die Fachwelt zu einer Zeit, als man anderwärts mit dem Aufräumen der Trümmer beschäftigt war. In diesen Jahren — das soll nicht vergessen sein — boten Person, Familie und Haus des Schweizer Gelehrten vielen Freunden aus Österreich und Deutschland Rat, Hilfe und Obdach.

Weiss sah in seiner Wissenschaft immer Gegenwartsvolkskunde auf geschichtlicher und geographischer Grundlage. Er stand in der von der deutschen Volkskunde allzu lange vernachlässigten Nachfolge W. H. Riehls, wenn er es ablehnte, lediglich „alten Hausrat, Trachten, Fastnachtsmasken, vergessene Sagen und Lieder, Kuriositäten aufzustöbern, zu sammeln und allenfalls historisch einzuordnen“. Er suchte und sah nicht zuerst das Volkslied, sondern das Singen, nicht das Bauernhaus, seine Struktur und Baugeschichte, sondern das Wohnen. Geräte, Bauten, Sage und Brauch waren ihm wichtig als Ausdruck des Volkslebens unserer Zeit, sah und deutete er als Schöpfungen des arbeitenden, siedelnden, feiernden Menschen. Sein Leitgedanke, der ihn auch in die Nähe V. v. Gerambs führte, war, „den gemeinsamen Wurzelboden der Nation, nämlich das Volkstümliche, Unterschichtliche zu prüfen und zu pflegen. Je mehr sich im Zuge der Menschheitsentwicklung die Wipfel im freien Raume der Oberschicht drängen, je mehr der Rationalismus und die Rationalisierung das Leben beherrschen, um so wichtiger ist es, das Erdreich gesund zu erhalten“.

Die Methode, Sachgüter und Arbeitsbrauch in ihrer funktionellen Verflochtenheit mit der traditionell bestimmten Volksgemeinschaft zu sehen, gibt auch dem Buch „Häuser und Landschaften der Schweiz“ (Erlenbach-Zürich 1959) sein eigenes Gesicht. Hier wird auf ethnologische Herleitungen und Haustypentheorien verzichtet. Allein Klima, Boden und Wirtschaft, Geschichte im Heimatraum und der schöpferische Geist der Volksgemeinschaft bilden die Grundlagen der „Hauslandschaften“. Der einseitigen Schichtenlehre im Sinne Hoffmann-Krayers oder Naumanns steht Weiss ebenso skeptisch gegenüber wie dem Einfluß der Altertumskunde. Dem unermüdlischen Wanderer und scharfen Beobachter lagen abstrakte theoretische Erörterungen des Volkswesens wenig und die Suche nach hypothetischen Urformen war ihm verdächtig. Erfahrungen nach 1933 und der praktische volksnahe Schweizer Sinn mögen das mitunter allzu große Mißtrauen gegen die „romantische“ Richtung in der deutschen Volkskunde erklären.

Diese nüchterne, aber nicht kühle und nicht unbeteiligte Betrachtungsweise kam dem Atlaswerk zugute, das Richard Weiss seit dem Tode des Mitherausgebers in alleiniger Verantwortung zehn Jahre lang leitete. Eine schweigsame Andeutung im Vorwort des Kommentars zur letzten Lieferung erinnert uns daran, daß Schwierigkeiten finanzieller, technischer und persönlicher Art genug zu überwinden waren. Der Einführungsband gab 1950 dem Werk einen ausgezeichneten Start. Wis-

senschaftliche Erkenntnisse, wie sie die Kommentare anbahnten und mehrere Abhandlungen aufschlossen — besonders etwa: „Die Brünig-Napf-Reuss-Linie als Kulturgrenze...“, in: *Geographica Helvetica* 1947 —, sollte ein Schlußband zusammenfassen. Das wird nun die Aufgabe der beiden Mitarbeiter sein, die 1955 an die Seite des Meisters traten. Vor allem ist ihnen nun auch die Bearbeitung und Herausgabe des guten letzten Drittels der Karten anvertraut. Die Werkstatt ist nicht verwaist.

1945, als Richard Weiss selbst als Forscher und Lehrer auf Vortragsreisen und am Schreibtisch höchste Aktivität entfaltete, als er den „Atlas trug“ und die „Schweizer Volkskunde“ entwarf, schrieb er einem Freund: „Auch in wissenschaftlicher Tätigkeit ist egoistische Selbstbesessenheit sicherlich nicht zu rechtfertigen, mag auch der Effekt davon zunächst gut sein. Auch hier gilt es, für andere da zu sein, sonst ist eine Universitas der Wissenschaft unmöglich“.

Hinter solchen Bekenntnissen stand das eigene Leben und Schaffen. Mit mir beklagen viele den Verlust eines Freundes, an dessen Stelle keiner mehr treten wird. Es war wunderbar, wie er aus der Ferne, durch überreiche Arbeit oder Krankheit nicht abgehalten, an allen Schicksalen, auch schon an dem der Kinder, teilnahm. Darum eben hätten wir uns wieder treffen sollen und wollen am Schweizertor, hüben im Montafon oder drüben im Maiseshaus auf Furna. Die Bergketten im Schnee, und die Talzüge, die jetzt in Herbstfarben stehen vom Gauertal bis zum Lünensee, sie werden immerdar an den zu früh gegangenen Freund erinnern.

Richard Beitzl

Literatur der Volkskunde

Rudolf Kriss und Hubert Kriss-Heinrich, **Volks Glaube im Bereich des Islams**. Bd. II: Amulette, Zauberformeln und Beschwörungen. 246 Seiten, 143 Abb. auf Tafeln. Wiesbaden 1962, Verlag Otto Harrassowitz. S 250,—.

Vor Jahresfrist konnte hier (ÖZV Bd. XV/64, 1961, S. 298 f.) auf das Erscheinen des ersten Bandes dieses in seiner Art einzigartigen Werkes hingewiesen werden, mit dem Rudolf Kriss knapp vor seinem 60. Geburtstag neuerlich erweist, wie frisch und ungebrochen seine Lust des Aufzeichnens, des Sammelns und Darstellens, und seine Freude an der buhmäßigen Formung seiner Forschererlebnisse ist. Der in Wien geborene, in Berchtesgaden lebende Forscher, der seit langem bereits über sein ursprüngliches deutsches Sammelgebiet hinausgegriffen und den ganzen Süden und Südosten einbezogen hat, legt in diesem zweiten Band seines Islam-Werkes seine Einblicke in die Welt des Zaubers, der Magie, der Beschwörung und des handfesten Zauberbrauches im volksmedizinischen Sinn vor. Im ersten Band des Islam-Werkes wurden bei der Darstellung der Wallfahrtsorte und Wallfahrtsgebräuche in den Ländern mohammedanischen Glaubens immerhin noch gewisse Verbindungen zur herrschenden Hochreligion spürbar. Hier, im vorliegenden zweiten Band, zeigt sich die erstaunlich große Unabhängigkeit des Glaubens an Magie, an den bösen Blick, an Beschwörungen und Heilpraktiken von den herrschenden Konfessionen. Kriss hat hier wie schon in so vielen Fällen die volks Glaubensmäßigen Grundsichten zum Sprechen gebracht, jene weiten Gebiete, die wir für gewöhnlich als „Aberglaube“ im eigentlichen Sinn zu brandmarken versuchen. Der objektive Sammler und Forscher sieht es anders. Er verschafft sich Überblicke über die tatsächlich verwendeten Formen dieser Art des Glaubens und der daraus erfließenden Bräuche und Vergegenständlichungen: Im ersten Kapitel über die Amulette, im zweiten über die Zauber- und Segensformeln, im dritten über die Heilpraktiken, besonders über die in Ägypten und im Sudan üblichen Sar-Zeremonien. Das erste Kapitel dürfte ein ganz besonderes Vergnügen für alle Sammler auf diesem Gebiet sein. Die genaue Darstellung der alt- und neuägyptischen Amulette, der Mond-, Horn- und Eberzahn-amulette beispielsweise, der Fisch- und Krötenanhänger, nicht zuletzt der amulettwertigen Andenken aus Mekka und Medina, der Fatmehände, des „Schwertes des Ali“, des „Turban des Mevlana“, und wie diese wichtigen und bisher doch zu wenig gesammelten und beschriebenen Gruppen alle heißen. Es wird das nun hier in Sonderkapitelchen besorgt, die auch für den Kenner kaum auszuschöpfen sind. Und dabei sind nun alle diese Dinge hier eigentlich zum ersten Mal auch im Bild dargestellt, wobei es sich um die ganz vorzüglichen Photos von Hubert Kriss-Heinrich aus der Privatsammlung der Verfasser handelt. Man möchte meinen, daß da selbst bedeutende Museen ihren Neid kaum unterdrücken können dürften.

Ähnlich reichhaltig ist das Kapitel der Zauber und Segen, das alle entsprechenden Formen von den magischen Quadraten bis zu den hand-

geschriebenen Schutzbriefen aus Ägypten und den gedruckten Amuletten mit den Salomonischen Verträgen aus Jerusalem behandelt. Die inschriftbedeckten Zauberschalen aus Messing, wie sie in Kairo ebenso wie in Damaskus erworben wurden, sind allein schon ein Kapitel für sich.

Die größte Überraschung bringt aber doch wohl das Kapitel über den „Sar“ in Ägypten, eine umständliche zauberische Heilprozedur für Leute, die sich von verschiedenen Krankheitsgeistern besessen glauben, die „Sultane“ genannt werden. Rudolf Kriss hat in seinem wahrlich vor nichts zurückschreckenden Opfermut eine ganze solche mehrtägige Prozedur über sich ergehen lassen, einschließlich der blutigen Opfer, die über dem Kopf des „Patienten“ verrichtet werden. Die wohl einmaligen Bilder davon zeigen die dokumentarische Echtheit des eigentlich unfaßbaren Berichtes. Wie bei allen anderen Arbeiten ist Kriss aber auch hier weit über das Erlebnis hinausgegangen und hat Herkunft, Alter und Verbreitung dieser Sar-Zeremonien in Nord- und Westafrika, Ägypten und Abessinien so weit als möglich zu klären versucht. Das alles ist in diesem Umfang und mit dieser persönlichen Beteiligung wohl noch nie versucht worden: das lebendig geschriebene Buch hat damit die absolute Höhe seines Quellenwertes erreicht. Über unser Fach hinaus, weit in die Bereiche der Religionspsychologie hinüber wird man Kriss dafür dankbar sein.

In ihrer Gesamtheit bilden die beiden stattlichen Bände, die mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft ganz prächtig ausgestattet werden konnten, mit ihren vielen vorzüglichen Originalaufnahmen einen wahren Schatz zum Verständnis des Volkslebens im Vorderen Orient. Bei dem raschen Wandel der inneren Struktur der Volkskultur auch dort wird das Werk über seinen eigentlichen heuristischen Sinn hinaus bald auch dazu dienen, die Erinnerung an eine versinkende Welt des Glaubens und Brauches wachzuerhalten, eine Welt, von der man vielfach wohl gar nicht mehr meinen möchte, daß sie überhaupt und noch dazu in dieser Intensität noch am Leben sein könne.

Leopold Schmidt

Robert Löbl, **Burgenland**. Eingeleitet von Franz Hieronymus Riedl. Bildtexte von Otto Guglia. 96 Seiten, mit 100 Abb. München 1962, Süddeutscher Verlag. DM 16,80.

Es ist sehr zu begrüßen, daß der Süddeutsche Verlag in der Reihe seiner Landschafts-Bildbände nun auch einen Band über das Burgenland herausbringt. Diese durchwegs von Robert Löbl sachlich wie stimmungs- voll photographierten Bildsammlungen vermitteln jeweils einen sehr guten Überblick über die betreffende Landschaft, ihre Kunst und Kultur, und berücksichtigen das Volksleben bedeutend mehr als die Bände anderer verwandter Reihen, beispielsweise die an sich so schönen „Blauen Bücher“, die mit Vorliebe menschenleere Landschaften zeigen.

Auch dieser Band ist also der Landschaft und ihrem Volksleben gewidmet, und zwar dem Leben von heute, von der weinbäuerlichen Arbeit über die Hausindustrie in Stoob und Piringsdorf bis zum Heurigen in Rust. Die sehr kenntnisreiche, objektive Einführung hat Franz Hieronymus Riedl geschrieben, — doch wohl der gleiche Verfasser, der 1943 das Bildbändchen über „Das Deutschtum zwischen Preßburg und Bartfeld“ herausgebracht hat und somit ein Kenner unseres südöstlichen Vorfeldes ist. Die Texte zu den Bildern stammen von Hofrat Otto Guglia, einem vorzüglichen Kenner der neueren Geschichte des Burgenlandes, von dem erst im Vorjahr die Studie „Das Werden des Burgenlandes“

Seine Angliederung an Österreich vor 40 Jahren im Lichte teilweise unbekanntes Materials“ (= Burgenländische Forschungen, H. 44) erschien. Unter solchen Vorzeichen darf man wohl die meisten Bilder und ihre Erläuterungen als einwandfrei ansehen. Lediglich einige gestellte Aufnahmen, beispielsweise von den kroatischen Tamburizzaspielern (S. 63), von den Oberpullendorfer Csardastänzern (S. 84) und dem Zigeunerprimas (S. 85) erscheinen innerlich unwahr. Sonst ist der Bildband seiner Vielfalt wegen sehr empfehlenswert.

Leopold Schmidt

Barbara Pflaum und Theodor F. Meysels, *Via sacra*, Die Pilgerstraße nach Mariazell. 40 Text- und 40 Bildseiten. Wien, Verlag Herder. S 75.—

Die „Heilige Straße“ von Wien durch den Wiener-Wald nach Mariazell ist für die religiöse Volkskunde ein Begriff. Eine Monographie darüber gibt es leider nicht, obwohl barocke Vorformen dafür beispielsweise in Wallfahrerliedersammlungen vorliegen (vgl. Schmidt, Niederösterreichische Flugblattlieder, in: Jahrbuch für Volksliedforschung Bd. 6, Berlin 1938, S. 20). Von der Seite der politischen Mystik hat Ernst Karl Winter einst (Die heilige Straße. Der Pilgerweg von Wien nach Mariazell. Wien 1926) das Thema aufgegriffen. Nunmehr haben zwei Journalisten versucht, in Text und Bild einen Eindruck von dieser „heiligen Landschaft“ zu geben. Meysels versucht den Dingen von der Seite der Kunstgeschichte aus näherzukommen. Besonders die wichtigen romanischen und gotischen Kirchen und Klöster an dieser Straße machen auf ihn großen Eindruck, und er versucht nun, diesen auch auf ungeschulte Leser zu übertragen, was wohl nicht immer ohne Einbußen gelingt. Auch seine Auswertung der Mariazeller Literatur, an sich geschickt durchgeführt, wird man von unserer Seite her nur mit Bangen lesen. Seine Einstellung zum Mariazeller Tympanon-Relief z. B. (S. 26 f.) wird vom Standpunkt der Mariazeller Wundergeschichten her kaum befriedigen. — Zu diesem Text nun treten die Aufnahmen der bewußt snobistischen Presse-Photographin Pflaum. Da steht schon das Gegenständliche in Frage (beispielsweise die Verunglimpfung des herrlichen Lilienfelder Portales durch den davorstehenden x-beinigen Jüngling, Abb. 17), und für die eigentlichen Wallfahrermotive bleibt dann nicht viel übrig. Wo sie anklingen (etwa Ausblick vom Tor der Annaberger Kirche auf den Ötscher), werden sie durch die völlig überflüssigen Staffagefiguren verdorben. Aber einige wichtige Haltepunkte an der Strecke sind immerhin gesehen, und einige Impressionen in Mariazell wird man auch geglückt finden. Wenn dem Bändchen eine gediegene Monographie über das gleiche Thema zur Seite stehen würde, könnte man gegen diese journalistische Geringfügigkeit kaum etwas einzuwenden haben. Solang dies nicht der Fall ist, wird man diese Vorwegnahme eines schönen Themas als ungereimt empfinden.

Leopold Schmidt

Else Giordani, *Die Linzer Hafner-Offizin*. Josef Hafner und seine lithographische Anstalt. 276 Seiten, 192 Abb. Linz, 1962. Kulturverwaltung der Stadt Linz.

Die Munifizienz der oberösterreichischen Landeshauptstadt ermöglicht in unseren Jahren das Erscheinen von Veröffentlichungen, wie sie über die gewählten Themen in dieser Form, in diesem Umfang anderwärts kaum denkbar sind. Auch die vorliegende Publikation reiht sich an die bisher erschienenen Linzensien dieser Art würdig an. Der künstlerisch wenig bedeutende, aber dafür sehr unternehmende Lithograph Josef

Hafner, eine bezeichnende Gestalt des frühen 19. Jahrhunderts, hat hier seine erschöpfende Darstellung gefunden. Der fleißige Mann, der sein Geschäft auf schmalster künstlerischer Basis vorzüglich auszubauen verstand und nach den verschiedensten kleinen und kleinsten Vorzeichnern seine Lithographien schuf, die er mit Geschick auch zu vertreiben wußte, darf auch auf unser kulturgeschichtliches Interesse zählen. Topographische Ansichten aller Art, Bilder von Wallfahrtsorten und ähnliches findet sich, der ungeheuer umfangreiche Katalog aller Hafnerschen Lithographien, die sich in öffentlichen und privaten Sammlungen nachweisen haben lassen, wird für lange Zeit eine wichtige Quelle aller derartigen Bildnachweise bleiben. Die umfangreiche Bebilderung des schönen Werkes macht mit zahlreichen Proben bekannt. Wir wollen hier nur auf Blätter wie Abb. 23 „Hallstatt“ mit Trachtenfiguren (farbig), 65 „Hochzeitstanz“ und 66 „Tyroler Hochzeit“, 100 „Aufstieg zum Pöstlingberg“ und 115 „Mariahilf nächst Linz“ hinweisen. Sowohl der allgemeine Überblick über die Frühgeschichte der Lithographie in Österreich wie die genaue Darstellung der Hafnerschen Offizin überzeugen durch minutiöse Quellenkenntnis, Erschließung der archivalischen Daten und vorurteilslose Behandlung der beteiligten Persönlichkeiten und ihrer oft recht geringen künstlerischen Qualitäten. Die Durcharbeitung (einschließlich der umfangreichen Anmerkungen und Register) wie die sehr hoch stehende drucktechnische Ausstattung mit den eingeklebten Farbbildchen und dem tadellosen Druck auf dem elfenbeintönigen Kunstdruckpapier kann man nur loben.

Leopold Schmidt

Max Bauböck, Die Anfänge der Kränzl-Druckerei in Ried (in: 89. Jahresbericht des Bundes-Gymnasiums und -Realgymnasiums Ried im Innkreis, O.Ö. für 1960/61. S. 3—36, mit zahlreichen Abbildungen)

Die Geschichte der alten Buchdruckereien ist eine unentbehrliche Hilfsdisziplin für die Erforschung des Flugblattliedes, des kleinen Andachtsbildes, des Gebetes usw. Max Bauböck, Hofrat und Direktor des Gymnasiums in Ried, der verdienstvolle Betreuer des Veichtlbauer-Museums in der Innkreisstadt, legt hier eine vorzügliche Geschichte der Druckerei Kränzl vor, die als Gebet- und Flugblattlieddruckerei im Innviertel einstmals eine Rolle gespielt hat wie etwa Präxl in Krems oder Samuel Müller in Wiener Neustadt. Matthias Leopold Kränzl, der Begründer der Druckerei in dem erst 1779 österreichisch gewordenen Ried, war übrigens Niederösterreicher und offenbar Geselle bei Präxl gewesen. Er erfaßte die günstige Gelegenheit, in der neuingerichteten Kreisstadt als Meister zum Zug zu kommen, und lieferte nun jahrzehntelang alle Almanache, Kalender und sonstigen Gebrauchsdrucksachen, aber eben auch die spätbarocken Andachtsdrucke. Das alles wird zusammen mit der Kränzlschen Familiengeschichte hier dargetan, quellenmäßig belegt, weit über das bisher Bekannte hinaus. Ein wichtiger Beitrag also auch zur historischen Volkskunde des oberösterreichischen Innviertels.

Leopold Schmidt

Erich Nußbaumer, Vom Markt zur Stadt. Festschrift der Stadt Spittal zum Kärntner Gedenkjahr 1960. Geleitet von E. N. 312 Seiten, zahlreiche Abb. im Text und auf Tafeln. Spittal an der Drau 1960. Verlag der Stadtgemeinde Spittal.

Der alte Hauptort Oberkärntens, der erst 1930 zur Stadt erhoben wurde, legt hier einen stattlichen Band mit wichtigen heimatkundlichen Beiträgen vor. 1959 ist ihm ein ähnlicher Band, die Chronik von Spittal,

von Franz Türk, vorausgegangen. In dem vorliegenden Festband finden sich nun zunächst ortsgeschichtliche Aufsätze von Herfried Berger (Spittal als Hauptort Oberkärntens), Rudolf Wurzer (Die städtebauliche Entwicklung der Stadt) und Franz Türk (Alte Häuser, alte Namen, ein auch volkskundlich belangreicher Beitrag). Dann kommen Ur- und Frühgeschichtler zu Wort: Hans Dolenz (Die urgeschichtliche und römische Besiedlung Spittals und seiner Umgebung) und Werner Knapp (Burgen um Spittal). Einen umfangreichen Textkern bilden selbstverständlich die Beiträge zu dem Thema „Die Burg und ihre Herren.“ Die Wiener Kunsthistorikerin Renate Wagner-Rieger legt einen ausgezeichneten Beitrag über „Das Schloß zu Spittal“ vor, Franz Türk behandelt Hannibal Alfons Porcia als „absoluten Fürsten“. Sehr interessant und ergiebig der Beitrag von Karl Rauter über die „Hofmusik in der fürstlichen Residenz zu Spittal“. Bisher ganz unbeachtete Archivalien ergeben da reiche musikgeschichtliche Einblicke. Der Herausgeber Erich Nußbamer, der Kärntens Literatur- und Geistesgeschichte in hervorragendem Ausmaß pflegt, gibt ein aufschlußreiches Porträt des Fürsten Franz Seraphin Porcia, der wohl ein Sonderling, aber auch ein Dichter und vor allem ein Menschenfreund war. Auch die beiden nächsten Beiträge stammen von Nußbamer; besonders der verhältnismäßig umfangreiche „Zur Geistesgeschichte Spittals und des Oberlandes“ ist auch volkskundlich beachtenswert. Anschließend berichtet Helmut Prasnitz über das von ihm geplante und vorbereitete „Museum in der Burg“, worüber wir noch an anderer Stelle Nachricht geben. In dem eigenen Abschnitt „Volksbrauch und Tracht“ schreibt Franz Türk über „Alte Bräuche in und um Spittal“ und Franz Koschier berichtet über die „Erneuerung der Oberkärntner Frauentrachten“, mit 5 Abbildungen. Der Beitrag von Türk gibt überraschenderweise weit mehr als man vermuten möchte. Türk erzählt nämlich vom alten Brauchtum in den Siedlungen um Obermillstatt, und zwar weitgehend nach den Erinnerungen seines Vaters, so daß die meisten Mitteilungen für die Zeit vor fast hundert Jahren gelten dürften. Er mischt wohl hie und da Erläuterungen ein, die auf die Vulgärvolkskunde früherer Jahrzehnte zurückgehen. Der weitaus größte Teil der Mitteilungen ist aber reine Aufzeichnung, Bericht über die Bräuche des Jahreslaufes, und dürfte recht zuverlässig sein. Türk kann von den Adventbräuchen, von Nikolo und den Barteln, den Klöcklern usw. sehr eingehend erzählen. Einzelheiten wie das Quatemberbrot sind ihm ebenso geläufig wie das Krippelaufstellen. Selbstverständlich weiß er auch einiges vom Gmünder Hirtenspiel. Die ausführlichste Schilderung gilt dem Osterbrauch, insbesondere der österlichen Wallfahrt nach St. Wolfgang am Fratres, mit dem auch heute noch sehr geläufigen Sauhaxenopfer. Manche Züge in Türks Schilderung sind durchaus nicht allgemein geläufig oder gar schon ausgewertet. Sein Bericht über eine Perchtengestalt namens „Garges“ (S. 252) beispielsweise scheint eine Erstaufzeichnung zu sein. Der Gestaltname ist weder Lexer, noch Waschnitius bekannt gewesen, wird nicht bei Graber genannt, kurz, müßte erst genauer erhoben werden. An sich scheint es sich dabei um eine Thomas-Gestalt zu handeln. — Der schöne Band ist also auch eine wertvolle Bereicherung unserer Kenntnis des Kärntner Volkslebens.

Leopold Schmidt

Bertl Petrei, **Jahrtausende ziehen mit uns.** Der Roman der Geschichte und Erforschung des Kärntner Vierbergelaufes. 162 Seiten, 4. Abb. auf Tafeln, 2 Karten im Text. Maria Rain in Kärnten, 1962 Verlag Dr. Bertl Petrei. S 97,—.

Es gibt Romane der Archäologie, Nacherzählungen der Ausgrabungsgeschichte versunkener Städte usw. Hier hat ein der Volkskunde nahestehender Schriftsteller versucht, einen Roman der Volkskunde, im besonderen eines Volksbrauches mit allen seinen Verwurzelungen und Verklammerungen in heimatlicher Geschichte, Kultur- und Kunstgeschichte zu schreiben. Der Laufbrauch der Vierberger-Wallfahrer eignet sich zweifellos in ganz besonderem Maß dafür, da die Verbindung des Brauches mit der archäologisch so reichen Landschaft des Magdalensberges und des Zollfeldes naheliegt. Petrei hat sich vorzüglich informiert und verbindet eine sehr genaue Schilderung des Wallfahrtsbrauches in der Gegenwart, die nur durch einen ganz dünnen romanhaften Faden erzählerisch aufgelockert erscheint, mit eingeschalteten Proben aus der Forschungsgeschichte, von Christalnig, Megiser und Valvasor über die Aufklärer bis zu Graber und den Zeitgenossen. Das Buch ist lebendig geschrieben, die Verbindung von Schilderung und Einschaltungen, die gewissermaßen gesprächsweise dargeboten werden, durchaus lesbar. Auch sachlich wird sich wenig einwenden lassen, da Petrei ja keine eigenen Meinungen darbietet, sondern respektvoll zitiert, und so gut wie alle schon geäußerten Ansichten zu Wort kommen läßt. Und zwar so weitgehend, daß er noch Lebende wie Rudolf Egger oder Eberhard Kranzmayer geradezu direkt sprechen läßt, im Sinn seines Romanhelden, der ja Journalist ist und daher die Interviewform möglich erscheinen läßt. Kleinere Irrtümer sind ganz selten (z. B. die „Wotanseiche“ S. 137), die Darstellung im ganzen sehr befriedigend, weil man die ernsthafte Beschäftigung mit unserer Forschung spürt, und die begrüßenswerte Bemühtheit, die Sache und ihre Erforschung auf diese Weise interessierten Laienkreisen nahezubringen.

Leopold Schmidt

Bernhard Capesius, **Die Landler in Siebenbürgen.** Geschichte und Mundart. Bukarest 1962, Verlag der Akademie der Rumänischen Volksrepublik. 191 Seiten.

Von den unter Karl VI. nach Siebenbürgen ausgesiedelten Protestanten aus Oberösterreich, Steiermark und Salzburg leben heute noch Nachkommen, etwa fünftausend an der Zahl, in den drei Dörfern Neppendorf, Großau und Großpold in Siebenbürgen. Ihre Geschichte ist schon vor mehr als dreißig Jahren durch Ernst Nowotny (Die Transmigration ober- und innerösterreichischer Protestanten im 18. Jahrhundert. Jena 1931) quellenmäßig behandelt worden. Capesius bringt hier kaum Neues, unterstreicht nur die sozialen Züge bei der Neuan-siedlung, insbesondere den Widerstand der Siebenbürger Sachsen gegen die Zuwanderer, die doch immerhin Sprach- und Glaubensbrüder gewesen wären. Capesius schiebt die Schuld auf die sächsischen „Patri-zier“, die ihren Besitz nicht geschmälert sehen wollten. Im zweiten Teil gibt Capesius eine ausführliche Mundartkunde, welche diese bayrisch-österreichischen Sprachreste genau behandelt, auch einen „Wortschatz“ und erfreulicherweise auch ein genaues Verzeichnis der Familiennamen, samt Herkunfts- und Ansiedlungsorten. Die volkskundlichen Erhebungen zur sachlichen und geistigen Volkskultur, die doch im Zuge der Sprach-

inselforschung einstmals auch dort vorgenommen wurden, scheint Capesius nicht zur Kenntnis genommen zu haben. Sie wären aber vielleicht seinen Erläuterungen des „Wortschatzes“ zugutegekommen, die ja doch sachlich recht spärlich sind.
Leopold Schmidt

Hans Güthlein und Joseph Maria Ritz, Das Feuchtwanger Heimatmuseum. 2. Aufl. besorgt von Franz Prinz Wittgenstein. (= Die bayerischen Heimatmuseen, Bd. I). 52 Seiten und 105 Abb. o. O. u. J. (Feuchtwangen 1962).

Als 1929 dieser Führer durch das bedeutendste Heimatmuseum in Mittelfranken zum ersten Mal erschien, bedeutete er mit seinem guten Abbildungsmaterial eine sehr wichtige Bereicherung unserer ganzen Anschauung von der Volkskunst zwischen Donau und Main. Die Bedeutung des Museums, an dem besonders der inzwischen verstorbene Münchner Denkmalpfleger Ritz sehr hing, hat sich durch eine behutsame Restaurierung und Neuaufstellung noch erhöhen lassen. Gewiß bleibt die in dem alten Fachwerkhaus (Abb. 1 zeigt es jetzt in einer Farbaufnahme) untergebrachte Sammlung eng gedrängt, Geräte und Möbel häufen sich, und auch die Erweiterung in den „Umritt“ hinaus, zu Scheune, Schäferkarren und Flachsbrechhaus hat keine wesentliche Erleichterung gebracht. Die Unterbringen der Handwerksstuben im Westbau des Kreuzganges wird man vielleicht nur bedingt glücklich finden, so nützlich die Erhaltung dieser Geräte aus Zinngießerei, Zuckerbäckerei, Färberei, Töpferei usw. selbstverständlich ist. Man könnte sich vorstellen, daß man in Feuchtwangen für die derart zusammengedrückte Fülle, die das Museum ja weit über den Rahmen eines eigentlichen Heimatmuseums hinaushebt, einmal ein genügend großes wirkliches Museumsgebäude errichten könnte, das gleichzeitig ein wissenschaftliches Zentrum der fränkischen Volkskunde darstellen würde. Zur Zeit sind wir froh, daß der neue Führer mit seinen berichtigten Angaben und dem reichen Bildmaterial vorliegt. Hoffentlich läßt sich die durch ihn eingeleitete neue Reihe „Die bayerischen Heimatmuseen“ rasch und ausgiebig zu einer guten Katalogserie gestalten.
Leopold Schmidt

Irmgard Hampp, Beschwörung — Segen — Gebet. Untersuchungen zum Zauberspruch aus dem Bereich der Volksheilkunde. (= Veröffentlichungen des staatl. Amtes für Denkmalpflege Stuttgart, Reihe C: Volkskunde, Bd. 1) Stuttgart 1961, Silberburg-Verlag, Werner Jäckh. 284 Seiten, 2 Abb., DM 21,—.

Die Volksmedizin ist ein Gebiet, das in den letzten Jahrzehnten sehr vernachlässigt wurde. Dies gilt besonders für den deutschen Sprachraum, ebenso wie für den ostalpinen, wie es ein Blick in den letzten Band der Internationalen Volkskundlichen Bibliographie deutlich macht. Erst in den letzten Jahren wird von steirischer Seite versucht, das Versäumte für den Ostalpenraum nachzuholen. (Vgl. E. Grabner, Zur Erforschung der Volksmedizin in den Ostalpen. SAVK 57. Jg., Basel 1961, S. 164 ff.).

Umso erfreulicher ist es, daß nun von süddeutscher Seite ein Beitrag zum Zauberspruch aus dem Bereich der Volksheilkunde vorliegt. Irmgard Hampp, Assistentin der Württembergischen Landesstelle für Volkskunde, konnte sich auf Anregung von Hugo Moser und unter seiner wissenschaftlichen Betreuung auf eine Sammlung von rund 3000 Zaubersprüchen stützen, die in handschriftlichen und gedruckten Quellen überliefert sind und einen Zeitraum von fünf Jahrtausenden umfassen.

Die Verfasserin geht dabei von den württembergisch-hohenzollerischen Sammlungen aus, doch ergänzt sie dieses Spruchgut durch Beispiele des europäischen und außereuropäischen Raumes, wie auch durch Sprüche aus der Frühzeit fremder Völker.

Nach einleitenden Erörterungen über „Aberglaube“ und „Volks-glaube“, Dämonenglaube und Sympathieglaube, wobei sie den Begriff „Aberglaube“ durch „Volks-glaube“ ersetzt sehen will, behandelt sie den Zauberspruch als magische Handlung. Sie greift damit aus dem Bereich des Volksglaubens eine Form heraus, „in der die Bewahrung und Mischung magischer und religiöser, vorchristlicher und christlicher Elemente vielleicht am deutlichsten faßbar ist“. Besonders interessant wird dies, wo es um das medizinische Element im Zauberspruch geht, wie es in vielen volksmedizinischen Praktiken gegen verschiedene Krankheiten bis zum heutigen Tag enthalten ist. Nicht ganz zutreffend scheint hier die Behauptung J. Hampps zu sein, daß die Erfahrungsmedizin, die „nur am Rande von magisch-religiösen Vorstellungen berührt“ und „deshalb vor allem für den Mediziner und Pharmazeuten, wohl weniger aber für den Volkskundler von Wichtigkeit“ sei. (S. 31 f.) Die Volksmedizinforschung weiß jedoch heute, daß nicht nur die Zaubermethoden, wie sie meistens in alten, verworrenen Praktiken zum Ausdruck kommt, sondern vor allem die von Hampp als „Erfahrungsmedizin“ bezeichnete Methode, für den Volkskundler von besonderer Wichtigkeit ist. Aus dieser „Erfahrungs“-Volksmedizin ergeben sich oft überraschende Heilerfolge, auf die die moderne medizinische Forschung heute immer häufiger zurückgreift. Erst beide zusammen, wirkliche althergebrachte Heilmethode, die das Wissen um die heilenden Kräfte der Natur einschließt, und magisch-religiöse Vorstellungen ergeben das komplexe Gebilde der Volksmedizin.

Nach einer kurzen Einführung zum Zauberspruch als einer Form zaubermethodischer Therapie folgt dann eine Zusammenstellung von Sprüchen bei Geschwulst und Geschwür, Schwindsucht und Gliederschwind, Wunde und Knochenbruch, „Brand“ und „Feuer“, Rotlauf und „Rose“. Bei der Behandlung der Krankheitsnamen „Brand“ und „Feuer“ sucht man allerdings vergebens nach Benennungen wie „Schöne“, „Rot-schöne“, „Afel“ und „Antoniusfeuer“, obwohl auf Seite 48 ein Spruch aus Siebenbürgen gegen das „Antoniusfeuer“ verzeichnet ist. Diese Bezeichnungen waren besonders in unserem süddeutsch-südostalpinen Raum für rotlaufartige Hauterkrankungen sehr geläufig.

Bei der Behandlung des Fiebers geht die Verfasserin auch auf die Etymologie des Wortes ein. Hier wäre die Einsicht bei Kluge-Götze, Etymologisches Wörterbuch, verlässlicher gewesen, als die Übernahme von M. Höfler (Deutsches Krankheitsnamen-Buch, München 1899). Auch ein Hinweis auf die eigenartige Vorstellung der 72, 77 oder 99 Fieber, wie sie in den Fiebersegen immer wieder auftreten und wie sie wohl das Übermaß der Krankheit zum Ausdruck bringen sollen, wäre hier sehr nützlich gewesen. (Vgl. E. Grabner, Volkstümliche Fiebertvorstellungen. Ein Beitrag zur steirischen Volksmedizin. ÖZV N. S. XV, 1961, S. 83 ff.). Denn es ist in den folgenden Sprüchen noch viel von solchen Zahlen die Rede, besonders von der Zahl 77, wie sie in Heilsegen gegen die 77-erlei Gicht, die 77-erlei Gliedersucht oder die 77-erlei „Schwindungen“ (Schwindsucht) erwähnt wird.

Zum Kapitel „Gicht“ müßte hier unbedingt die wichtige Arbeit von Primus Lessiak, Gicht. Ein Beitrag zur Kunde deutscher Krankheitsnamen (Zs. f. d. sch. Altertum 53, Berlin 1912) genannt werden, ebenso wie

dem Abschnitt der dämonisch aufgefaßten Krankheitsbezeichnung „Geschoß“ die neuere Arbeit von Lauri Honko, Krankheitsprojekte. Untersuchung über eine uralte Krankheitserklärung (FFC 178, Helsinki 1959) beizufügen wäre.

In weiteren Kapiteln behandelt die Verfasserin dann Sprüche, in denen die Krankheitsdämonen in Tiergestalt oder als elbische Wesen gedacht werden, so z. B. in den vielen Besprechungen gegen den Wurm, wie er als Finger-, Zahn-, Haar- und Herzwurm am häufigsten auftritt. Eine weitere und weitaus zahlreichere Gruppe bilden dagegen die Beispiele, in denen die Krankheit selber personifiziert wird. In ihnen sind der Dämon und sein Werk, die Krankheit, völlig identifiziert, so daß der Zauberspruch beide zugleich zu treffen vermag. Das magische Mittel, das in den volkstümlichen Praktiken hier am häufigsten angewendet wird, ist die Verbannung einer Krankheit, die entweder ein bloßes „Wegschicken“ ohne Ziel oder aber auch ein „Hinschicken“ an einen bestimmten Ort sein kann. Dieser Ort, „wo kein Hahn nit kräht, wo kein Mahder nit mäht, wo kein Bauer nit sät...“, wie es auch in vielen steirischen Segen immer wieder heißt, ist eine menschenleere Wildnis und deshalb ein geeigneter Bannungsort.

Nach diesen beiden Hauptabschnitten über den Zauberspruch als magische Handlung und das medizinische Element im Zauberspruch, behandelt die Verfasserin Formen und Typen solcher Sprüche. Sie unterscheidet hier Befehl, Wunsch und Bitte und versucht anschließend auch zwischen Beschwörung, Segen und Gebet in Form einer Definition zu unterscheiden. Ihre Folgerung scheint auf den ersten Blick recht einleuchtend: „Das Objekt des Gebetes also ist die gute Macht, das Objekt der Beschwörung die böse, das Objekt des Segens aber ist der Mensch, der zwischen Gut und Böse steht, vom Bösen gefährdet, der Hilfe der guten Mächte bedürftig. Und so steht der Segen zwischen Gebet und Beschwörung“. (S. 137) Daß es aber bei den fließenden Grenzen zwischen den einzelnen Formen denn doch nicht immer ganz leicht ist, diese drei Begriffe streng zu scheiden, wird auch von der Verfasserin eingestanden.

Etwas verwirrend ist der Übertitel des letzten Abschnittes: „Die Verbindung der subjektiven Formen mit objektiven Elementen zu zweigliedrigen Stilformen und die objektive Form des Zauberspruchs als eingliedrige Stilform“. (S. 140) Doch bei einer näheren Beschäftigung mit den einzelnen Unterkapiteln wird vieles klarer. Die „Ritusanzeige“ enthält Angaben über die Anwendung eines Zauberspruchs zu einer bestimmten Zeit, an einem bestimmten Ort, unter Ausführung einer bestimmten Handlung. Das hierzu beigebrachte Beispiel über die Entziehung der drei Blutstropfen, das eigentlich ein Schadenzauber ist, dürfte nicht sehr glücklich gewählt sein. (S. 142) Solche Bannsprüche, die in den drei Blutstropfen eine magische Kraft sehen, verwendete man, um einen Gegner oder Dieb zu bannen. Dabei ist überall der Gedanke an die Lebenskraft der drei Blutstropfen enthalten, die man dem Gegner entziehen will, um ihm dadurch seine Macht zu nehmen. Hier klingt wohl die Vorstellung von den drei schwebenden Blutstropfen mit, deren Fall als „Gutt“, „Tropf“, „perlis“ oder „schlag“ gefürchtet war. (Vgl. E. Grabner, Die drei schwebenden Blutstropfen im Kopfe des Menschen. Von Ursache und Entstehung der Apoplexie in der Volksmedizin. Bayer. Jb. f. Vkd. 1961, S. 72 ff.)

Neben der „Ritusanzeige“ unterscheidet Hampp den magischen Vergleich und die Analogieerzählung. Sie behandelt hier mit vergleichenden Beispielen aus der Frühzeit verschiedene Segen, die sie als Begegnungs-

typ dem Wanderschaftstyp gegenüberstellt. Hierher gehören der „Petrussegen“, der „Hiobsegen“, der „Drei gute Brüder-Sege“, der „Longinussegen“ und der „Drei Engel-Sege“ — um nur einige herauszugreifen. Dem Drei Engel-Sege, den die Verfasserin durch Beispiele aus dem 10. und 13. Jahrhundert belegt, wäre noch eine Fassung des 12. Jahrhunderts aus der sogenannten Engelberger Handschrift zur Seite zu stellen, wie sie K. Bartsch, Alt- und mittelhochdeutsches aus Engelberg (Germania XVIII, Wien 1873, S. 46) wiedergibt.

Weiters bedarf die Gleichsetzung der Krankheitsbezeichnung „Afel“ mit Eiter (S. 181) noch einer Berichtigung. Es handelt sich hierbei nicht um „Eiter“, sondern unter „Afel“ versteht man in der volkstümlichen Krankheitsvorstellung jede Entzündung und Verletzung überhaupt. Die Bezeichnung „Afel“ ergab sich aus der Zusammenziehung von „Abfell“, wobei man unter „Fell“ die Menschen- und Tierhaut verstand. Später hat sich der Name Fell als „Abfell“ und „Afel“ auf Hautentzündungen übertragen.

An eine zusammenfassende Schlußbetrachtung schließt sich ein reichhaltiges Schrifttumsverzeichnis an, das auch die handschriftlichen Quellen berücksichtigt. Bedauerlich und wissenschaftliches Arbeiten sehr erschwerend ist das Fehlen eines Sachregisters.

Wenn auch vom Volksmedizinischen her einige Ergänzungen anzu bringen waren, so ist der Württembergischen Landesstelle für Volkskunde und vor allem ihrer Mitarbeiterin I. Hampp zu einem solchen geglückten Werk zu gratulieren.

Man kann hier nur mit ehrlicher Bewunderung für die Arbeit I. Hampps die Worte Prof. Dölkers wiederholen, die er dieser Arbeit voransetzte: „Mit vergleichendem Blick auf eine Fülle entsprechender Zeugnisse zum Glaubensleben der Völker aller Zeiten und vieler Länder der Erde hat Dr. Hampp ihre Untersuchungen durchgeführt, und es ist ihr dabei gelungen, von den räumlich doch sehr gebundenen Sammlungen Württembergs aus zu einem grundmenschlichen Thema, das keine Ländergrenzen kennt, einen nützlichen Beitrag zu liefern.“ —

Elfriede Gr a b n e r

Leopold Schmidt, Das deutsche Volksschauspiel. Ein Handbuch.

Mit 6 Karten im Text und 18 Abbildungen. Geb., 516 Seiten. Erich Schmidt-Verlag, Berlin 1962. DM 60,—.

Nahezu dreißig arbeitserfüllte und erfolgreiche Forscherjahre hatte L. Schmidt der Erhellung von Wesen, Formen, Geschichte und Gegenwartsbedeutung des Gesamtphänomens „Volksschauspiel“ gewidmet, ehe er nun dieses gewichtige, umfassende „Handbuch“ vorlegen konnte, das in seiner Art ein Monumentalwerk genannt werden darf, weit über alle mehrfach versuchten Zusammenfassungen über diesen Sonderzweig der „Volksdichtung“ hinaus, dem man sich ziemlich spät erst mit gebührendem Interesse zugewendet hat. Immerhin bleibt es bedeutsam, daß die Volksschauspielforschung, die vor über hundert Jahren von Karl Weinhöld in seinem Buche „Weihnacht-Spiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien“, Graz 1853, von Österreich aus ihren entscheidenden, weit über Germanistik und Texteditionen mittelalterlicher Dramen hinaus in ein bis dahin kaum beackertes Neuland führenden Schritt hatte machen können, nun wiederum von einem österreichischen Gelehrten einen Abschluß finden hat können, der wohlgegliedert alles Erarbeitete dartut und dabei so randvoll mit Anregungen und zukunftsweisenden Exkursen erfüllt ist. L. Schmidt faßt hier wie in den vielen Vorarbeiten

seiner bisherigen Studien und Bücher zu unserem Thema die Erscheinung „Volksschauspiel“ in voller Geltungsbreite von den einfachsten Formen von Kleidung und Maskierung (Schminke, Grün- und Dürr-Masken, Fellvermummung, Tiergestaltigkeit u. ä.) der Heischgänge und Lärmzüge in jenem keimhaft „dramatischen“ Brauchtum, das vor kurzem auch Paolo Toschi in seinem großen Werke über die „rituellen“ Anfänge des Theaters („Le origini del teatro italiano“ Florenz 1955) für Italien zugrunde gelegt hatte, bis hin zu den Großformen der spätmittelalterlichen Mysteriendramen (Karfreitagsliturgie, Osterfeier, -spiel, Passionsdramen, -prozessionen, Antichrist-Spiele). Dazwischen liegen, nach Formen untergliedert und nach Themen aufgezählt jene vielen Tausende von Nennungen eines brauchtümlchen „Theater“-Lebens der städtischen wie der ländlichen Wohn- und Lebensgemeinschaften, der konfessionell, nach Lebensalter oder nach Berufsständen (Bruderschaften, Gilden, Zünfte, Knabenschaften usw.) differenzierten Gruppen derer, die ein „Leben in überlieferten Ordnungen“ führen, um L. Schmidts Bestimmung für das Objekt der Volkskunde als Wissenschaft zu gebrauchen. Der Standpunkt für dieses Handbuch ist im wesentlichen volkkundlich-kulturhistorischer Art. Alle mitbestimmenden Nachbardisziplinen und ihre Forschungsergebnisse sind herangezogen: die Theaterwissenschaft wie die Literaturgeschichte, die Altertumskunde wie die Religionswissenschaft, die allgemeine und die jeweilige Landesgeschichte nicht minder als der von L. Schmidt und seiner Schule im fruchtbringenden Wachstum kräftigst geförderte Sonderzweig der Kunstwissenschaft, die Ikonographie. Und gerade das ist nicht unwesentlich: immer und überall sucht Schmidt die Sonderbedingungen des Spiels, des Brauchtums, der Eigenart ihrer Ausprägungen, die Verbindungslinien zur bildenden Kunst wie zur Musiktradition im Lebensraum. Es war gewiß ein Wagnis, ein so allgemein verbreitetes Kulturelement im Überlieferungserbe „des Volkes“ nach geographischen Bereichen, die sich weder mit historischen Landeseinheiten, noch mit derzeitigen politischen Gegebenheiten, mit Stammesgrenzen u. dgl. decken müssen, aufgliedern zu wollen. Und doch fügen sich die 41 Großlandschaften der Volksschauspielüberlieferungen, die Schmidt zwischen Schleswig-Holstein im Norden, Innerösterreich und dem Burgenland im Südosten des geschlossenen Bereiches der deutschen Sprache abgrenzt, nahtlos ineinander, da es ihm gelungen ist, solcherart die unglaubliche Stofffülle zu bändigen, zu landschaftsbezogenen und von daher in ihrem Wesen bestimmten Ordnungen zu gliedern und dem jeweiligen Bestand einer Landschaft ein gemeinsames Signum in einer essayhaft geistreichen Einleitung über Lebensbedingungen und Wesen eben dieser Landschaft voranzustellen. Dies für alle deutschsprachigen Landschaften mit Einschluß der fremden Nachbarvölker, mit denen deutsche Volkskultur in langen Jahrhunderten gebend und nehmend in Berührung stand und steht. Hier weitet sich das „Handbuch des deutschen Volksschauspiels“ zu einer sehr brauchbaren, von keinerlei Voreingenommenheit getrübbten Schau auf die oftmals geforderte „europäische Volkskunde“.

Etlche von den auf Grund einer geradezu unheimlichen Belesenheit in Wesen und Erbe des Volksschauspiels geschilderten Landschaften (man sehe sich die Ausführlichkeit des beigegebenen wissenschaftlichen Anmerkungsapparates zusätzlich zum Register an, S. 353 — 460, um die Tiefenschau für jede Sonderlandschaft zu ersehen!) haben dieses Erbe im 19. Jahrhundert oder noch früher aufgegeben. Für sie war und ist das „Volksschauspiel“ in seiner Gesamterscheinung nur „historisch“ zu

erfassen. Was dennoch hier an Erkenntnis und Anregung vorliegt, möge nur der Kurzhinweis auf die bisher nahezu unbeachtete Fülle der niederdeutschen spätmittelalterlichen Maskenbräuche, etwa des „schôdüvel“-Laufens in den hansischen und niedersächsischen bzw. westfälischen Städten bezeugen, das nichts anderes als ein ebenbürtiges Sonderbrauchtum des deutschen Nordens (mit Ausstrahlungen bis ins Baltikum!) gegenüber dem süddeutsch-reichsstädtischen „Schembartlaufen“ darstellt. Hier konnte Schmidt auf Forschungsnotwendigkeiten hinweisen, die wirkliche Einsichten versprechen, wenn man allein die Fülle der Zeugnisse denkt, die diesbezüglich im „Mittelniederdeutschen Wörterbuch“ von Schiller-Lübben (IV, Bremen 1878, 108 ff.) oder im „Mittelniederdeutschen Handwörterbuch“ von Lasch-Borchling-Cordes, III/12. Lfg. Neumünster 1959, Sp. 111 f. an Materialien vorgelegt wurde. Das gilt für die Schimmelreiter- und Habergeiß-Brauchtumsgestalten nicht minder als für die jeweiligen Sonderhinweise der Widerspiegelung des Volksschauspiels im Werk so vieler deutscher Dichter. Andere Landschaften, die auch in der Gegenwart noch ein reiches Volksschauspielleben aufweisen (Innerösterreich, Tirol, Donauschwaben bis 1945), mußten dagegen knapper behandelt werden, durften nur ihr Wesentlichstes der Darstellung zugeben, um die erstrebte Schau über den gesamten deutschen Sprachraum nicht zu gefährden. Das war offenkundig das Ziel und das ist auch erstmals in solcher Breite gelungen. Mag nun ruhig dieser und jener Beckmesser kommen und triumphierend feststellen, dieser oder gar jener Kleinaufsatz im Heimatkalender aus dem Jahre Schnee sei in den wissenschaftlichen Anmerkungen nicht aufgenommen: Das Gesamtwerk ist eine großartige, stoffreiche und gedankenerfüllte, auf alle Fälle weiterführende Schau, zu der jede der angesprochenen Landschaften nun für sich das nachtragen möge, was für sie im besonderen „noch fehlt“. Die hier schon erstmals eingestreuten Karten sollen nunmehr auch zu Übersichten über Ähnliches in anderen Brauchlandschaften führen. Der Verlag hat das umfangreiche Werk mit Karten und Bildern sorgfältig ausgestattet (wenngleich es den Rezensenten ärgert, daß der Verfasser in der Schreibung mancher slawischer Namen und Titel im Kampf mit dem Setzer offenkundig unterlegen ist. An dieser crux kommt die Wissenschaft des Westens anscheinend noch lange nicht vorbei!) Es steht aber auch zu hoffen, daß die Germanistik als solche auch von der Erscheinung des „Volksschauspiels“ und von den Erkenntniswerten der Volkskunde als Wissenschaft auch für Germanistik und Literaturwissenschaft und -geschichte noch mehr als bisher Kenntnis nimmt, da ein so hochangesehener Verlag für germanistische Forschung sich die Aufnahme des vorliegenden Werkes hatte anlegen sein lassen.

Leopold Kretzenbacher, Kiel

Will-Erich Peuckert, *Deutsche Sagen*. Bd. II: Mittel- und Oberdeutschland. 338 Seiten. Berlin 1962, Erich Schmidt-Verlag. DM 24,60.

Dies ist der zweite Band des Werkes, dessen I. Band wir hier vor kurzem (ÖZV XVI/65, 1962, S. 53 f.) nicht ohne einige Einwände angekündigt haben. Peuckert reiht hier also weiter seine Zeitschriften-Ausschnitte aneinander, die, in der Menge betrachtet, sicherlich einen gewissen Querschnitt durch das deutsche Sagengut vorstellen. Wenn man freilich gewohnt ist, unser Kulturgut, auch das geistige, landschaftlich zu betrachten, so wird man an einer so einfachen Reihung kaum viel Freude haben: Mitteldeutschland etwa — was hat das Rheinland auf dem Gebiet der Sage mit Schlesien gemeinsam? Aber solche Fragen ergeben sich hier zu Dutzenden, die Sammlung ist jedoch nicht dafür bestimmt,

sie zu beantworten, sondern will im wesentlichen eben ein Textbuch zu Peuckerts „Handwörterbuch der Sage“ sein. Und dazu wird die Sammlung sicherlich von Nutzen sein, besonders wenn dieses Handwörterbuch sich eben gerade auf die in Zeitschriften verstreuten Varianten stützen sollte und nicht auf die in den guten und zugänglichen landschaftlichen Sagensammlungen vertretenen Fassungen. Die Verbindung zu diesen Sammlungen hätte in den wieder nur sehr knappen Anmerkungen wohl verdichtet werden können. Auch das Zusammenfassen der Typen, wie es im „Handwörterbuch“ sowieso wird vorgenommen werden müssen, wäre hier schon vorzubereiten gewesen. So sind beispielsweise Nr. 217 und Nr. 227 doch nur zwei Varianten einer Sage von einer Kamm-Frau. Beide Varianten geben nur späte, zu Kindersdreckgeschichten gewordene Fassungen der Erzählung von einer mythischen Kämmerin, worauf aber nirgends auch nur im mindesten hingewiesen wird. Da wären auch Rückverweise auf den I. Band nützlich gewesen, im Fall der Kamm-Frau auf I, Nr. 232. Aber auch in anderen Fällen, beispielsweise bei der Altentötung der Zigeuner: Zu II, Nr. 197 hätte gleich auf I, Nr. 331 hingewiesen werden können. Da hätte sich aber freilich auch herausgestellt, daß die Teilung in Nieder- und Oberdeutschland nicht sehr viel Wert besitzt. In beiden Bänden finden sich genügend Wandermotive, die hier und dort vorkommen, und die tatsächlich ganz landschaftlich gebundenen treten gar nicht stark hervor. Zum Teil eben wohl auch, weil die West-Ostgliederung in vieler Hinsicht eben die bedeutendere ist. Aber vielleicht dient das Buch unter anderem auch dazu, daß wir alle diese Fragen stärker als bisher ins Auge fassen sollen.

Leopold Schmidt

Kurt Ranke, *Schleswig-Holsteinische Volksmärchen* Bd. III (Ath 670 — 690). Aus den Sammlungen der Kieler Universitätsbibliothek, der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek und des Germanistischen Seminars der Universität Kiel herausgegeben und mit Anmerkungen versehen. 398 Seiten. Kiel 1962, Verlag Ferdinand Hirt. DM 48,—

Das große schleswig-holsteinische Märchenwerk, auf dessen erste Bände wir bereits bei Erscheinen hingewiesen haben, wächst. Der vorliegende dritte Band dieser hauptsächlich auf den handschriftlich vorliegenden Aufzeichnungen der großen Sammler Wilhelm Wisser und Gustav Friedrich Meyer beruhenden Ausgabe umfaßt den Schluß der Zauber-, Legenden- und Novellenmärchen. Stoff für zwei weitere Bände (nämlich Tiermärchen und Geschichten vom dummen Teufel) wäre noch vorhanden. Proben für alle diese Gruppen sind in den veröffentlichten Sammlungen von Wisser selbstverständlich enthalten. Aber Ranke will eben alle vorhandenen Varianten abdrucken, sein Kommentar berücksichtigt dabei die seit Bolte-Polivka veröffentlichten Fassungen und wird damit zu einem Nachschlagewerk über den niederdeutschen Raum hinaus. Merkwürdig übrigens, daß man selbst bei einem so intern fachlichen Werk nicht sicher sein kann, nun tatsächlich nur Märchen vorgesetzt zu bekommen. Der „Klapperhannes“ etwa (S. 222 f.) ist doch wirklich weit eher eine Sage als sonst etwas. Oder „Die vorbezahlte Rechnung“ (S. 258 f.) kann man doch nur zu den Schwänken zählen. Daß die Motive im „Ath“ vorkommen — der Untertitel muß eigentlich doch weithin abschreckend wirken — sagt wirklich nichts aus. Die Faszination der „Indices“ ist für den, der sich mit dem Erzählgut stärker innerlich beschäftigt, unbegreiflich. Ihr eigentliches Anliegen, nämlich das Erzählgut zu ordnen, haben sie, wie etwa die genannten Beispiele zeigen, doch nicht erfüllt.

Leopold Schmidt

Georg Schreiber, **Der Bergbau in Geschichte, Ethos und Sakralkultur** (= Wissenschaftliche Abhandlungen der Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, Bd. 21) 758 Seiten, 33 Bildtafeln. Köln und Opladen 1962, Westdeutscher Verlag, DM 65,—

Nach vielen kleinen Vorarbeiten auf dem gleichen Stoffgebiet legt Georg Schreiber, der große Anreger der deutschen religiösen Volkskunde, hier nun in seinem 80. Lebensjahr das zusammenfassende Werk über die religiöse Bergbauvolkskunde vor. Ein sehr umfassendes Werk, auf einer immensen Quelleneinsicht fußend, mit 3012 gezählten Anmerkungen (von denen sich viele durch Nachträge wieder ein halbes dutzend Mal aufspalten) versehen, durch mächtige Literaturverzeichnisse und Register erschlossen.

Das Buch versucht in sich verschiedene Bereiche der Bergwerkskultur zusammenzusehen: Der erste Hauptabschnitt gilt dem Bergwerk im Recht, in der Liturgie und Sakralkultur. Das korrespondiert weitgehend mit dem 5. Abschnitt, der die von Schreiber eigentlich zuerst behandelten religiösen „Schutzherren des Bergbaues“ darstellt. Im 2. Abschnitt „Bergwerkslehen“ wird neben dem mittelalterlich-rechtlichen Begriff der geistliche, also „Bergwerk als Großtat des Herrn“ herausgestellt, Ausführungen über Bergmannsbruderschaft, Bruderhaus usw. schließen sich an. Der 3. Hauptabschnitt schildert den „Bergmann kulturproduktiv“: Da ist also der eigentlichen volkskünstlerischen Leistung Anerkennung gezollt, etwa dem bergmännischen Volksschauspiel, der Krippenkunst, dem Tischgeät (Bergkannen, Handsteine), der Lichtsymbolik usw. Andererseits versucht erst der 4. Hauptabschnitt dafür gewisse Grundlagen im Volksglauben und in der Volkerzählung als „geistige Haltung“ zu erschließen. Das weite Gebiet, vor allem die Motive der Bergmannsage umschließend, wird in kleinen Einzelkapiteln angegangen (z. B. Bergmannsmirakel), einzelne Gestalten (z. B. Bergmönch, Berggeist) werden herausgestellt. Nochmals nimmt der 6. Hauptabschnitt Motive der „Bergmännischen Sakralkultur“ auf, z. B. die der Fürbitte, der Bergwerksweihe, des Bergsegens und das von Schreiber zuerst herausgestellte „Türkenmotiv“, eine knappe Erinnerung an eine vor dreißig Jahren sehr fruchtbar eingeleitete Wegrichtung der historischen Volkskunde. Einige weitere kurze Abschnitte, so über „Bergverwandte“ oder über die Bergwerke Westfalens, über den „wehrhaften Bergmann“ über die Sonderstellung der grundbesitzenden, sesshaften Bergleute in Österreich, die sich noch auf dem Grabstein „k. k. Salinarbeiter und Gutsbesitzer“ nennen ließen, erweisen wieder einmal, wie aufgeschlossen Schreiber auch heute noch derartigen Problemen ist, wie er durchaus gewillt ist, die Sonderproblematik derartiger Erscheinungen in größere Zusammenhänge zu stellen. Vielfach bleibt es dabei selbstverständlich nur beim Hinweis, beim ersten Ansatz. In der ganzen Darstellung handelt es sich ja fast nie um Schürfungen in die Tiefe, sondern eher um Ausweitungen, um Geländegewinn in die Breite. Da bleibt mancher Hinweis wohl auch taub, mancher Versuch, sich über den Stoff hinaus zu erheben, klingt nach Rhetorik.

Aber dennoch ist das Buch sicherlich ebenso gewichtig und anregend wie Schreibers Hauptwerke aus seiner besten Zeit. „Deutschland und Spanien“ etwa, 1936 veröffentlicht, ist seinem Charakter nach ebenso breit angeregt, von ebenso weitem Ausgriff in ein schier unübersehbares Quellengebiet, vielleicht auch von gleich geringem Tiefgang, wenn man es von der Seite der strenger zugreifenden systematischen Volkskunde her betrachtet. Auch die Kenntnis Österreichs ist eigentlich kaum ge-

wachsen. Das Bergbau-Buch erweist wiederum, daß Schreiber von Österreich eigentlich nur Tirol kennt, daß ihn seine tiroler Freunde mit reichem Material auch für dieses Gebiet ausgestattet haben: vieles davon scheint erst im letzten Augenblick eingearbeitet worden sein. Der Zugang zu den weit bedeutenderen österreichischen Bergwerksgebieten vor allem der Steiermark bleibt Schreiber dementsprechend fast verschlossen, und auch die ganze Problematik gerade hinsichtlich der religiösen Haltung des Bergmannes, die sich in Innerösterreich wie im Erzgebirge etwa wandelte, kommt damit nicht zur Geltung. Man könnte nach Schreibers Werk meinen, es gäbe eine seit dem Mittelalter ungebrochene deutsche Bergmannsfrömmigkeit. Die ungeheure Bedeutung der Bergleute im Reformationszeitalter, der Wandel ihrer neuerungssüchtigen Geistigkeit im Anbruch der Neuzeit, die Schaffung der neuzeitlichen Volkskultur in den Ostalpenländern durch diese Haltung, das alles bleibt unberücksichtigt. Von den Wandlungen im 19. und 20. Jahrhundert ganz zu schweigen.

Man wird sich also bei diesem Werk des hohen Alters an das zu halten haben, was es positiv bietet, und von jüngeren Nacharbeitern erst verlangen dürfen, was hier allen Voraussetzungen nach eben nicht gegeben werden konnte.

Leopold Schmidt

Gesammelte Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens. Bd. 19 und 20
(= Spanische Forschungen der Görresgesellschaft, I. Reihe, Bd. 19 u. 20)
IX und 308, bzw. 312 Seiten, 17 Abb. auf Tafeln. Münster in Westfalen
1962, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. DM 28,50.

Die beiden stattlichen Bände bilden zusammen die Festschrift zum 80. Geburtstag von **Georg Schreiber**, der somit mindestens bereits die vierte Festschrift in seinem Leben erhält. Diesmal werden besonders die spanischen Beziehungen seines umfangreichen Lebenswerkes herausgestellt. Der 1. Band der Festschrift enthält die historischen und kulturhistorischen Beiträge, darunter so interessante wie den von **Richard Konezke** „Zur Geschichte des spanischen Hídalgo“. Der 2. Band umfaßt volksgeschichtliche und volkskundliche Beiträge. Infolge der persönlichen Beziehungen des Jubilars zu Tirol sind nicht weniger als vier tirolische Beiträge enthalten, die zum Teil recht wichtig sind. Am wichtigsten sicherlich der umfangreiche Artikel von **Anton Dörrer** „Die Kümmeris als bräutliches Seitenstück zu Oswald, dem englischen König der altdeutschen Spielmannsdichtung, im europäischen Dreieck: Niederlande, Alpen und Iberien“ (S. 139 — 213). Der ausführliche, nicht unbedingt verständliche Titel soll darüber nicht hinwegtäuschen, daß es sich im wesentlichen um eine ausgiebige Dokumentierung der etwa hundert Kümmeris-Bezeugungen in ganz Tirol handelt, deren verschiedene Beziehungen von Dörrer mit Kenntnis der ganzen Lokalliteratur herzustellen versucht werden. Viele Seitenwege, beispielsweise der über die Notburga-Legende, sind offenbar nur durch die Notburga-Forschung der Gegenwart, besonders durch Pfaunders Buch, ausgelöst, und bringen für die Kümmerisforschung keinerlei Gewinn. Dennoch stecken in der nur mühsam lesbaren Arbeit viele Anregungen. — Mit der Notburga-Forschung hängt auch der schmale Artikel von **Hans Hohenegg** „St. Isidor und seine Verehrung in Tirol“ zusammen. Zum spanisch angeregten Fronleichnamsbrauchtum dagegen gehört der Artikel von **Franz Grass** „Partisaner begleiten das Sanctissimum. Einwirkungen Spaniens auf österreichische und süddeutsche Sakralkultur.“ Volks- und kulturgeschichtlich ist der Artikel von **Nikolaus**

Grass „Tiroler in Spanien“, der beispielsweise auf tiroler Bergknappen in Spanien aufmerksam macht. Von den anderen Artikeln des Bandes, die sich wieder stärker auf Schreibers altes, weites Arbeitsgebiet, die religiöse Volkskunde, beziehen, seien besonders die Abhandlungen von Rudolf Henggeler „S. Jacobus Major und die Innerschweiz“ und von Theodor Kurrus „Zum Kult der Jesuiten-Heiligen im Breisgau“ hervorgehoben. Kurrus sieht die Verehrung der Jesuiten-Heiligen richtig im Zusammenhang mit der vorderösterreichischen Herrschaft im Breisgau. Die Festschrift schließt mit einer sehr nützlichen Bibliographie „El Folklore religioso en Espana“ von José Vives, die sich auf die spanischen Veröffentlichungen der Jahre von 1940 bis 1960 bezieht. In diesem Fall hätte man wohl kurze deutsche Inhaltsangaben gewünscht, die übrigens auch bei den anderen spanisch geschriebenen Artikeln der beiden Bände nicht hätten fehlen sollen. Auch ein Register über die ganze Festschrift wäre wohl nützlich gewesen.

Leopold Schmidt

Hans Künkel, *Auf den kargen Hügeln der Neumark. Zur Geschichte eines Schäfer- und Bauerngeschlechtes im Warthebruch (= Ostdeutsche Beiträge aus dem Göttinger Arbeitskreis, Bd. XXI) Würzburg 1962. 147 Seiten, 13 Bilder, DM 12,80*

Der bekannte philosophisch-psychologische Schriftsteller Hans Künkel, der erst vor kurzem verstorben ist, hat in diesem nachgelassenen Buch eine Art von Geschichte seiner in der Neumark, im Oder- und Warthebruch beheimateten Familie geschrieben. Das feinsinnige Werk gewährt sehr schöne Einblicke in das Werden dieser preußischen Kulturlandschaft und in das Wesen ihrer Menschen, die allmählich von Schäfern in der alten Bruchlandschaft zu Gutsherren auf den entsumpften Roggenböden im Bezirk Landsberg an der Warthe wurden. Schwer zu fassen, daß dieses so ganz durch eigene Tüchtigkeit gewonnene Land heute nicht zu Deutschland gehören soll.

Die Einfühlung in das Wesen seiner Vorfahren, in das des alten Schäfers Daniel Spremberg wie in jenes des ersten großen Bauern August Wilhelm Künkel, ihrer Frauen und ihrer Kinder, ist dem Urnenkel vorzüglich gelungen. Daß alle dafür einstmals als Grundlage vorhandenen Familienpapiere und Bildnisse 1945 untergegangen sind, gehört auch zu jenen Dingen, die eben nicht zu fassen sind. Umso mehr wird man aber dieses Buch als Gewinn begrüßen.

Dies auch dann, wenn man sich bewußt macht, wie doch eine auch nur einigermaßen ausreichende volkskundliche Schulung eine solche rückerinnernde Darstellung noch weit mehr hätte anreichern können. Unsere Betrachtungsweise hat die Eigenart, unbeachtete Dinge, „Unbedeutendes“, durch eine sachgerechte Bezeichnung zur Bedeutung zu erheben, den Schauenden und Erinnernden zum Bewußtsein zu bringen. Soviel von den Wirtschaftsunterschieden zwischen Schäfer und Bauer hier gesprochen wird, es fällt kaum ein Satz ab, der diese Unterschiede nun im Charakteristisch-Gegenständlichen erfassen würde. Soviel ich sehe, findet sich ein einziges Mal ein Hinweis auf ein bezeichnendes Gerät: S. 39 wird von einem „Dengelholz“ gesprochen, und der Urenkel glaubt dabei, daß der alte Mann mit diesem Holz seine Sense „gedengelt“ habe. Er hat sie selbstverständlich damit „gestrichen“, also gewetzt, wir nehmen den Beleg für die Neumark gern zur Kenntnis (vgl. Schmidt, Gestalttheiligkeit, Karte auf S. 72), müssen aber doch sagen, daß die entsprechende Einsicht in die volkskundliche Arbeit eben derartige Veran-

schaulichungsmöglichkeiten in viel größerer Zahl gewährt hätte. Ähnliches gilt auch für die geistige Volkskultur, für die vielleicht der Beleg S. 49 für eine merkwürdige spukhafte Begebenheit auffällt. Zu den Spukgeschichten im deutschen Nordosten wäre viel zu sagen, auch heute noch erinnert man sich gelegentlich sehr deutlich an dieses eigenartige Phänomen. Man vergleiche beispielsweise jetzt Josi von Koskull, Spukhäuser im Baltikum (= Die Baltische Bücherei, Bd. 8) Hannover-Döhren 1962.

Ein lesenswertes Erinnerungsbuch also, das durchaus auch volkskundliche Beachtung verdient.
Leopold Schmidt

Siebenbürgen, Land des Segens. Ein Liederbuch bearbeitet und herausgegeben von Erich Phelps unter Mithilfe vieler Landsleute und mit Unterstützung der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen in Deutschland, 2. Auflage. Verlag H. Meschendorfer, München 2, 1961. Preis Gln. DM 3,40.

Die zweite Auflage ist gegenüber der ersten mit vielen neuen mehrstimmigen Sätzen versehen und auch sonst verbessert worden. Sie enthält rund 40 Volkslieder, 50 Kunst- und Heimatlieder und einige volkstümliche Gesänge; von allen diesen 77 in siebenbürgisch-sächsischer Mundart und 23 Texte in Hochdeutsch. Die Volkslieder sind hauptsächlich den Sammlungen von Gottlieb Brandsch (Schriften der Deutschen Akademie, Heft 7 und Archiv für Siebenbürgische Landeskunde, Bd. 49) entnommen. Die Melodien (z. B. Nr. 12, Schloß in Österreich) und Texte (Nr. 66, Weltlauf) zeigen gelegentlich erstaunliche Übereinstimmungen mit Aufzeichnungen aus Niederösterreich. — Für die in alle Weiten verstreuten Landsleute wird das mit Holzschnitten von Hildegard Schieb geschmückte Büchlein ein Stück alter Heimat bedeuten.

Karl M. Klier

Siebenbürgisch-sächsische Leinenstickereien. Gesammelt und herausgegeben von Emil Sigerus. 42 Tafeln mit einem Vorwort von Hans Wühr. München, Verlag Hans Meschendorfer, 1961. DM 14,80

Im Jahre 1906 erschien die erste Auflage dieser Kreuzstickmuster-sammlung in Hermannstadt mit 18 z. T. mehrfarbigen Tafeln, auf denen 76 Muster veröffentlicht wurden, die Sigerus seit 1880 sammelte. Die neue Auflage zeigt auf 42 Farbtafeln — jeweils in einer Farbe — 204 Muster. Nur zehn Tafeln wurden aus der ersten Auflage übernommen, von zwei Tafeln wurden Teile wieder veröffentlicht, hingegen finden wir auf 28 Tafeln „neue“ Muster. Schließlich wurde auf den beiden letzten Tafeln der Versuch unternommen, die siebenbürgischen Ortswappen und das Landeswappen in einfarbigen Kreuzstich zu übersetzen. Der Herausgeber ist sich der Problematik dieses Unterfangens bewußt, will aber damit einem Wunsch der Siebenbürger entgegenkommen, da es üblich geworden sei, Wappen als Motive in Stickmuster aufzunehmen. Die wirklichen Wappenfarben gibt er im Text an. Die aus der ersten Auflage nicht mehr aufgenommenen Muster sind offensichtlich nach guter Überlegung weggeblieben, denn gerade diese entsprechen nicht ganz der alten Tradition. Vermutlich hatten sich darin modische Einflüsse der Stickereien des ausgehenden 19. Jahrhunderts bemerkbar gemacht. Schon 1906 klagt Sigerus über den beginnenden Verfall der reichen Stickkunst der Siebenbürger Sachsen und über den Abverkauf alter Stücke an herumwandernde Händler, das heißt Aufkäufer. Er hat damals nicht nur an

die Aufzeichnung der Muster gedacht, sondern wollte mit der Herausgabe auch den gänzlichen Verlust der guten alten Tradition verhindern. Heute verfolgt der Herausgeber einen ähnlichen Zweck, d. h. er stellt Stickvorlagen zur Verfügung, die aber gleichzeitig Quellenwert besitzen und von der unerhörten Fülle von Motiven und ihrer Ausgestaltung zeugen.

Im beigegebenen Vorwort beschäftigt sich H. Wühr mit dem Charakter der Muster, die ihre typische Prägung durch Symmetrie und Reihung erhalten, und erinnert an die Bedeutung dieser beiden Gestaltungs-komponenten nicht nur in der bildenden Kunst, sondern auch im Gottesdienst, in der Zeremonie, in der Natur. Sie stellen für Wühr ein Ordnungsprinzip dar, das er auch im Volksleben findet.

Schließlich gibt er noch einen kurzen Abriß der Geschichte der gezeichneten und gedruckten Vorbilder, der „geschriebenen Muster“ und der Modelbücher, durch die schon im 16. und 17. Jahrhundert Stickmuster verbreitet wurden.

Maria Kundgraber

Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde an der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Berlin, Akademie-Verlag.

Diese bei weitem wichtigste und umfangreichste Schriftenreihe im östlichen Deutschland von heute ist seit unseren letzten Berichten wieder bedeutend angewachsen. Es handelt sich wie schon mehrmals um so gewichtige Bände darunter, daß an dieser Stelle leider nur eine mehr minder kursorische Besprechung erfolgen kann.

Bd. 4/II: Wolfgang Steinitz, Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten. Bd. II. XLII und 630 Seiten, mit Noten und 31 Abb. Berlin 1962. DM 32.—

Acht Jahre nach dem Erscheinen des vielbemerkten 1. Bandes legt Steinitz nunmehr den zweiten, abschließenden Band seines Werkes vor. Er umfaßt in den fünf großen Hauptabschnitten die Lieder aus der Zeit von 1816 bis 1847, dann die Lieder aus den Revolutionsjahren 1848/1849, weiters „Beiträge zum politischen Arbeitervolkslied der Jahre 1850 — 1914“, ferner die Lieder aus dem ersten Weltkrieg 1914 — 1918 und schließlich „Lieder aus dem Kampf gegen Reaktion und Faschismus, für den Sieg des Sozialismus 1918 — 1933“. Die meisten Lieder der beiden ersten Abschnitte sind aus anderen Veröffentlichungen bekannt, sie haben die liedgeschichtliche Forschung beispielsweise von Robert F. Arnold (Polenlieder) oder John Meier (Heckerlieder) vielfach beschäftigt. „Volkslieder“ sind freilich viele der damals gesungenen mehr oder minder politisch-satirischen Couplets nicht gewesen. Mehr bänkelsängerischen Charakter tragen auch die meisten Achtundvierziger-Lieder, deren Sammlung und Erforschung ja auch bei uns schon früh begonnen hat. Das ketzerische Lied gegen Erzherzog Johann als Reichsverweser (Nr. 233) dürfte freilich auf Südwestdeutschland beschränkt gewesen sein.

Erstaunlich wenig umfangreich ist die 3. Gruppe, die der Arbeiterlieder vor 1914. Einige Streiklieder, so aus dem Saargebiet 1889, aus Crimmitschau 1903, vom Mansfelder Bergarbeiterstreik 1909, einige wenig kriegsfreundliche Soldatenlieder, das ist so ziemlich alles. Und bei großer Akribie in der Variantenauffindung ergibt sich doch immer

das Bild, daß es sich bestenfalls um „volkstümliche“ Lieder handelt. Für uns nicht uninteressant, daß das „Lied der streikenden Bauarbeiter von Löpptau“ (um 1890) sich als eine Kontrafaktur des sentimental Wienerliedes „Weißt du Mutterl, was mir träumt hat?“ entpuppt (Nr. 245).

Umfangreicher ist das Kapitel der „Lieder gegen Krieg und Hungerpolitik aus dem ersten Weltkrieg“. Da sind die vielen Zusatzstrophen zu bekannten Liedern angeführt, die eine kritische oder satirische Note enthalten, Kontrafakturen bekannter Soldatenlieder, wie sie bei uns vor allem durch E. K. Blümml und August Angenetter (Die Lieder der Einserschützen. Wien 1920) gesammelt wurden. Jedenfalls handelt es sich bei diesen oft merkwürdig lang weiterlebenden Wanderstrophen usw. um tatsächlich gesungenes Liedgut breiter Schichten.

Bei den „Liedern aus dem Kampf gegen Reaktion usw.“ dagegen handelt es sich wiederum um einseitiges Parteiliedgut, das über die engsten Rotfront-Kreise hinaus wenig bekannt gewesen sein dürfte. Um es richtig beurteilen zu können, müßte man ihm die Lieder der „anderen Seite“, also die Lieder der Baltikumkämpfer, des „Stahlhelm“ usw. gegenüberstellen. Nicht aus politischen Gründen — wie wohl selbstverständlich —, sondern um das gegenseitige Geben und Nehmen, das ungemein lebhaftes Kontrafaktoren-Verhältnis richtig einschätzen zu können. Für uns wieder interessant, daß beispielsweise das kommunistische Kampflied (Nr. 285) „Wer will mit uns gegen Orgesch ziehn“ eine direkte Kontrafaktur des altösterreichischen Radetzkyliedes „Wer will mit nach Italien ziehn“ darstellt.

Steinitz hat, unterstützt von einer Anzahl von Mitarbeitern, diesen Liedern und den vielen mit ihnen verbundenen Problemen alle erdenkliche Aufmerksamkeit gewidmet. Das Buch ist nicht nur rein technisch mit Bildern, Noten, Registern usw. vorzüglich ausgestattet, es ist auch liedgeschichtlich sehr gut gemacht, die oft sehr verwickelten Zusammenhänge sind mit Benutzung oft ganz unbekannter Quellen herausgearbeitet. Für einzelne bereits überschaubare Kapitel sind sogar eigene Darstellungsversuche unternommen, vgl. S. 428 Abb. 19 die „Karte zum Leunalied (1920—1939)“. Es wäre also grundverfehlt, so viel ernsthafte Bemühung zu verkennen. —

Bei unserer Besprechung (ÖZV XV/64, 1961, S. 224) vermiften wir einen Bd. 20, wogegen andere, spätere Bände schon vorlagen. Der Band liegt nun auch vor, es handelt sich um

Bd. 20: Waldemar Liungman. Die schwedischen Volksmärchen. Herkunft und Geschichte. XXVI und 382 Seiten. Berlin 1961.

In den Jahren 1949/1950 erschien die umfassende Ausgabe der schwedischen Märchen durch Liungman (Sveriges samtliga folksagor i ord och bild). Dazu folgte 1953 ein stattlicher Kommentarband (Varifran kommer vara sagor?), in geringer Auflage gedruckt und zu einem sehr hohen Preis verkauft. Das nützliche Buch wurde dementsprechend kaum bekannt. Seit Erscheinen liefen dementsprechend Bemühungen um eine zugängliche deutsche Ausgabe. Hier liegt sie nun vor, von Elsbeth Umlauf übersetzt. Man kann geradezu von einem Bolte-Polivka für die schwedischen Märchen sprechen. Das reiche Material, nach Aarne-Thompson gegliedert, läßt sich nun überblicken. Die Hinweise sind zwar meist sehr knapp, aber infolge der genauen Literaturnachweise zu reichend gestaltet.

Bd. 25: Wolfgang Jacobeit. **Schafhaltung und Schäfer in Zentral-europa bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts.** XV und 604 Seiten. 36 Abb. Berlin 1961.

Der geschichtlichen und kulturellen Stellung der Hirten und Schäfer wurde in den letzten Jahren mehr und mehr Beachtung geschenkt. Jacobeit, der sich seit langem um den Stoff bemüht, hat hier nun eine erste große Zusammenfassung vorgelegt, welche die Ergebnisse der eigenen wie der benachbarten Forschung einzuschmelzen bemüht ist. In durchaus sachlicher wirtschaftsetnographischer Art wird zuerst die Schafhaltung behandelt, dann kommt im zweiten, sehr umfangreichen Hauptabschnitt der Schäfer selbst zu seinem Recht. Die einzelnen Schäfer — nach Typen gegliedert — wie die Schäfervereinigungen finden ihre Darstellung, mit Beachtung der Schäferzünfte, der Schäferheiligen, kurz aller hierhergehörigen Komplexe. Große Bezirke werden eigens hervorgehoben, so die Schäferfeste. Dann wird noch der Schäfer in der dörflichen Gemeinschaft, auch als Heilkundiger und als Sagengestalt, behandelt, und schließlich folgt noch eine aufgegliederte Übersicht über das „Arbeitsgerät“ des Schäfers. Man merkt den Einfluß der vielen Vorarbeiten von Hornberger etwa wie von Heimberger, die Auswertung des Museumsgutes, wie es von Konrad Hörmann bis Rudolf Wetzler besonders liebevoll zusammengetragen wurde. Aber der große Überblick, die detaillierte Darstellung mit den vielen Vergleichsmöglichkeiten, die liegt eben doch erst durch diese umfassende Monographie vor. Manche landschaftliche Ausarbeitungen werden hier noch mit Nutzen anschließen können.

Bd. 28: Reinhard Peesch. **Die Fischereikommünen auf Rügen und Hiddensee.** Mit einem Beitrag von Wolfgang Rudolph und einem Beitrag über die Hausmarken auf Hiddensee von Karl Ebbinghaus. VIII und 367 Seiten, 174 Abb. Berlin 1961.

Wenn nicht Walter Mitzka 1933 über die „Deutschen Bauern- und Fischerboote“ (= Wörter und Sachen Beiheft 6) gearbeitet hätte, wäre das Gebiet dieser sehr bedeutenden Monographie wohl fast ganz unbekannt gewesen. Peesch hat es hier verstanden, nach den Vorarbeiten vieler Jahre (ein Fragebogen zu dem Thema erschien 1955) eine komplette Aufarbeitung des Fischerwesens an der deutschen Ostseeküste zu geben, mit Herausarbeitung der „Fischereikommünen“, der kleinen Gemeinschaften, die sich auf die Boote, die Garne, die Reusen usw. beziehen oder besser: bezogen, und die vielleicht das Thema in der heutigen Deutschen Demokratischen Republik so interessant machen. Die Umwandlung der alten „Kommünen“ in „Produktionsgenossenschaften werktätiger See- und Küstenfischer“ stellt ja das Gegenwartskapitel des Themas dar, das übrigens von Peesch nicht umgangen, sondern (S. 144 ff.) recht objektiv dargestellt wird.

Besonders wertvoll erscheint aber doch die genaue Aufnahme der alten Verhältnisse, der „Produktionsmittel“, also der Fanggeräte, der Boote und der Hausmarken von Rügen und Hiddensee. Die wichtigen Beiträge von Wolfgang Rudolph und von Karl Ebbinghaus mit ihren vielen instruktiven Abbildungen müssen dabei besonders angemerkt werden. Mit dem vielen eingearbeiteten Material stellt sich das Werk daher als ein würdiges Gegenstück zu dem bisher vielleicht schönsten derartigen Buch dar, nämlich zu Olof Hasslöf, *Svenska västkust-fiskarna* (Göteborg 1949), das nur vielleicht noch durch seine herrlichen Farbtafeln (nach älteren Gemälden) eine besondere Vorrangstellung einnimmt.

Leopold Schmidt

Das Limbacher Land. Ergebnisse der heimatkundlichen Bestandsaufnahme im Gebiet von Limbach-Oberfrohna und Hohenstein-Ernstthal. Bearbeitet in der Arbeitsstelle Dresden nach einem Grundmanuskript von Horst Strohbach und einer Untersuchung zur Geschichte der Arbeiterbewegung von Rudolph Strauß (= Werte der deutschen Heimat. Veröffentlichungen der Kommission für Heimatforschung, Bd. 5) 181 Seiten, mit 31 Abb. im Text, 8 Kunstdrucktafeln und 1 Übersichtskarte. Berlin 1962, Akademie-Verlag. DM 12,50

Eine neue Reihe, auf die gegenwärtigen Verhältnisse in der Deutschen Demokratischen Republik eingestellt, und von Wolfgang Steinitz als Vorsitzendem der herausgehenden „Kommission für Heimatforschung“ herausgegeben. Die Redaktion der Serie selbst liegt in den Händen des Dresdner Volkskundler Karl-Ewald Fritzsche. Er hat auch das durchaus sachliche Kapitel „Hofanlagen und Hausformen“ beigeleitet. Die Landschaft, westlich von Chemnitz am Nordabhang des Erzgebirges gelegen, ist als die geschichtliche Landschaft des Prinzenräubers Kunz von Kaufungen bekannt, mehr noch vielleicht als die Heimat von Karl May. Solche und ähnliche Themen werden in den präzise geschriebenen Texten auch durchaus berührt. Das Hauptgewicht liegt freilich auf der jeweiligen örtlichen Geschichte der Industrialisierung dieser Landschaft der Weber und der Metallverarbeitung. Und in diesem Rahmen wiederum wird die Geschichte der jeweiligen Arbeiterbewegung, insbesondere die Geschichte der kommunistischen Partei an den einzelnen Orten bis in die letzten Details festgehalten. Für das Verständnis der sächsischen Volkskultur von heute also zweifellos von Wichtigkeit.

Leopold Schmidt

Jaromir Jech. Tschechische Volksmärchen. Herausgegeben von J. J. 594 Seiten. Berlin 1961, Rütten & Loening.

Von der ostdeutschen Schriftenreihe „Volksmärchen. Eine internationale Reihe“ ist uns bisher der Band „Ungarische Volksmärchen“ von Gyula Ortutay bekannt geworden. Nunmehr liegt dieser stattliche Band tschechischer Märchen in deutscher Sprache vor. Die Übersetzung stammt von Franz Peter Künzel, die Fachredaktion dieser Übersetzung wurde am Institut für deutsche Volkskunde in Berlin von Gisela Schneidewind durchgeführt. Soviel ich sehen kann, sind diese Bemühungen sehr berechtigt, da es sich um eine sehr gute Ausgabe handelt. Jech ist ein Spezialist der Märchenforschung, der die 67 Volkserzählungen sehr bedacht ausgewählt hat. Es sind nicht durchwegs Märchen, sondern auch einige motivreiche Sagen und Schwänke aufgenommen. Ein ausführliches Nachwort gibt einen Abriss der tschechischen Märchenforschungsgeschichte, mit ausdrücklicher Berücksichtigung der Erzähler, die ja in der slavischen Volkserzählforschung immer schon stärker berücksichtigt wurden. Anschließend versucht Jech die Erzählungen, ihre Typen und Gruppen genauer zu charakterisieren. Manchmal, beispielsweise bei den Kaiser-Josef-Geschichten (S. 532) hat er vielleicht nicht an ein österreichisches Leserpublikum gedacht. Aber im allgemeinen handelt es sich um eine sachliche Darstellung, welche auch die Beeinflussung der tschechischen Erzähler durch die Grimmschen Märchen anerkennt. (S. 537 f.) Anschließend folgt ein Literaturverzeichnis und ein sehr gründlich gearbeiteter Anmerkungssteil, mit zum Teil bisher unveröffentlichten Erkenntnissen. Im Gegensatz zu manchen anderen Märchenveröffentlichungen, wo nur trockene Typennummern gegeben

werden, ist hier der Anmerkungs teil lebendig und lesbar gestaltet. Alles in allem also eine sehr wertvolle Neuerscheinung, die gerade für die österreichische Erzählforschung von großer Bedeutung ist.

Leopold Schmidt

Béla Krisztinkovich, **Habaner Fayencen**. Budapest, Corvina Verlag, 1962, 56 S. und 48 z. T. farbige Tafeln.

Béla Krisztinkovich, Budapest, der als Sammler und Kulturhistoriker sein ganzes Leben der Erforschung der Kultur der Wiedertäufer im heutigen slovakischen Raum oder Habaner gewidmet hat, legt mit diesem kleinen Büchlein auf nicht mehr als 43 Seiten eine ungewöhnlich aufregende Rechenschaft seiner Lebensarbeit vor. Aus dem Mißverhältnis Lebensarbeit-Seitenanzahl ergibt sich auch die Tatsache, daß fast jeder Satz nicht nur eine Zusammenfassung schwer erarbeiteter Ergebnisse, sondern gleichzeitig auch Andeutungen auf weitere Probleme, ja Hinweise auf ganz neu anzusetzende Forschungen enthält. Für den Fachmann ergibt sich daher die unbedingte Notwendigkeit, sich zu dem hier Gesagten erst den Anmerkungsband selbst zu schaffen, um ja nicht auch nur ein einziges der vielen Ergebnisse und Erkenntnisse zu übersehen oder gar mißzuverstehen. Aber warum soll es dem Habanerforscher denn anders ergehen, als den Habanern selbst, die in mühevollster Arbeit unzählige und z. T. sehr umfangreiche Erläuterungen zu den für sie wertvollen Stellen der Heiligen Schrift geschrieben haben.

Krisztinkovich, als Techniker mit allen Verfahren der Keramik-erzeugung vertraut, als kunstsinniger Sammler für stilkritische Analysen wie geschaffen, als historisch arbeitender Wissenschaftler für die Erfassung der vielfältigen kulturhistorischen Zusammenhänge geeicht, bringt aber noch eine ganz besondere Gabe mit, ohne die jegliches Bemühen um eine innere kulturhistorische Zusammenschau Stückwerk bleiben muß, die Gabe der intuitiven Erfassung der ungeheuer komplizierten Situation, wie sie die Verquickung von Glaubensströmungen und Gläubigenwanderungen im Zusammenspiel mit der religionspolitischen Entwicklung, von handwerklichen Assimilierungstendenzen kunstgewerblicher Einzelleistungen im Kraftfeld der Volkskunst und von Nivellierungserscheinungen geschlossener Gemeinschaften unter ständigen Auflockerungseingriffen seitens der darüber gelagerten Feudalschicht ergibt.

Unter diesen Umständen wäre es natürlich ein Unding, hier all das zusammenstellen zu wollen, was die Arbeit an Neuem bringt. Ob es nun die italienischen Wurzeln, die türkischen, holländischen oder gar chinesischen Einflüsse sind, die hier eingehend und unter neuen Gesichtspunkten herausgearbeitet werden, ob es die schöpferischen Künstlerpersönlichkeiten sind, sei es nun Benjamin Poley oder Emmericus Odler, die hier ihre Würdigung erfahren, ob es die Auflösungen der auf den Keramiken aufscheinenden Wappen und Initialen sind, die in Krisztinkovich als den in der ungarischen Adelsgeschichte einmalig beschlagenen Heraldiker ihren Meister finden, oder ob es die Einflüsse der unter den Habanern verbreiteten Schriften sind, die hier ebenso treffend eingeflochten werden, immer sind es doch nur Teile. Ausschnitte, hinter denen als große Leistung die kulturhistorische Synthese steht.

So danken wir Béla Krisztinkovich als dem Vater der modernen Habanerforschung, der sich die Begeisterung und Frische bis ins hohe

Alter bewahrt hat, für seine mühe- und entsagungsvolle Lebensarbeit und bekennen offen und ehrlich, von ihm und seinem Lebenswerk nicht nur manches, sondern sogar vieles gelernt und neue Impulse zur weiteren ernststen wissenschaftlichen Arbeit empfangen zu haben.

Mit einem Wort: es ist ein Lebenswerk, für das es sich lohnt, zu leben. Adolf Mais

Schwedische Volkskunde. Quellen/Forschung/Ergebnisse. Festschrift für Sigfrid Svensson zum 60. Geburtstag am 1. Juni 1961.
511 Seiten. Stockholm 1961, Almqvist und Wiksell.

Der seltene Fall, daß man eine Festschrift aus vollem Herzen begrüßen kann: Ein sinnvoll gemachter Band, der die heutige schwedische Volkskunde in deutscher Sprache zur Darstellung bringt, und gleichzeitig einem Gelehrten dargebracht, der sich die Verbindung der schwedischen und der deutschen Volkskunde immer hat angelegen sein lassen. Vgl. etwa seinen Beitrag: Nordische Volkskunde-Forschung 1940 bis 1949 (Hessische Blätter für Volkskunde, Bd. XLIII, S. 64 ff.). Es ist doch so, daß die in den skandinavischen Sprachen, ja sogar die in englischer Sprache abgefaßten skandinavischen Beiträge bei uns verhältnismäßig wenig beachtet werden. Insbesondere die reiche skandinavische Märchen- und Sagenforschung kommt bei uns so gut wie gar nicht zur Auswirkung.

Hier kann nun der vorliegende Band weitgehend Abhilfe schaffen. Die hervorragenden Vertreter des Faches in Schweden stellen jeweils ihr eigenes Fachgebiet dar, zum Teil rein von den eigenen Forschungen ausgehend oder darüber berichtend, zum Teil aber einen ganzen Überblick einschließlich der Forschungsgeschichte erstellend. Wenigstens in Kürze sollen die Beiträge hier genannt werden: Gösta Berg behandelt die „Erforschung der schwedischen Volkskultur“ im Sinn einer Forschungsgeschichte. John Granlund gibt einen sehr selbständigen, interessanten Bericht über den „gegenwärtigen Stand der schwedischen Volkskunde“. Der Religionshistoriker Hilding Pleijel behandelt den „religions- und kirchengeschichtlichen Hintergrund der schwedischen Volkskultur“, wogegen Jerker Rosen den „sozialgeschichtlichen Hintergrund“ darstellt. Das in unserer Zeit der Kulturgeographie sehr wichtige Gebiet der „Kulturgrenzen und Kulturwege“ behandelt Sam Owen Jansson. Dann setzen die Abhandlungen über die einzelnen Teildisziplinen ein. Unser Ehrenmitglied Sigurd Erixon schreibt über sein Spezialgebiet der „Dörfer und Flurstrukturen“. Albert Eskeröd gibt einen sehr wertvollen Abriss der „Sozialen Organisation“. Den herkömmlichen „Bodenbau“ behandelt Ragnar Jirlow, wogegen die alte „Viehhaltung“ Albert Sandklef anvertraut erscheint. Nur für die Pferde hat man den ungarischen Gast Matyas Szabo herangezogen. Die „Jagd“ ist das Gebiet von Sture Lagercrantz, die „Fischerei“ wird selbstverständlich von Olof Hasslöf behandelt. Das „Handwerk“ hat Bengt Bengtsson zum Bearbeiter, der „Handel“ den Wirtschaftswissenschaftler Börje Hanssen. Schön und nützlich die drei Kapitel über das häusliche Leben: „Bauweise und Inneneinrichtung“ von Gösta von Schoultz, „Kleidung“ von der bedeutenden Spezialistin Anna-Maja Nylén, und die „Kost“ von Brita Egardt. Aus der besonderen Tradition Lunds heraus, also aus der Schule von Martin Nilsson wie von C. W. von Sydow stammt das Kapitel „Jahresfeste, Arbeitsfeste Kalender“ von Jan-Öjvind Swahn, den „Festkreis des Lebens“ behandelt Nils-Arvid Bringéus. Der Religionshistoriker von Uppsala Carl-Martin Edsman dagegen stellt den „Volksglauben“ dar. Wieder auf

der reichen Lunder Gelehrtentradition fußend behandelt die große Spezialistin Anna Brigitta R o o t h „Märchen und Sage“. Das „Volkslied“ schließlich wird von Bengt R. J o n s s o n vom schwedischen Liederarchiv (Svenskt Visarkiv) in Stockholm dargestellt.

Man sieht, es wird ein stattlicher Reichtum ausgebreitet, und zwar mit Aufweisung dessen, was schon getan ist, wie auch mit Anmeldung von begründeten Forderungen für die Zukunft. Von sehr vielen Einrichtungen und Veröffentlichungen hat man außerhalb Schwedens wohl kaum schon in zureichendem Ausmaß Kenntnis genommen. Umso erfreulicher, daß sie alle nun bei diesem Anlaß bekannt gemacht erscheinen. Damit stellt sich diese Svensson-Festschrift als ein bedeutender Schritt zum gegenseitigen besseren Kennenlernen seitens der schwedischen wie der deutschen Volkskunde dar. Leopold S c h m i d t

The Frank C. Brown Collection of North Carolina Folklore, Durham, North Carolina, Duke University Press.

Vor zehn Jahren begann diese umfangreiche Ausgabe des seit langem gesammelten Volkskulturgutes von Nord-Karolina. Wir haben damals bereits darauf aufmerksam gemacht (ÖZV VIII/57, 1954, S. 64), und möchten nun, da von dem auf sieben Bände geplanten Werk bereits der VI. Band erschienen ist, wenigstens erneut hinweisen. Die ersten Bände waren ganz dem Liedgut der Landschaft gewidmet. Der V. Band, der 1962 erschien, enthielt „The Music of the Folk Songs“, betreut von Jan Philip S c h i n h a n. Der VI. Band, 1961 erschienen, betitelt sich „Popular Beliefs and Superstitions from North Carolina“ und hat Wayland D. H a n d, der schon vom I. Band an als Mitherausgeber zeichnet, zum Bearbeiter. Der stattliche Band (LXXI und 664 Seiten) umfaßt nicht weniger als 4783 Einzelaufzeichnungen von Volksglaubensmeinungen. Es steckt ungeheuer viel Volksmedizin und häuslicher Volksbrauch in diesen Aufzeichnungen, die Hand vorteilhafterweise gleich mit verwandten Aufzeichnungen aus anderen amerikanischen Bundesstaaten konfrontiert hat. Man kann also bei diesem Werk, wohl dem umfangreichsten, das bisher in den Vereinigten Staaten erschienen ist, allmählich auf einen gedeihlichen Abschluß hoffen. Leopold S c h m i d t

Anzeigen / Einlauf 1961—1962

Wallfahrtsvolkskunde

(A n o n y m), I mille Santuari Mariani d'Italia illustrati. Raccolta dei Santuari Mariani d'Italia con appendice dei Santuari Mariani nazionali esteri e breve guida per il pellegrino. 1200 santuari descritti ed illustrati, 300 santuari minori citati. XXIV und 972 Seiten, mit 2550 Abb., 20 Farbtafeln. Roma o. J. (1960). Associazione Santuari Mariani

16.681

Hans B a c h m a n n, Die historischen Grundlagen der Notburgallegende. Zum mittelalterlichen Eigenkirchenwesen des Achenseegebietes (mit einer Karte) (Tiroler Heimat, Bd. XXIV, Innsbruck 1960, S. 5—49).

16.137

Anton B a u e r, Die Loretokapelle zu Rosenheim im Kranze der Loretokapellen der Münchener Erzdiözese (Zeitschrift des Historischen Vereins Rosenheim und Umgebung „Das bayerische Oberland“, 32. Jahresband, 1962, S. 165—216, mit Abb.).

16.854

Romuald B a u e r r e i ß, Das „Lebenszeichen“. Studien zur Frühgeschichte des griechischen Kreuzes und zur Ikonographie des frühen Kirchenportals (= Veröffentlichungen der Bayerischen Benediktinerakademie, I) 67 Seiten, 67 Abb. im Text und auf Tafeln. München 1961.

16.473

Clemens B ö h m e, Zur Herstellungstechnik der Eisenvotive (Bayrisches Jahrbuch für Volkskunde, 1959, S. 41—46, mit 1 Bildtafel)

16.329

(Walter B o l l), Kirchliche Kunstschätze aus Regensburg. Katalog der Ausstellung im Museum der Stadt Regensburg. 12 Seiten, zahlreiche Bildtafel. Regensburg 1962.

16.754

Ansgar M. B r e h m, Mariahilf. Wallfahrts-, Kloster- und Pfarrkirche der Minoriten in Graz (= Christliche Kunststätten Österreichs, Nr. 18) 16 Seiten, Abb. im Text. Salzburg 1961.

16.462

Wolfgang B r ü c k n e r, Neue Beiträge zur Walldürner Wallfahrt (Der Odenwald. Heimatkundliche Zeitschrift des Breuberg-Bundes, H. 3, 4, 1961 und 1, 1962. Sonderdruck 20 Seiten, Abb. im Text)

16.881

Christian C a m i n a d a, Die verzauberten Täler. Die urchenheitlichen Kulte und Bräuche im alten Rätien. 326 Seiten, XXIV Tafeln, Zeichnungen und Noten im Text. Olten und Freiburg 1961.

16.292

Arnoldo C i a r r o c c h i und Ermanno M o r i, Le tavolette votive italiane. 285 Seiten, 23 Schwarzweißbilder, 116 Farbbilder. Udine 1960.

16.502

E. D o n c k e l, S. Martinuskult und S. Martinusbrauch in Luxemburg. Einst und jetzt. Eine vorläufige Materialiensammlung. (Sonderdruck aus: Blätter der ACML, 1961. 43 Seiten, Abb. und 1 Karte im Text)

16.715

Hans Dünninger, *Processio peregrinationis. Volkskundliche Untersuchungen zu einer Geschichte des Wallfahrtswesens im Gebiet der heutigen Diözese Würzburg* (Sonderdruck aus: *Würzburger Diözesan-Geschichtsblätter*, Bd. XXIII, 1961, S. 53 — 176 und Bd. XXIV, 1962, S. 52 — 188) 16.472

Josef Dünninger, *Die Marianischen Wallfahrten der Diözese Würzburg*. 168 Seiten, 65 Abb. auf Tafeln, 8 Farbtafeln. Würzburg 1960. 16.025

(Erich Egg), *Ausstellung Paul Troger, der Maler des österreichischen Barock. Katalog der gleichnamigen Ausstellung im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum*. 72 Seiten, 4 Farbtafeln, 37 Abb. auf Tafeln. Innsbruck 1962. 16.755

Victor H. Elbern, *Das erste Jahrtausend. Kultur und Kunst im werdenden Abendland an Rhein und Ruhr. I. Tafelband: XXXV und 448 Bildtafeln, 4 Karten, 2 Skizzen, 104 Seiten. II. Textband: 566 Seiten, Bildtafeln, Skizzen im Text. Düsseldorf 1962.* 16.690

Jose E. Espinosa, *Saints in the Valleys. Christian sacred images in the history, life and Folk art of Spanish New Mexico*. XIII und 122 Seiten, 46 Abb. The University of New Mexico Press. 1960. 16.820

Herbert Fischer, *Heilgebärden (Antaios, Bd. II, Stuttgart 1960, S. 318 — 347, Tafeln V — VIII mit 22 Abb.)* 16.947

Tue Gad, *Legenden i dansk middelalder. VIII und 297 Seiten. Kopenhagen 1961.* 16.468

Svante Hallberg, *Rune Norberg und Oloph Odenius, Petrus Martyrens död. Ett sphragistiskt bidrag till helgonets äldre ikonografie. (Fornvännen, H. 5 — 6, 1960, S. 239 — 259, mit 12. Abb. im Text)* 16.035

Claus Hansmann, *Kunterbunter Bauernhimmel (Hinterglasbilder). Einführung von Gislinde Ritz. 70 Seiten, 31 Farbbilder, 24 Abb. im Text. München 1961.* 16.389

Hans Heid, *Die Lautenbacher Wallfahrtskirche. Der Geist der Spätgotik in Baukunst, Plastik und Malerei am Oberrhein (= Studien zur deutschen Kunstgeschichte, Bd. 327). 131 Seiten, zahlr. Abb. Baden-Baden und Straßburg 1960.* 16.363

Hans Hoehenegg, *St. Isidor und seine Verehrung in Tirol (Spanische Forschungen der Görresgesellschaft, 1. Reihe: Gesammelte Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens. Bd. 20, S. 214 — 224, 1 Bildtafel)* 16.855

Maurus Kramer, *Eben am Achensee, Tirol. St. Notburg, ihre Verehrung und ihre Kirche (= Christliche Kunststätten Österreichs, Nr. 9) 16 Seiten, zahlr. Abb. Salzburg 1960.* 16.020

Adalbert Krause, *Die heilige Hemma. 72 Seiten, VIII Bildtafeln. Klagenfurt 1960.* 16.065

Adalbert Krause, *Ein deutscher Kalender aus der Mitte des 15. Jahrhunderts. Cod. 757 der Admonter Stiftsbibliothek (Biblos. Österreichische Zeitschrift für Buch- und Bibliothekswesen, Bd. X, 1961, H. 4, S. 1 — 16).* 16.792

Edgar Krausen, *Die Blutweihebriefe der Kurfürsten Maximilian I. und Ferdinand Maria von Bayern (Archivalische Zeitschrift, Bd. 57, 1961, S. 52 — 56, 1 Bildtafel).* 16.322

- Edgar Krausen, Marienberg — eine erloschene Wallfahrt der Zisterzienser von Raitenhaslach (Österreichische Zeitschr. für Volkskunde, Bd. XV/64, 1961, S. 250 — 254). 16.533
- Leopold Kretzenbacher, Heimat im Volksbarock. Kulturhistorische Wanderungen in den Südstalpalenländern (= Buchreihe des Landesmuseums für Kärnten, Bd. 8) 181 Seiten, 24 Abb. auf Tafeln. Klagenfurt 1961. 16.434
- Charles Maillier, Le culte de saint Martin en Pays Drouais. 45 Seiten, Abb. und 1 Karte im Text. Dreux o. J. 16.503
- Hermann Mathie, Die Wallfahrtskirche Maria-Trost in Berg bei Rohrbach (Oberösterreich. Landschaft, Kultur, Wirtschaft, Fremdenverkehr. Bd. 10, Linz 1960/61, H. 3/4, S. 63 — 65, Abb. im Text) 15.942 c
- Werner Müller, Die heilige Stadt. Roma quadrata, himmlisches Jerusalem und die Mythe vom Weltnabel. 304 Seiten, 54 Textabb., 20 Bildtafeln. Stuttgart 1961. 16.302
- Johannes Neuhardt, St. Ulrich am Pillersee, Tirol (= Christliche Kunststätten Österreichs, Nr. 25) 16 Seiten m. Abb. Salzburg 1962. 16.840
- L. Novelli und M. Massaccesi, Ex voto del Santuario della Madonna del Monte di Cesena. Presentazione del Prof. Mario Salmi. 187 Seiten, 192 Tafeln, 10 Farbtafeln. Forlì 1961. 16.669
- Ulrich Ocherbauer, St. Cäcilia. Filiationkirche der Pfarrkirche St. Georgen ob Murau, Gemeinde Bodendorf, Bezirk Murau, Steiermark. 20 Seiten, 8 Abb. auf Tafeln, 1 Plan. Graz o. J. 16.217
- Oloph Odenius und Herbert Näslund, Erik Peter Sehan, Avhandling om nagra ännu kvarlevande folkliga föreställningar i Norrland knutna särskilt till kyrkliga ceremonier (Abhandlung über einige noch überlebende volkstümliche Vorstellungen in Norrland, besonders von kirchlichen Zeremonien) (Forum theologicum, 1961, S. 138 — 150, 1 Abb. im Text). 16.204
- Oloph Odenius, En legend om S. David av Munktorp. Nagra anteckningar kring ett senmedeltida lektionariefragment (Fornvännen, 1961, H. 1, S. 26 — 40, 3 Abb. im Text). 16.714
- Hadmar Özelt, Maria Moos in Zistersdorf, N.Ö. (= Christliche Kunststätten Österreichs, Nr. 10) 16 Seiten, zahlr. Abb. Salzburg 1960. 16.022
- Busso Peus, Wallfahrtsmedaillen und andere religiöse Medaillen. Katalog der Münzenhandlung B. P. 44 Seiten. Frankfurt am Main, o. J. 16.429
- Arno Pfaffrath, Die Legende vom Heiligen Hubertus. Ihre Entstehung und Bedeutung für die heutige Zeit und für die Hubertusfeiern. 80 Seiten, 13 Abb. auf Tafeln. Hamburg und Berlin 1961. 16.386
- Wolfgang Pfandler, Sankt Romedius, Ein Heiliger aus Tirol (= Sammlung Heilige aus Österreich, Bd. 1) 141 Seiten, zahlr. Abb. Wien 1961. 16.000/1
- Wolfgang Pfandler, Sankt Notburga. Eine Heilige aus Tirol. Eine Bildgeschichte in drei Teilen (= Sammlung Heilige aus Österreich, Bd. 2) 315 Seiten, zahlr. Abb. Wien 1962. 16.000/2

Georg Reitter, Die Votivtafeln von St. Chrysanthen. Religiöse Volkskunstwerke aus einer heimischen Wallfahrtskirche (Bundesrealgymnasium Lienz, Jahresbericht 1960/61, S. 7 — 17, mit 10 Abb.)

16.642

Georg Reitter, Die Weiheurkunde von St. Chrysanthen. Ein Originalpergament aus dem Jahre 1485 (Bundesrealgymnasium Lienz, Jahresbericht 1961/62, S. 7 — 10)

16.871

Erwin Richter, Die Opferung eiserner Bärmutterkrötenvotive im schwäbischen Sonderkult des heiligen Rochus als himmlischer Gynäkologe. Ein volksmedizinisch-geschichtlicher Beitrag zur württembergischen Wallfahrtskunde (Württembergisches Jahrbuch für Volkskunde, 1959/60, S. 72 — 92, 1 Bildtafel mit 3 Abb.)

15.987

Xavier Rousseau, Contribution a l'étude du Folk-lore Normand. Saints Protecteurs, Saints Guerisseurs du Pays d'Argentan. 182 Seiten, Abb. im Text, 2 Bildtafeln. La Ferté-Macé, o. J.

16.500

Robert Schindler, Die Siebenschläfer, ihre Legende, ihr Kult, ihr Brauchtum (Ostbairische Grenzmarken, N.F., Bd. V, Passau 1961, S. 195 — 199)

16.526

Peter Schlor, Die Pfarrkirche St. Nikolaus zu Priggwitz. Kurzer Führer, 12 Seiten, 2 Abb. im Text. Selbstverlag des Pfarramtes Priggwitz, N.Ö., 1961.

16.235

Leopold Schmidt, Ein Hernalser Mirakel-Lied von 1729 (Wiener Geschichtsblätter, 16./76. Jg., 1961, S. 263 — 268)

16.212

Leopold Schmidt, Aus der Verehrungsgeschichte des heiligen Thomas von Canterbury in Österreich (Österreich und die angelsächsische Welt. Festschrift für Baschiera, herausgegeben von Otto Hietsch. Wien 1961, S. 325 — 337, 1 Bildtafel).

16.326

Leopold Schmidt, Rudolf Kriss (Schönere Heimat, Bd. 51, München 1962, S. 446 — 447, 1 Abb.)

16.648

Leopold Schmidt, „Post sex“. Zu einem Bild der Wolfgangslgende in Niederösterreich (Österr. Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XVI/65, 1962, S. 96 — 99, 1 Bildtafel).

16.779

Leopold Schmidt, Patritiusverehrung im Burgenland und in den angrenzenden Gebieten von Niederösterreich und Steiermark. (Burgenländische Heimatblätter, Bd. 24, Eisenstadt 1962, S. 148 — 160)

16.884

Leopold Schmidt, Ein Mirakelbild der Wolfsberger Hostienlegende (Carinthia I. Bd. 152, 1962, Beigabe: Festschrift für Gotthard Moro. Klagenfurt 1962, S. 227 — 231. Mit 1 Abb.)

16.914

Ernesto Soares, Inventário da colecção de registos de santos. (Inventar der Heiligenbildersammlung). Organizado e prefaciado. XXXIX und 491 Seiten, zahlr. Abb. im Text. Lissabon 1955.

16.357

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde
Alle Rechte vorbehalten
Druck: Holzwarth & Berger, Wien I
Wien 1962